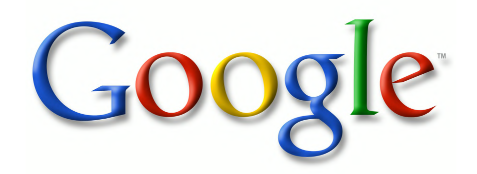
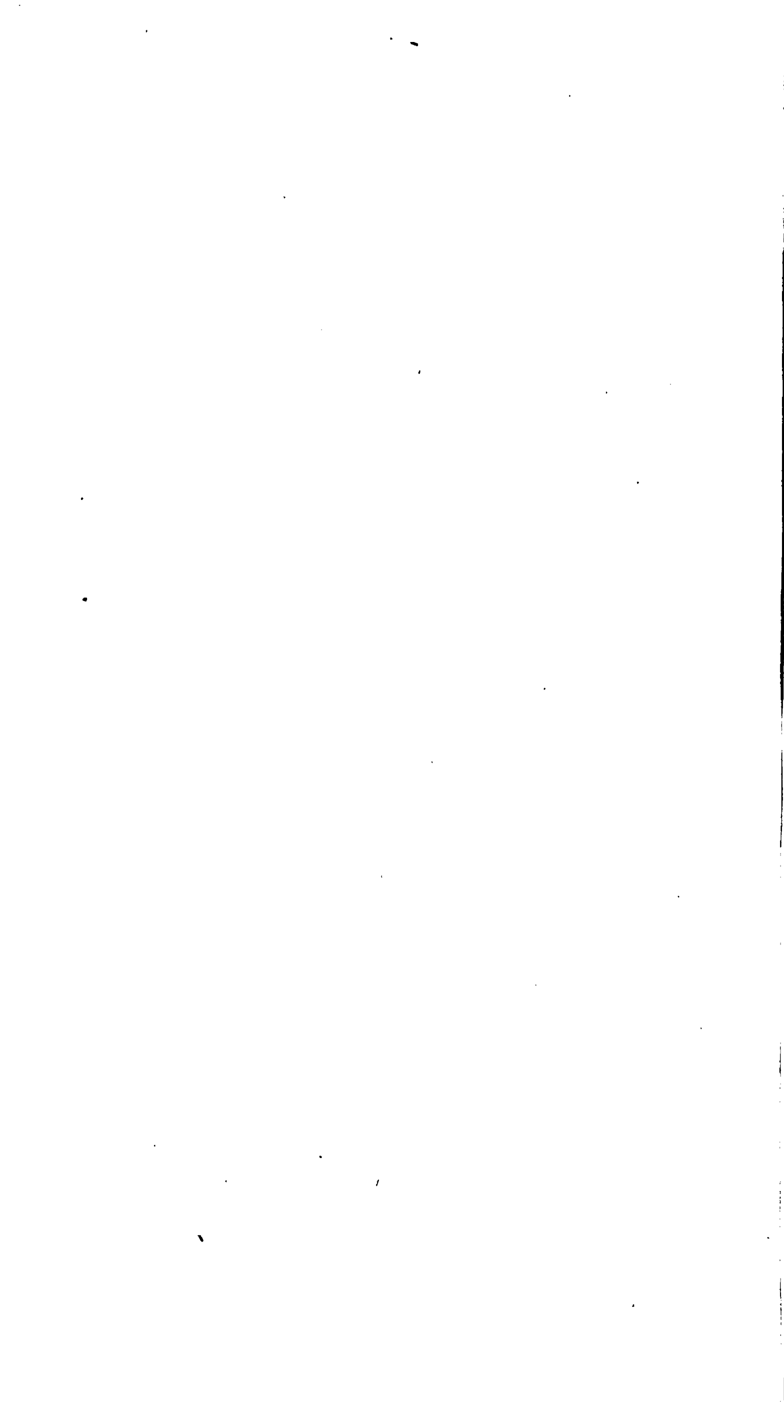
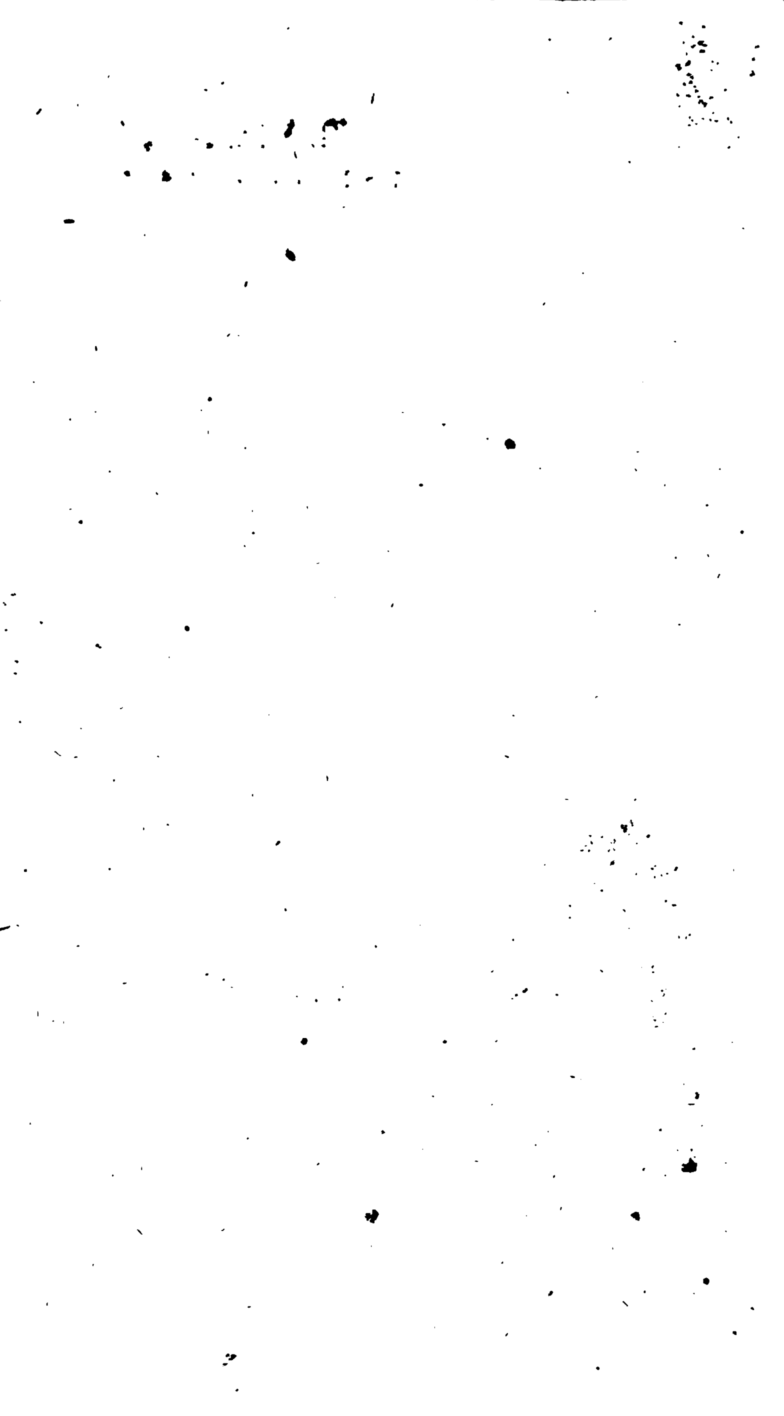












Historische Nachrichten
und
politische Betrachtungen
über die
französische Revolution

von
Christoph Girtanner
der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst Doktor; der Königl. medizinischen Societäten zu Edinburgh und London, so wie auch der litterar. und philos. Societät zu Manchester Ehrenmitgliede; der Königl. Societät der Wissenschaften zu Edinburgh, und der naturforschenden Gesellschaft zu Paris auswärtigem Mitgliede; u. s. w.

Vierter Band.
Mit einem Kupfer.

Verum longe abest, ut id fieri possit, ut omnes scilicet praefinito loquantur. Sed contra, quo magis libertas loquendi hominibus adimi curatur, eo contumacius contra nituntur: non quidem avari, adulatores, & reliqui impotentes animi, quorum summa salus est, nummos in arca contemplari, & ventres distentos habere; sed ii, quos bona educatio, morum integritas, & virtus liberiores fecit. Cum itaque humanam naturam sic comparatam esse constet, sequitur, leges, quae de opinionibus conduntur, non scelestos sed ingenuos respicere, nec ad malignos coercendum, sed potius ad honestos irritandum condi, nec sine magno imperii periculo defendi posse.

Spinoza *Tract. theologico-polit.*

Berlin 1792.
Bei Johann Friedrich Unger.

Vorrede.

Mit der Schüchternheit eines Schriftstellers, der da lebhaft fühlt, daß die Arbeit, welche er auszuführen unternommen hat, seine Kräfte übersteige, und durchdrungen von der Hochachtung, welche jeder einzelne Mann dem Publikum, so wie jeder Schriftsteller seinen Lesern schuldig ist, trete ich jetzo zum vierten male auf, und bitte um gütige Nachsicht, wenn auch dieser Band die Erwartungen nicht erfüllen, und den Forderungen, welche an einen Geschichtschreiber gleichzeitiger Begebenheiten gemacht werden könnten, nicht entsprechen sollte. Ich kenne die Mängel und Fehler der ersten drei Bände meines Buches, und ich habe gegründete Ursache zu vermuthen, daß auch der gegenwärtige vierte Band von denselben nicht frei seyn werde. In einem künftigen Nachtrage zu diesem Werke werde ich alle Berichtigungen, die ich erhalten und dankbar benutzt habe, bekannt machen. Ich versichere, daß ich aufrichtig die Wahrheit zu erfor-

schen, und dieselbe rein und unverfälscht vorzutragen bemüht gewesen bin. Da aber einige Männer, für deren Verstand und Kenntnisse ich die größte Hochachtung hege, mündlich und schriftlich behauptet haben: der Gesichtspunkt, aus welchem die französische Revolution angesehen und beschrieben werden müsse, seye in meinem Buche verfehlt: so hat dieses Urtheil (ich gestehe es gerne) mich zweifelhaft, und gegen mich selbst mißtrauisch gemacht. Ich war sogar entschlossen, diese Schrift nicht weiter fortzusetzen. Und ich würde diesem Entschlusse getreu geblieben seyn, wenn nicht Aufforderungen, die an mich geschahen, eine angefangene Arbeit nicht unvollendet liegen zu lassen, mich bewogen hätten, in der einmal angefangenen Erzählung weiter fortzufahren. Die Urtheile der Menschen über alle Begebenheiten in der Welt sind verschieden; und wer darf es wagen, zu entscheiden: was Wahrheit und was Irrthum sey!

Der folgende Band wird eine Erzählung der letzten Tage des Grafen von Mirabeau, der Beschimpfungen, welche die königliche Familie am 18 April 1791. von dem Pariserpöbel erdulden mußte, die Geschichte der Flucht des Königs, so wie auch viele andere wichtige und bisher noch unbekannte

Nachrichten enthalten, über welche mir die Aktenstücke vor kurzer Zeit zugesandt worden sind.

Einem der nächstfolgenden Bände wird, zu größerer Bequemlichkeit der geneigten Leser, ein vollständiges Register der Namen und Oerter angehängt werden.

In den dritten Band haben sich, neben einigen weniger bedeutenden Druckfehlern, ein paar wichtige Schreibfehler eingeschlichen, welche Verbesserung erfordern. S. 361. Z. 10. muß, statt Ludwig, gelesen werden St. Priest.

Ein anderer Schreibfehler, von größerer Wichtigkeit, findet sich in dem Anhange desselbigen Bandes, in der Nachricht von der Propaganda. Es steht nehmlich daselbst, S. 419. Z. 26. wahnsinnig seyn, statt daß es heißen sollte: verschuldet seyn. In dem Original stand dérangé, welches ich, im moralischen Sinne, von den Fähigkeiten des Gemüths verstand, da es doch eigentlich bloß von den Vermögensumständen zu verstehen war.

Meine Leser bitte ich, nicht zu vergessen, daß ich keine Geschichte, sondern bloß historische Nach-

richten, Materialien zu einer künftigen Geschichte schreibe. Man wird daher auch nicht die erhabene Einfalt des historischen Styls, oder den wohlgeordneten Plan einer ausgearbeiteten Geschichte hier erwarten dürfen. Von keiner Begebenheit in der Welt läßt sich eine vollständige historische Erzählung liefern, so lange die Personen, deren Begebenheiten und Thaten man erzählt, noch am Leben sind; und aus diesem Grunde wird man in den nächsten sechszig Jahren noch keine vollständige und unpartheiische Geschichte der französischen Revolution zu erwarten berechtigt seyn.

Göttingen
am 25 Januar 1792.

Christoph Girtanner.

Jn=

Inhalt.

Achte Abtheilung. Geschichte der französischen Revolution, von dem grossen Nationalfeste bis zu dem bürgerlichen Kriege zu Nancy.

Neunte Abtheilung. Geschichte des bürgerlichen Krieges zu Nancy.

Zehnte Abtheilung. Geschichte der französischen Revolution von dem bürgerlichen Kriege zu Nancy bis zu dem Ende des Jahres 1790.

Neckers Abschied. Seine Abreise von Paris. Er wird angehalten. Freude des Volkes über seine Abreise. Berathschlagung wegen Avignon. Veränderung die Wahlherren betreffend. Bürgerrath von Marseille. Die Staatsinquisition bemächtigt sich der Madame de Persan. Aufruhr zu Angers. Räuber zu Versailles. Versuch die Schweizergarde zu verführen. Aufruhr zu Soissons, zu Niort. Abgesandte der Lütticher. Aufruhr zu Brest. Unruhen zu St. Domingue. Berathschlagungen über den Bericht des Chatelet wegen der Greuelthaten des sechsten Oktobers. Gegenrevolution zu Rouen. Einschränkung der Postfreiheit. Aufhebung der Parlamenter. Theaterkrieg. Mißlungene Versuche der Pariser Propaganda in der Schweiz. Berathschlagungen über die Minister. Veränderung der französischen Flagge. Briefwechsel der Minister mit dem Könige. Die Pariser verlangen die Absetzung der Minister. Die Minister legen ihre Stellen nieder, und der König erwählt andere. Anekdote Hrn. Duport betreffend. Hrn. Merlins Rede, über die Rechte der deutschen Fürsten im Elsaß. Ausgaben für das Jahr 1791. Berathschlagungen wegen Avignon. Priestereid. Mißlungener Versuch den Grafen von Artois zu vergiften. Was die Revolution kostet. Zweikampf der Herren de Lameth und de Castries. Debatten in der Versammlung über diesen Vorfall. Anekdote.

Druckfehler.

S.		Z.		
S.	2.	Z.	9	statt plocing lies placing.
—	⸗	—	11	— gire l. give.
—	⸗	—	17	— lawas l. law as.
—	⸗	—	19	— Wor l. Nor.
—	⸗	—	⸗	— wasit l. was it.
—	⸗	—	25	— notwithst anding l. notwithstanding.
—	⸗	—	27	— verry l. very.
—	⸗	—	31	— WEDHAM l. NEDHAM.
—	231	—	7	— hielt l. hält.
—	⸗	—	28	— antwortet l. antwortete.
—	238	—	9	— vor den l. von den.
—	⸗	—	14	— Flüchlingen l. Flüchtlingen.
—	239	—	3	— welche l. welcher.
—	242	—	31	— Belohnungen l. Belahnung.
—	245	—	10	— handeln könne l. handeln dürfte.
—	⸗	—	19	— hat aber seiner, l. hat seiner.
—	256	—	20	— Generallieutenantstelle l. Statthalterstelle
—	272	—	23	— übrigen Un⸗ l. übrigen Unterthanen.
—	273	—	11	— Uw l. Um.
—	278	—	18	— Despotismus l. Despotismus der.
—	286	—	24	— derselben l. desselben.

Achte

Achte Abtheilung.

Geschichte der französischen Revolution, von dem großen Nationalfeste bis zu dem bürgerlichen Kriege zu Nancy.

Beschreibung des Märzfeldes. Gesandschaft der Amerikaner. Abreise der Abgesandten aus den Provinzen. Reise derselben. Ankunft zu Paris, und Empfang daselbst. La Fayettes Rede und Antwort des Königs. Revue auf der Treppe. Verbreitete Gerüchte. Der vierzehnte Julius. Nationalprozession. Ankunft derselben auf dem Märzfelde. Ankunft des Königs und der Königinn. Einsegnung der Panner. Eid der Bürgermiliz. Eid der Nationalversammlung. Eid des Königs. Eid der Nation. Erleuchtungen der Stadt am Abend. Hymnen zum Lobe Gottes und Gassenhauer. Selbstgespräch auf dem Greveplatze. Der achtzehnte Julius. Verunglückter Luftballon. Lied: ça ira, ça ira. Kampf auf der Seine. Abermalige Erleuchtung der Stadt; der Elisäischen Felder; der Ruinen der Bastille. Schwärmer zu St. Cloud. Der Großinquisitor Brissot. Hr. de Goglas beschimpft den Herzog von Orleans. Necker widersetzt sich der Abschaffung der adelichen Titel, der Wappen und Livreen. Bonne Savardin entflieht. Der Minister St. Priest wird von der Staatsinquisition angeklagt. Seine Vertheidigung. Klagen des Finanzministers. Aufruhr zu Lyon; zu Saint Etienne en Forez; zu Toulon; zu Ingrande; zu Schlettstadt; in der Armee; zu Metz; auf den Kriegsschiffen; zu Paris. Demokratische Schriftsteller. Marat. Malouets Rede. Desmoulins Frechheit. Neckers Jahrrechnung. Neckers schöne Aussichten sind vereitelt. Klaglieder des Herrn Necker. Bittschrift der Linneischen Gesellschaft. Der König hilft bankerotten Buchhändlern auf. Anekdote von dem König. Mira-

beaus Anklage gegen Conde. Schweizerregimenter. Bericht des Chatelet, wegen des 5. und 6. Oktobers. Heftiger Streit in der Nationalversammlung. Aufruhr zu Paris. Duell der Herren Cazales und Barnave. Appanagen der Prinzen. Kardinal Rohan. Familientraktat. Brief des Königs. Unruhen zu Toulon, zu Lorient, und in den Kolonien.

The time was, when this nation was wedded to the vanity of admiring Kings, plocing them in a lofty seat of impunity, like Gods; that were not bound to gire men an account of their actions, but had a liberty to thunder at pleasure, and put the world into combustion; so that there was no love but lust; no rule but the Prince's will; which so vassalized the spirits of this great and mighty people, that they were content to establish the highest piece of injustice, by such maxims of lawas said: „*The King can do no wrong:*" as if whatsoever he did could not make him a delinquent or traitor. Wor wasit law *only*, but *those antiquated cheats of the Clergy too* made it pass for divinity; so that the Commonwealth of England, for almost six hundred years, hath been pinioned like a Captive, with the twofold cord of the law and the Gospel, which the corrupt professors have made use of after their own inventions. Yet, notwithstanding that this glorious idol of Royalty was elevated to such a height over the liberties of the Parliament, and set upon the verry pinnacle of the temple, we have lived to see a noble generation of English hearts, that have fetched it down with a vengeance, and cured the land of that idolatry.

Marchmont Wedham *Mercurius politicus.*

Auf diese Weise baute der Enthusiasmus eines freiheittrunkenen Volkes, in wenigen Tagen, ein Amphitheater, schöner und grösser als jemals noch eines vorhan-

den gewesen ist; ein Amphitheater, gegen welches das berühmte. Koliseum zu Rom ein Kinderspiel zu seyn scheint. In wenigen Tagen war eine Arbeit geendigt, deren Vollendung lange Jahre zu erfordern schien. Ein ungeheurer elliptischer Zirkus; ein Amphitheater, vier hundert und fünf und sechzig Klafter lang, und zwei hundert fünf und sechzig Klafter breit; umgeben mit einer dreißigfachen Reihe, über einander stehender hölzerner Bänke, deren höchste den Gipfel der, das Märzfeld einschliessenden Bäume berührte. An dem einen Ende der Ellipse wurde ein Triumphbogen errichtet, zu welchem man über eine, auf den Fluß geworfene Schiffbrücke gelangte. Der Triumphbogen hatte drei große, gleich weite Durchgänge; er war auf beiden Seiten mit allegorischen Basreliefs bemahlt, und mit einem flachen Dache, von Dorischer Ordnung, bedeckt.

Ueber dem Haupteingange des Triumphbogens stand die folgende Inschrift, auf derjenigen Seite welche nach dem Flusse zugekehrt war:

„Wir, die wir uns dem großen Werke der „Konstitution gewidmet haben, werden daßelbe zu Ende bringen“ a).

Ferner:

Unter diesem Vertheidiger wird nicht länger der Arme zu befürchten haben, daß ihn der Unterdrücker seines Erbtheils beraube b).

Ueber den Nebeneingängen stand, gegen dem Flusse zu, auf der linken Seite:

a) Consacrés au grand travail de la constitution, Nous le terminerons.

b) Le pauvre, sous ce défenseur, ne craindra plus que l'oppresseur lui ravisse son héritage.

Vaterland und Gesetz sind allein vermögend uns zu bewaffnen. Laßt uns sterben, um dieselben zu vertheidigen. Laßt uns leben, um uns zu lieben a).

Auf der rechten Seite:

Alles weissagt uns eine glückliche Zukunft. Alles läßt uns Erfüllung unsrer Wünsche hoffen. Süßer Friede, entferne weit von uns alle Stürme, und gieb, daß unsre Freude vollkommen sei b).

Auf derjenigen Seite des Triumphbogens, welche nach dem Märzfelde zugekehrt war, las man, über dem Haupteingange:

Schon seit Jahrhunderten waren die Rechte der Menschen verkannt; jezt aber sind dieselben für das ganze Menschengeschlecht wieder erobert worden c).

Ferner:

Der König eines freien Volkes ist allein ein mächtiger König d).

Ueber den Nebeneingängen war geschrieben. Auf der linken Seite:

---

a) La patrie ou la loi peut seule nous armer,
Mourons pour la défendre; vivons pour nous aimer.

b) Tout nous offre d'heureux présages,
Tout flatte nos désirs:
Douce paix, loin de nous écarte les orages,
Et comble nos plaisirs.

c) Les droits de l'homme étoient méconnus depuis des siècles, ils ont été reconquis pour l'humanité entière.

d) Le roi d'un peuple libre est seul un roi puissant.

Nicht länger dürfen wir euch fürchten, subalterne Tyrannen, Euch, die ihr uns auf hundert Arten unterdrückt a).

Auf der rechten Seite:

Ihr wünschtet die Freiheit, ihr liebtet dieselbe, Ihr besitzt sie jetzt. Zeigt Euch würdig sie zu behalten b).

An dem andern Ende des Amphitheaters wurde eine bedeckte, hölzerne Gallerie errichtet und an die Militairschule angebaut. Diese Gallerie war für den König, für die königliche Familie, für die Nationalversammlung, für die Gesandten auswärtiger Mächte, und für Fremde vom Range bestimmt c). In der Mitte der Gallerie stand, unter einer Kuppel, der Lehnstuhl des Königs; neben diesem, zur Rechten, der Stuhl des Presidenten der Nationalversammlung; neben diesen beiden Stühlen, zur Rechten und zur Linken, die Stühle für die Mitglieder der Versammlung; hinter dem Throne die Sitze für die königliche Familie und für die Minister. Die übrigen Plätze waren für den Pariser Bürgerrath und das diplomatische Korps bestimmt.

In der Mitte des Märzfeldes war der Altar des Vaterlandes errichtet. Man stieg auf Stufen herauf, welche rund herum giengen, und welche zu einem grossen Ruheplatze führten. Von diesem Ruheplatze giengen, auf den vier Seiten, andere Stufen zu einem neuen Ruheplatze, auf dessen vier Ecken große vergoldete Ur-

---

a) Nous ne vous craindrons plus, subalternes tyrans,
Vous, qui nous opprimez sous cent noms différents.

b) Vous chérissiez cette liberté, vous la possedez maintenant
Montrez-vous digne de la conserver.

c) Man sehe die beiliegende Kupfertafel.

nen standen, in denen, am Tage des Nationalfestes Weihrauch brennen sollte. Der Altar selbst stand in der Mitte dieses Ruheplatzes, und war von sehr einfacher Form, rund, himmelblau angestrichen, und vierzig Fuß hoch. Auf dem Altar stand ein vergoldetes Kruzifix, zwischen vier großen Leuchtern. Der Altar war, auf allen vier Seiten, mit allegorischen Gemälden bemahlt, und über denselben standen Inschriften.

Auf der Seite des Altars, welche nach dem Triumphbogen zugekehrt war, sah man den Genius Frankreichs, mit dem Finger auf das Wort **Konstitution** weisend, und gegen diesem Genius über war ein andrer Genius, welcher zwei Füllhörner nebst den Instrumenten des Ackerbaues hielt.

Auf der zweiten Seite sah man die Fama, mit der Trompete am Munde, welche folgende Inschrift bekannt machte:

> Bedenkt die drei geheiligten Worte, welche diese Beschlüsse gültig machen. DIE NATION, DAS GESETZ, DER KÖNIG. Die Nation das seyd Ihr; das Gesetz, das seyd auch Ihr, denn es ist Euer Wille; der König ist der Aufrechthalter des Gesetzes a).

Auf der dritten Seite, der Militärschule gegen über, waren Krieger gemahlt, die einen Eid schwören, und darunter stand der Eid, den die bewaffneten Bürger Frankreichs schwören sollten. Er lautet wie folgt:

---

a) Songez aux trois mots sacrés, qui garantissent ces décrets. LA NATION, LA LOI, LE ROI. La Nation, c'est vous. La Loi, c'est encore vous, c'est vôtre volonté. Le Roi, c'est le gardien de la loi.

Wir schwören, jederzeit der Nation, dem Gesetze, und dem Könige getreu zu seyn; die von der Nationalversammlung beschlossene, und von dem Könige angenommene Konstitution, aus allen Kräften zu erhalten; gesetzmäßig die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu beschützen; so wie auch die freie Zirkulation des Getreides im Innern des Königreiches, die Einnahme der öffentlichen Steuern, unter welcher Gestalt dieselben auch vorhanden seyn mögen; und durch die unzertrennlichen Bande der Brüderschaft mit allen Frankreichern vereinigt zu bleiben a)

Auf der vierten Seite, dem Invalidenhause gegen über, waren Genii gemahlt, welche Wissenschaften und Künste vorstellten, und neben denselben las man folgende Inschriften:

Alle Sterblichen sind gleich: nicht die Geburt, sondern allein die Tugend, macht zwischen ihnen den Unterschied b).

---

a) Nous jurons de rester à jamais fidèles à la Nation, à la Loi, au Roi, de maintenir de tout nôtre pouvoir la constitution décrétée par l'Assemblée nationale et acceptée par le Roi, de protéger, conformément à la loi, la sureté des personnes et des propriétés, la libre circulation des grains dans l'intérieur du royaume, la perception des contributions publiques, sous quelques formes qu'elles existent, et de demeurer unis à tous les Français par les liens indissolubles de la fraternité.

c) Les mortels sont égaux. Ce n'est point la naissance,
C'est la seule vertu qui fait la différence.

In jedem Staate muß das Gesetz allgemein seyn: die Sterblichen, wer sie auch seyn mögen, sind vor demselben gleich a).

Außer den Arbeiten auf dem Märzfelde wurden in Paris noch viele andre Vorbereitungen zu dem Feste gemacht: und alle Einwohner, welche Raum hatten, um ein, zwei oder mehr Abgesandte zu beherbergen, ließen sich auf dem Rathhause einschreiben, und boten ihre Wohnungen an.

An den Tagen vor dem Feste kamen sehr viele Gesandtschaften und Zuschriften an die Nationalversammlung. Unter diesen war vorzüglich merkwürdig die Gesandtschaft der Amerikaner, welche den berühmten Paul Jones an ihrer Spitze hatte. Er sagte, unter andern schönen Dingen: „Da die Frankreicher für uns stritten, „lernten wir sie kennen und lieben. Jetzt, da sie sich „genauer vereinigen wollen, verlangen auch wir die „Bande der Freundschaft fester mit ihnen zu knüpfen. „Wir bewundern den patriotischen König, der, mit Euch „vereinigt, auf dem Altar des Vaterlandes opfert. „Die französische Nation sieht in ihm den ersten König „der Frankreicher, und die ganze Welt sieht in Ihm „den ersten König der Menschen."

Der President antwortete, in eben so zierlich abgemessenen Ausdrücken: „Wir freuen uns, mit Ihnen, „daß die Freiheit nunmehr Anhänger gegen Aufgang „der Sonne und gegen ihren Niedergang hat, und daß „der Thron derselben jetzt auf beyden Welten ruht."

Indessen bereiten sich in allen Gegenden des französischen Reichs, die von ihren Mitbürgern gewählten

---

a) La loi dans tout état doit être universelle,
Les mortels, quels qu'ils soient, sont égaux devant elle.

Abgesandten zu der Abreise nach Paris. Sie erscheinen, an dem bestimmten Tage, in ihren Uniformen, mit Ober- und Untergewehr, auf dem zu ihrer Versammlung bestimmten Platze. Man giebt das Zeichen zur Abreise. Und nun drängen sich ihre Mitbürger um sie her, drücken ihnen die Hände, geben ihnen mancherley Aufträge, und nehmen von ihnen Abschied. Durch den Haufen dringen die Weiber und Kinder der Abgesandten; sie fallen ihren Männern und Vätern um den Hals, und Thränen ersticken die Worte auf ihrer Zunge. Bei diesem Anblicke sollte man glauben, sie zögen in die Schlacht, und nicht zu einem Freudenfeste. Aber die Furcht macht den Ausgang des Festes noch ungewiß: daher die Besorgniß der Anverwandten. Jetzt wird das zweite Zeichen zur Abreise gegeben und der Marsch wird geschlagen. Nun reißen sich die Abgesandten mit Gewalt aus den Armen der Ihrigen los, und ziehen fort a).

Auf der Reise zerstören diese Abgesandten alle noch übrigen Ueberbleibsel der vorigen Feudalregierung. Sie werfen die Galgen nieder, welche auf den adelichen Gütern, als ein Zeichen hoher Gerichtsbarkeit stehen; und über den Thoren der Edelhöfe lassen sie die in Stein gehauenen adelichen Wappen wegnehmen. Wo sie durchziehen, da versammeln sich die Einwohner in Dörfern

---

a) Der Verfasser hatte Gelegenheit, die Abreise der Abgesandten zu Calais zu sehen, und er schildert hier, ohne alle Uebertreibung, was er wirklich gesehen hat. Man kann sich nicht leicht einen rührernden Anblick denken, als den Anblick des Abschiednehmens dieser Abgesandten, welche nach Paris zogen, um, im Namen ihrer Mitbürger, das Fest der Freiheit zu feiern, und den feierlichen Eid zu schwören, ihr Leben für die Erhaltung derselben aufzuopfern.

und Städten, und das Volk empfängt sie mit dem lauten Freudengeschrei: Hoch lebe die Nation!

So ziehen diese Abgesandten nach Paris. Hier werden sie von ihren Brüdern mit militärischer Musik empfangen, und Arm in Arm nach ihren Wohnungen geführt, um von den Beschwerlichkeiten einer langen Reise auszuruhen. Einige von ihnen kommen hundert, andre zweihundert Stunden weit her, aus den entferntesten Theilen des französischen Reiches. Und alle kommen zu Fuße, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr auf der Schulter, und den Schweiß auf der Stirne. Niemals war die ungeheure Stadt Paris so volkreich, niemals so mit Menschen angefüllt gewesen, als sie es in den Tagen vor dem Nationalfeste wurde. Statt der wohlriechenden und hochfrisirten Stutzer, welche man vormals hier erblickte, sah man nunmehr eine ungeheure Menge von Uniformen: denn nicht nur die Abgesandten, sondern auch die Pariserbürger gingen beständig in militairischen Kleidern.

Den Abgesandten suchte man, an den Tagen vor dem Feste, den Aufenthalt zu Paris so angenehm zu machen als möglich war. Alles Merkwürdige und Sehenswerthe in der Hauptstadt stand unentgeldlich offen. Auf den Theatern wurden Schauspiele gegeben, welche große Handlungen berühmter Märtyrer der Freiheit, oder die Verfolgungen frömmelnder Könige darstellten. Barneveldt, Wilhelm Tell, Karl der Neunte, und andre Schauspiele ähnlichen Inhalts, wurden abwechselnd täglich gegeben. Die Pariserbürger führten ihre Brüder aus den Provinzen nach allen den Stellen, an welchen, ein Jahr vorher, die großen und wichtigen Auftritte vorgefallen waren. „Hier" sagten sie auf den Hö-

he von Montmartre „hier waren 20,000 gedungene Ar-
„beiter beschäftigt eine Batterie zu errichten, von wel-
„cher Bomben und glühende Kugeln auf die Hauptstadt
„geschossen werden sollten". Von dieser Stelle führt
man sie nach den Thuillerien, und bringt ihnen die da-
selbst, im vorigen Jahr, vorgefallenen Szenen in das
Gedächniß zurück. Man beschreibt ihnen, mit Enthu-
siasmus und mit Uebertreibung, wie, am zwölften Ju-
lius, der Prinz Lambesk mit seiner Reiterei hinein ge-
sprengt sey, und die unbewaffneten und ruhigen Spa-
ziergänger auseinander gejagt habe. Dann führt man
sie nach den Ruinen der Bastille. „Hier" ruft man ih-
nen zu „hier war der erste Hof der Bastille; hier die
„Zugbrücke. Hier stand das Haus des Gouverneurs;
„dort waren die Kerker, in denen die Gefangenen
„schmachteten. Mit Schaudern krochen die Abgesand-
ten in die unterirdischen Gänge hinein, welche zu den
Gefängnissen führten. Der ungepflasterte Fußboden
dieser unterirdischen Kerker besteht aus einer feuchten
Erde, durch welche das Wasser aus dem Graben der
Bastille eindringt. Die dicken, feuchten und ungesun-
den Mauren lassen keinen Schimmer von Licht hinein,
eben so wenig als das schwarze und hohe Gewölbe, wel-
ches die Decke ausmacht. Mitten in dem Kerker er-
blickt man einen grossen, in den Fußboden eingemauer-
ten Stein, mit einem eisernen Ringe, an welchem der
arme Gefangene, mit schweren Fesseln angekettet war.
„Diese finstern Löcher" so spricht der Pariser mit feuch-
ten Augen „diese finstern Löcher und dumpfen Kerker,
diese Zufluchtsörter der Ratten, der Kröten und der
„Schlangen, haben vormals die Märtyrer des Despo-
„tismus, unsere Mitbürger und unsere Brüder, be-

„wohnt." Schauder und Schrecken ergreift den Fremden bei diesem Anblicke und bey diesen Worten. Er eilt, ohne zu sprechen, durch die dunkeln Gänge aus dem Kerker heraus; und sobald er das wohlthätige Licht der Sonne wieder erblickt, macht ein unwillkührlicher Seufzer den Empfindungen Luft, welche seine Brust beklemmen. Er umarmt seinen Pariserbruder, und sagt: „Auch wir haben gekämpft für die Freiheit! auch „wir haben die Tyrannen überwunden; auch wir ha„ben gegen die Aristokraten gefochten, gegen die Priester „und gegen die Edelleute, welche sich bemühten unter „uns Zwietracht zu streuen. Aber Euch, Euch ist Frank„reich seine Freiheit schuldig a)!

Am Abende des dreizehnten Julius hielt der König Revüe über die Abgesandten der Nationalgarden aller Abtheilungen Frankreichs, so wie auch über die Abgesandten der Soldaten aller französischen Regimenter. Im Namen dieser Abgesandten redete Hr. la Fayette den König folgendermaaßen an:

„Sire!"

„Während des Verlaufs der denkwürdigen Bege„benheiten, durch welche wir unvergeßliche Rechte wie„der erhielten, hat sowohl die Kraft des Volks, als „die Tugend seines Königes, den übrigen Nationen, „und den Häuptern derselben, ein großes Beispiel dar„geboten: und nunmehr verehren wir in Ew. Majestät „den schönsten aller Titel; den Titel des Hauptes der „Frankreicher, und des Königs eines freyen Volkes."

---

a) Der Verfasser ist ein Augenzeuge des Auftritts gewesen, den er hier beschrieben hat.

„Erhalten Sie jetzo, Sire, die Belohnung, die Ih„re Tugend verdient: und mögen diese reinen Huldi„gungen, welche der Despotismus nicht gebieten könnte, „einem Bürgerkönige zum Ruhm und zur Freude ge„reichen!“

„Sie wollten, daß wir eine, auf Freiheit und öf„fentliche Ordnung gegründete Konstitution haben sol„len. Alle ihre Wünsche, Sire, werden erfüllt. Die „Freiheit ist uns nunmehr versichert, und unser Eifer „bürgt uns für die öffentliche Ruhe.“

„Die bewaffneten Bürger Frankreichs schwören „Eurer Majestät Gehorsam, welcher keine andere Grän„zen hat als das Gesetz, und Liebe, welche kein andres „Ziel haben wird, als das Ziel unsers Lebens.“

Der König antwortete:

„Ich bin von den Bezeugungen der Liebe und Zu„neigung, welche Ihr mir, im Namen der bewaffneten „Bürger gebt, die aus allen Theilen Frankreichs sich „hier versammelt haben, sehr gerührt. Möge an dem „feierlichen Tage, an welchem Ihr gemeinschaftlich der „Konstitution Euren Eid erneuern wollt, alle Zwie„tracht verschwinden, die Ruhe wiederum hergestellt „werden, und Gesetze und Freiheit über das ganze Kö„nigreich herrschen! Ihr seyd die Beschützer der öffent„lichen Ruhe, die Freunde der Gesetze und der Freiheit. „Bedenkt daher, daß Eure erste Pflicht darin besteht, „die Ruhe zu erhalten, und Euch den Gesetzen zu un„terwerfen; daß eine freie Konstitution für Alle gleich „wohlthätig seyn muß; daß, je mehr man frei ist, die „Verletzungen der Freiheit und des Eigenthums Ande„rer desto sträflicher; und Gewaltthätigkeiten und „Zwangsmittel, welche das Gesetz nicht befiehlt, desto

„unverzeihlicher sind. Sagt Euren Mitbürgern, daß „ich zu ihnen allen so zu sprechen gewünscht hätte, wie „ich jetzo gegen Euch spreche. Sagt ihnen: ihr König „sey ihr Vater, ihr Bruder, ihr Freund; er könne „nicht anders glücklich seyn, als wenn sie glücklich seyen; „nicht anders groß, als durch ihren Ruhm; nicht an„ders mächtig, als durch ihre Freiheit; nicht anders „reich, als durch ihren Wohlstand; und nur betrübt „wegen der Uebel welche sie drücken. Sagt diese meine „Worte, oder vielmehr diese Empfindungen meines Her„zens, vorzüglich den Armen, welche in niedrigen Stroh„hütten wohnen, und den Unglücklichen, welche in den „Zufluchtsörtern der Armuth Schutz gesucht haben. „Saget ihnen, daß, wenn ich nicht mit Euch ihre Woh„nungen besuchen kann, ich wenigstens, durch meine Zu„neigung, und durch Gesetze, welche den Schwachen „beschützen, bey ihnen seyn wolle. Saget endlich, in „den verschiedenen Provinzen meines Königreiches, daß, „je eher mir die Umstände erlauben werden das Gelübde „zu erfüllen, welches ich gethan habe, sie, in Gesell„schaft meiner Familie, zu besuchen, desto eher werde „mein Herz zufrieden seyn."

Schöne und vortreffliche Rede! Würdig in Marmor und in Erz gegraben zu werden, und über den Thoren aller fürstlichen Palläste zu stehen!

Da es anfing ein wenig zu regnen, so hielt der König die Musterung der Truppen auf der Treppe seines Schlosses, um unter dem Obdache vor dem Regen gesichert zu seyn. Hierüber machten, am folgenden Tage, die sogenannten patriotischen Schriftsteller bittere Bemerkungen. „Wie?" sagten sie „der König, „welcher doch sonst auf der Jagd den Regen nicht scheut,

„hält hier, um einigen Regentropfen zu entgehen, Mu„sterung auf der Treppe! Würden wohl Friedrich der „Zweite, oder Joseph, so Etwas gethan haben? Der „König sucht Obdach vor einigen Regentropfen, und „bedenkt nicht, daß von seinen Mitbürgern Einige, „über zweihundert Stunden weit, durch Regen und „durch Sonnenschein, zu Fuße hieher gekommen sind; „und er geht denen, die so weit hergekommen sind, nicht „ein paar Schritte entgegen!“ In der That war diese Revue auf der Schloßtreppe ein sonderbarer Anblick; besonders für solche Zuschauer, welche Friedrich den Einzigen hatten Revuen halten sehen!

Da die Feinde der Revolution einsahen, daß alle Versuche die Feier des Nationalfestes zu verhindern fehl geschlagen hatten: so versuchten sie nun dasselbe so wenig zahlreich als möglich zu machen. Sie verbreiteten daher mancherlei Gerüchte, um Furcht und Schrecken unter den Parisern zu erwekken. Alle diese Gerüchte wurden eben so schnell geglaubt, als listig verbreitet. Es wurde gesagt, das ganze Märzfeld sey untergraben, und mit Schießpulver angefüllt, und am Tage des Festes werde dasselbe, mit allen darauf befindlichen Menschen, in die Luft gesprengt werden. Um dieses Gerücht zu widerlegen, sah sich Hr. Bailly genöthigt, mit einem Ausschusse des Bürgerraths, durch die unterirdischen Wasserleitungen, unter dem Märzfelde, durchzukriechen, und nachher öffentlich bekannt zu machen, daß er kein Schießpulver daselbst gefunden habe, und daß er alle diese Kanäle habe mit Wasser anfüllen lassen. Hierdurch wurden die Gemüther beruhigt. Nun hieß es: aus einer, nahe bei dem Märzfelde sich befindenden Menagerie, würden, während der Feier des Festes,

die wilden Thiere losgelassen werden, um Schrecken und Unordnung unter die Zuschauer zu bringen. Herr Bailly befahl, daß diese Thiere an einen andern Ort gebracht werden sollten. Nun sagte man: es würde Feuer angelegt, und die hölzernen Bänke des Amphitheaters würden alle verbrannt werden. — Hr. Bailly ließ Feuerspritzen nach dem Märzfelde hinfahren, welche daselbst, mit Wasser angefüllt, in Bereitschaft stehen mußten. Jetzt ward gesagt: die hölzernen Bänke stünden nicht fest, und würden von der Last zusammenbrechen. Auch dieses Gerücht ließ Hr. Bailly widerlegen. Endlich behaupteten einige: in der Stadt Paris würde, an dem Tage des Festes, an verschiedenen Orten zugleich, Feuer angelegt, und die ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt werden. Hr. Bailly machte aber bekannt, daß er die Sorge für die Sicherheit der Hauptstadt dem Hrn. la Fayette übertragen habe, und daß daher jedermann ruhig seyn könne. Endlich befahl Hr. Bailly, daß, am 14. Julius, als an dem Tage des Festes, kein Wagen und kein Pferd (ausgenommen die Pferde der Stadtwächter) sich auf den Straßen sollte sehen lassen, und daß jedermann verboten seyn solle einen Stock zu tragen. Aller dieser Anstalten ungeachtet, war dennoch die Furcht allgemein.

Die Nacht vom dreizehnten auf den vierzehnten Julius war eine sonderbare Nacht, weil sie so stille und so ruhig war. Kein Wagen und keine Pferde waren zu hören. Das geräuschvolle Paris war zum erstenmal stille. Das Pflaster, auf welchem, seit einem halben Jahrhunderte, beständig Wagen hin und hergerollt waren, erhielt endlich einen Ruhetag; und Häuser, welche seit ihrer Erbauung, beständig gezittert hatten, standen

zum

zum erstenmal feste. Aber die Bewohner dieser Häuser konnten nicht schlafen, weil sie des Geräusches und des Lärms gewohnt waren, und weil eine geräuschlose Nacht für sie etwas Ungewöhnliches war.

Endlich brach, am vierzehnten Julius, die Morgenröthe des großen, feierlichen, und in der Geschichte einzigen Tages an, an welchem fünf und zwanzig Millionen Menschen den Eid der Freiheit, der brüderlichen Liebe, der Treue und der Anhänglichkeit an die Gesetze und an den König, schwören sollten. Dieser festliche Tag übertraf die Erwartungen aller derer, die auf dem Märzfelde Augenzeugen waren. Sie gestanden alle, daß, so groß sie sich auch die Majestät eines solchen Schauspiels gedacht hätten, dennoch ihre Einbildungskraft sich nicht bis zu der wirklichen Größe desselben habe erheben können. Eben so schwer findet es der Geschichtschreiber, ein, einigermaaßen ähnliches Bild dieses Festes, den Gemüthern seiner Leser darzustellen.

Schon gegen vier Uhr des Morgens waren die Bänke des ungeheuren auf dem Märzfelde errichteten Amphitheaters mit Zuschauern besetzt; und die Zahl derselben nahm immer mehr und mehr zu. Da die Männer an diesem Tage Uniformen trugen, und theils in der Stadt, theils in dem großen Zirkus selbst, Wache standen: so waren die Zuschauer auf den Bänken größtentheils Frauenzimmer; und alle diese Frauenzimmer (zufolge einer Verordnung des Bürgerraths) ganz weiß gekleidet, und mit dreifarbigten Nationalbändern geziert. Der Anblick dieser unzählbaren Menge übereingekleideter Weiber war einzig in seiner Art.

Man hatte berechnet, daß, auf den errichteten Bänken, fünf mal hundert tausend Menschen, ohne sich zu stoßen, oder sich im Wege zu seyn, bequem siz-

zen konnten. Um acht Uhr des Morgens waren alle diese Plätze besetzt. Es war ein großer, einziger Anblick, fünf mal hundert tausend Menschen versammelt zu sehen; alle sitzend, und, ohne die geringste Unordnung, freudig den Anblick des Bundesfestes erwartend. Personen, von jedem Range, Alter und Geschlecht, saßen vermischt, unter und neben einander. Es fand hier kein Unterschied statt. Man wollte das Fest der völligen Gleichheit aller Stände und aller Menschen feiern; und da konnte es keine Ehrenplätze geben. Alle kamen zu Fuße, weil (den Wagen des Königs ausgenommen) den ganzen Tag keines Wagens und keiner Pferde sich zu bedienen erlaubt war. Ungeachtet der großen Menge von Menschen, welche alle nach dem Märzfelde zugiengen, und ihre Plätze auf dem Amphitheater einahmen, wurde Niemand gedrängt, weil so viele Zugänge waren, durch welche man, von außen, zu dem Amphitheater herauf stieg. Nur allein die Pariser Bürgersoldaten, welche Wache standen, theilten hie und da, unter die ruhigen Bürger, Rippstöße aus, um sich ein Ansehen zu geben, und um die hohe Meinung, welche sie von sich selbst hatten, auch Andern recht fühlbar zu machen. Die Zuschauer brachten die Zeit damit zu, daß sie sich die Auftritte des vorigen Jahres wiederum in das Gedächtniß zurück riefen. „Gerade um „diese Zeit" so sprach man „stand Besenval hier, mit „seiner Armee. Um diese Zeit bemächtigte man sich des „Waffenvorraths in dem Hause der Invaliden" u. s. w. Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verfloß die Zeit.

Bis jetzt war der Himmel heiter und das Wetter schön gewesen: aber gegen acht Uhr fiel ein heftiger Regenschauer, der jedoch bald aufhörte. Die versammelten Zuschauer sowohl als die im Zirkus des Amphithea-

ters befindlichen bewaffneten Bürger (deren Anzahl ungefähr 30,000 seyn mochte) ließen den Regen, ohne sich viel darum zu bekümmern, vorüber gehen. Zwischen neun und zwölf Uhr folgten noch einige ähnliche Regenschauer auf einander; so daß von allen Zuschauern keiner war, der nicht durchaus naß geworden wäre. So oft ein neuer Regenschauer kam, so oft wurden, rund um das Amphitheater herum, eine Menge von Regenschirmen von den Zuschauern zu gleicher Zeit geöffnet, und der Anblick dieser unübersehlichen Reihe von Regenschirmen war abermals neu, und einzig in seiner Art. Die Schirme hielten indessen den Regen nicht ab, weil derselbe von der Seite herkam, und nicht senkrecht vom Himmel herabfiel. Jedermann wurde naß, aber niemand beklagte sich. Die Damen lachten und scherzten, und zarte Mädchen sogar ertrugen den Regen mit der größten Munterkeit. Sie sagten lachend: „Es sind die „Thränen der Aristokraten, welche auf uns herab„fallen.“ Die bewaffneten Bürger in der Mitte des Zirkus gaben sich die Hände, und tanzten, mitten im Regen, Hand in Hand, reihenweise, und bei dem Geräusche der Kriegsmusik, um den Altar des Vaterlandes herum.

Niemand war, während des Regens, so sehr zu bedauren, als die Priester. Oben auf dem Altar (dem höchsten, der vielleicht noch jemals war gebaut worden) stand der Bischof von Autun, der die hohe Messe lesen sollte und den Altar dazu einweihte. Um ihn herum standen sechzig andre Priester, welche die sechzig Distrikte von Paris vorstellten; alle im weißen Meßgewande, mit Gürteln von dem dreifarbigen Nationalbande. Der Anblick war herrlich. Nur bedauerte sie Jedermann, während des heftigen Regens, vor dem

sie sich gar nicht schützen konnten, und von dem sie ganz durchnäßt wurden.

Um zwölf Uhr kündigten die Batterien der Kanonen die Ankunft der großen National-Prozession an, und sogleich klärte sich das Wetter auf, die Wolken verzogen sich, die Sonne schien, und der Himmel blieb heiter und klar.

Alle diejenigen, welche den Zug ausmachen sollten, hatten sich, des Morgens um sechs Uhr, auf den Boulevards versammelt. Um neun Uhr nahm die Prozession ihren Anfang. Sie bestand aus ungefähr 50,000 Staatsbürgern. Sie zog von dem Thore St. Martin, durch die Straße St. Denis. Voran ein Detaschement der Pariser Nationalgarde zu Pferde, mit Pauken und Trompeten. Hierauf die Pariser Wahlherren, welche im vorigen Jahre, mitten im Sturme, Ordnung und Ruhe erhalten hatten. Dann folgte ein Detaschement der Pariser Bürgermiliz zu Fuße, mit kriegerischer Musik. Hierauf der Pariser Bürgerrath, mit Hrn. Bailly an der Spitze. Dann kamen die Abgesandten der bewaffneten Bürger Frankreichs. Jede der drei und achtzig Abtheilungen, in welche Frankreich getheilt ist, hatte ihr eigenes Panner, welches sie von der Stadt Paris, an diesem Tage, als ein Zeichen des Bundes und der Brüderschaft, zum Geschenk erhielt. Diese Panner sind von weißem Taft. Auf beiden Seiten sieht man einen Kranz von Eichenlaub gemahlt. In dem einen Kranze steht, mit goldenen Buchstaben: Constitution; in dem andern: Confédération nationale, à Paris XIV Juillet M. DCC. XC. Auf jedem Panner steht der Name der Abtheilung, welchem dasselbe zugehört. Der älteste Abgesandte aus jeder Abtheilung Frankreichs, trug

das seiner Abtheilung zugehörige Panner, und demselben folgten die übrigen Abgesandten nach. Die unüberwindlichen Bretagner, die muthvollen Einwohner des Delphinats, die betriebsamen Kaufleute von Bordeaux, die unruhigen Provenzalen, die abergläubischen Flammänder, die Lyoner, die Champagner, die Burgunder, und alle übrigen Einwohner der Provinzen Frankreichs, folgten dem Panner. Mitten zwischen diesen Abgesandten erblickte man die Gesandten der französischen Armee und die Schweizergarde. Darauf kam ein Bataillon, bestehend aus vierhundert Kindern von zehn bis vierzehn Jahren. Auf ihrem Panner las man die Aufschrift: Hoffnung des Vaterlandes. Diesem folgte das Bataillon der Veteranen, siebenzigjähriger, und noch älterer Greise; die Abgesandten der Seesoldaten; einige Kompagnien Freiwilliger; die Pariser Bürgermiliz. Eine Kompagnie Kavallerie, und eine Bande Musikanten, beschlossen den Zug.

In allen Straßen, durch welche die Prozession gieng, waren die Häuser, von unten bis oben auf die Dächer, mit Zuschauern, Weibern, Kindern und Mädchen, besetzt. Unbegreiflich schien es, daß ungeachtet der ungeheuren Menge, welche sich auf dem Märzfelde befand, noch eine so große Anzahl von Menschen in Paris vorhanden seyn könne. Aus den Häusern warfen die Zuschauer Blumen und Kränze und Bänder herab. Aus allen Fenstern ertönte, und von der Straße hallte zurück das Jubelgeschrei: „Hoch lebe die Nation! „Hoch leben unsre Brüder! Hoch leben unsre Schwe„stern! Hoch lebe die Nation!“ Kranke Personen, die schon seit langer Zeit ihr Zimmer nicht hatten verlassen können, ließen sich an das Fenster führen, und vergoß

sen Freudenthränen über diesem Anblicke. Mütter hielten ihre kleinen Säuglinge zum Fenster hinaus, und riefen den Bürgersoldaten zu: „Seht! seht hier einen „künftigen Mitbürger!“ Ein Regenguß nach dem andern fiel von dem Himmel herab: aber Niemand achtete darauf.

Als die Prozession langsam bis in die Straße de la Ferronnerie vorgerückt war, hielt sie einen Augenblick still. Hier ist die Stelle, wo der gute Heinrich der Vierte ermordet wurde; hier steht noch, zum Andenken dieser traurigen Begebenheit, das Brustbild des großen Königs. Die Abgesandten aller Abtheilungen Frankreichs präsentirten, vor dem Brustbilde, das Gewehr; sie schwenkten ihre Fahnen, und warfen einen traurigen Blick auf die Stelle, auf welcher des gütigen Heinrichs Blut geflossen war.

Sie zogen weiter, durch die Straße St. Honore, bis auf den Platz Ludwigs des Funfzehnten. Hier vereinigte sich mit dieser Prozession eine andere. Die Mitglieder der Nationalversammlung, alle in schwarzen Kleidern, den Presidenten, Hrn. de Bonnay, an ihrer Spitze, zogen der Prozession entgegen. Die bewaffneten Bürger Frankreichs trennten sich, zur Rechten und zur Linken, und nahmen die erhabene Versammlung ihrer Gesetzgeber in die Mitte. Nun setzte die Prozession ihren Zug fort, und zwar vorsäzlich in einer solchen Richtung, daß sie der stolzen Bildsäule Ludwigs des Funfzehnten den Rücken zukehrte.

Um zwölf Uhr langte die Prozession auf der Schiffbrücke, vor dem Märzfelde an, und kam bald nachher durch den Triumphbogen. Die Kanonen wurden gelöst; die 30,000 Bürgersoldaten, in dem Zirkus

stellten sich, zur Seite, in zwei Reihen, um die Prozession zu empfangen. Die 500,000, rund herum, auf den Bänken des Amphitheaters sitzenden Zuschauer, hefteten die Augen auf ihre ankommenden Brüder: und diese waren, vor Erstaunen über den Anblick, der sich ihnen jetzt darstellte, da ein ganzes Volk auf dem Amphitheater um sie her versammelt war, entzückt, begeistert und betäubt.

Die Zuschauer, welche, schon seit sechs Stunden, die Ankunft der Prozession mit Ungeduld erwartet hatten, waren nun vor Freude außer sich, als sie dieselbe endlich ankommen sahen. Und kaum hatte das Lauffeuer der Kanonen aufgehört, als schon, von allen Seiten des Amphitheaters, ein wüthendes Geschrei erschallte. Aus einem Munde riefen Alle: „Hoch lebe die Nation! „Hoch lebe die Nation! Die Bürgersoldaten im Zirkus stimmten mit ein, in dieses Geschrei. Alles war in Bewegung. Hüte flogen in die Höhe; Schnupftücher wurden geweht; Freude strahlte auf allen Gesichtern. In dem Ganzen war Etwas unbeschreiblich Rührendes, das sich nur empfinden, aber nicht durch Worte mittheilen läßt. Mehr als eine halbe Million Menschen, die alle, aus Einem Munde, triumphirend über den Despotismus, im vollen Gefühle ihrer zerbrochenen Ketten, und ihrer erworbenen Freiheit, ausrufen: „Hoch lebe die „Nation!“ Eine so große Menge von Menschen versammelt; alle von einer Empfindung belebt; alle dieselben Worte im Munde: dies ist ein Anblick, der so sehr mit demjenigen kontrastirt, was wir zu sehen und zu hören gewohnt sind, daß die Neuheit der Empfindung uns mit einem unwillkührlichen Schauder durchdringt, und unsre Seele in eine traurige, melancholische Stim-

mung versetzt, die wir sonst nur da fühlen, wo wir eine Gefahr vermuthen, deren Größe uns unbekannt ist. Sichtbar waren alle Zuschauer in einer solchen Stimmung: und dieses gab dem Feste etwas Großes und Erhabenes. Die tiefste Stille folgte auf das tobendste Freudengeschrei. Man sah den Zug, langsam und feierlich, durch die drei Thore des Triumphbogens, herein kommen: die Mitglieder der Nationalversammlung durch das mittlere Thor; die bewaffneten Bürger durch die beiden Nebenthore. Tausend Gedanken verdrängten einer den andern, in den Gemüthern der Zuschauer. Erinnerung an das Vergangene; Freude über das Gegenwärtige; Gefühl von Stolz, Mitglied einer Nation zu seyn, die es nun schon dahin gebracht hatte, daß der Monarch ihr huldigen mußte, während andre Nationen ihren Monarchen huldigen; Hoffnung für das Zukünftige, mit der Furcht vermischt, ein so großes, so schwer errungenes Gut, wiederum zu verlieren: alle diese Ideen kreuzten und drängten sich, eine die andre, und verursachten eine tiefe Stille unter den Zuschauern, deren starrer Blick auf das neue Schauspiel geheftet war, welches sich ihren Augen darbot. Ich sah viele, um mich her, ganz in gedankenloser Betäubung versunken, mit offenem Munde nach dem Triumphbogen hinstarren, und sich von dieser, durch die Größe und Neuheit des Schauspiels verursachten Starrsucht, erst dann wieder erholen, als ein neues Geschrei: „Hoch lebe die „Nation! Hoch lebe die Nation!“ sich in der Nähe hören ließ, welches von dem einen Ende des Amphitheaters her kam, und sich, wie ein Lauffeuer, rund umher verbreitete.

Die Prozession, welche aus ungefähr 50,000 Staatsbürgern bestand, unter denen mehr als 40,000 bewaffnet und in Uniformen gekleidet waren, kam allmählig durch den Triumphbogen herein. Durch die beiden Nebenthore des Triumphbogens zogen die Abgesandten, welche sich, zu beiden Seiten des Zirkus, unter dem Amphitheater in Ordnung stellten. Durch das mittlere Thor kamen die Mitglieder der Nationalversammlung, des Pariser Bürgerraths, und die Wahlherren. Diese begaben sich nach dem entgegengesetzten Ende des Zirkus, zu den für sie, auf der bedeckten Gallerie, bestimmten Plätzen. Die Grenadiere, mit einem Theile der Bürgersoldaten, stellten sich auf die Stufen des Altars. Dem Altar gegen über stand, auf der einen Seite, das Bataillon der Kinder; auf der andern Seite das Bataillon der Veteranen. Die Abgesandten der bewaffneten Bürger Frankreichs, die Gesandten der Armee und der Seesoldaten, stellten sich in die Mitte des Zirkus, rund um den Altar. Die ganze kriegerische Musik stand auf dem ersten Ruheplatze des Altars.

Während die Prozession durch den Triumphbogen hereinzog, erschallte plötzlich, auf der bedeckten Gallerie, und in dem Amphitheater unter derselben, ein Geschrei: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der König!" Der Monarch erschien, in einem neuen, mit Gold gestickten Kleide, und setzte sich, mit lächelnder Miene, und mit der ihm eignen Gutmüthigkeit, auf den für ihn bereiteten Lehnstuhl, zur Linken des Presidenten der Nationalversammlung. Auf dem Lehnstuhle des Königs war (vermuthlich auf seinen Befehl) die Krone weggetrennt, und, statt derselben, eine Freiheitsmütze

gestickt worden. Hinter den König setzte sich Monsieur, der Bruder desselben, und neben diesem die Minister, in deren Gesellschaft der König gekommen war. Der König kam, wie man nachher erfuhr, in demjenigen Staatswagen, der sonst nur bei der Krönung gebraucht wird: um hiedurch zu verstehen zu geben, daß er diesen Tag als einen neuen Krönungstag ansehe a).

Bald nachher erschien die Königinn; den Dauphin an der einen, und die Kronprinzessinn an der andern Hand. Mit unbeschreiblicher Majestät und Würde nahm sie ihren Platz hinter dem Könige ein. Auch Sie wurde mit Jubel und Freudengeschrei empfangen. Sie war äußerst geschmackvoll, aber sehr einfach gekleidet. Ihre Kleidung war ganz weiß, mit sehr vielen Perlen geschmückt, ohne alle Demanten. Ihr Kopfputz war mit schönen Federn von den drei Nationalfarben geziert. Durch diesen einfachen Anzug wurde die Schönheit der Königinn um vieles erhoben. Jedermann, der sie sah, gestand: die Königin sey niemals reizender, niemals schöner und majestätischer gewesen, als an diesem Tage.

Erst gegen halb vier Uhr war die Prozession ganz durch den Triumphbogen in den Zirkus herein gezogen. Nun wurde durch ein abermaliges Lauffeuer der Kanonen, der Anfang der Messe angekündigt. Der Bischof von Autun, und die sechszig Priester um ihn, fingen die Messe an. Darauf wurden die drei und achtzig neuen Panner der Abtheilungen Frankreichs, und das große Panner der Armee nach dem Altar gebracht und einge-

---

a) Der Verfasser hatte unter dem diplomatischen Korps, in der bedeckten Gallerie, eine Stelle erhalten; und dadurch erhielt er Gelegenheit, Alles, was um den König vorgieng, in der Nähe zu beobachten.

segnet. Es war ein ganz eigner Anblick, alle diese Panner auf den Stufen des Altars stehen zu sehen.

Nach geendigter Messe wurden die eingesegneten Panner wiederum abgeholt; die Priester verließen den Altar: und nun kündigten die Kanonen und die kriegerische Musik, den Eid an. Hr. la Fayette, als der vom Könige erwählte Generalmajor des Bundesfestes, stieg oben auf den Altar, mit einer Fahne in der Hand; und die Stufen des Altars, so wie die Ruheplätze, wurden von den Nationaltruppen besetzt. Hierauf sprach la Fayette, im Namen der bewaffnetn Bürger von ganz Frankreich folgenden Eid aus, den aber, wegen der großen Entfernung, Niemand von den Zuschauern hören konnte:

„Ich schwöre: der Nation, dem Gesetze und dem Könige auf immer getreu zu verbleiben; aus allen meinen Kräften die, von der Nationalversammlung beschlossene, und von dem Könige angenommene Konstitution, zu erhalten; die Sicherheit der Personen und des Eigenthums, so wie auch die freie Zirkulation des Getreides im Innern des Königreiches, und die Einnahme der öffentlichen Steuern, von welcher Art dieselben auch seyn mögen, gesetzmäßig zu beschützen; und durch die unzertrennlichen Bande der Bruderliebe, mit allen Frankreichern vereinigt zu bleiben.“

Nachdem la Fayette diese Worte ausgesprochen hatte, schwang er die Fahne, welche er in der Hand hielt, streckte den Arm aus, und sagte: „Ich schwöre es,“ und alle die bewaffneten Bürger, die Abgesandten der Armee, und die Seesoldaten; hunderttausend Stimmen zugleich, wiederholten, mit gen Himmel aufgeho-

denen Händen: „Ich schwöre es.“ Die Kanonen und die kriegerische Musik ließen sich hören.

Nach einer Pause, und einem tiefen Stillschweigen von einigen Sekunden, stand der President der Nationalversammlung neben dem Könige auf, und sagte:

„Ich schwöre: der Nation, dem Gesetze und dem Könige auf immer getreu zu verbleiben; aus allen meinen Kräften, die von der Nationalversammlung beschlossene, und von dem Könige angenommene Konstitution zu erhalten; und durch die unzertrennlichen Bande der Bruderliebe, mit allen Frankreichern vereinigt zu bleiben.“

Hierauf streckte er seinen Arm aus; alle Mitglieder der Nationalversammlung standen auf, und sagten, zugleich mit dem Presidenten: „Ich schwöre es.“ Lautes Freudengeschrei erschallte von allen Seiten des Amphitheaters; die Kanonen wurden gelöst, und die kriegerische Musik fing an zu spielen.

Nach einer neuern und längern Pause, erhob sich der König von seinem Stuhle, trat einige Schritte vorwärts, und las folgenden Eid ab:

„Ich, König der Frankreicher, schwöre der Nation: alle die Macht, welche mir, vermöge des Gesetzes und der Konstitution des Staates, übertragen ist, zu Erhaltung der Konstitution anzuwenden, und über die Ausübung der Gesetze zu wachen.“

Als der König diese Worte abgelesen hatte, legte er das Papier weg, streckte mit großer Würde und Majestät, seinen Arm aus, und sagte, langsam und feierlich: „Ich schwöre es.“ Die Königinn hob, in diesem Augenblicke, den Dauphin in die Höhe, um den

selben der Nation zu zeigen, und um ihn an dem Eide Theil nehmen zu lassen.

Nun standen rund um das Amphitheater, alle 500,000 Zuschauer zu gleicher Zeit auf; sie nahmen die Hüte ab, streckten die Arme aus, und Alle, Männer, Weiber und Kinder, wiederhohlten zugleich, laut und vernehmlich die Worte: „Ich schwöre es." Die Kanonen wurden gelöst, die kriegerische Musik ließ sich hören, und ein wildes, beinahe wüthendes Freudengeschrei: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König! „Hoch lebe die Königinn!" widerhallte von allen Seiten, und erschütterte, bis in das Innerste der Seele, Alle, die an dem Feste Antheil nahmen. Kalt zu bleiben war hier unmöglich. Das tobende Freudengeschrei einer so ungeheuren Menge von Menschen machte einen schrecklichen Eindruck: es beklemmte die Brust, und verursachte eine höchst unangenehme Empfindung von Bangigkeit, und ein fühlbares Zittern aller Nerven des Körpers; ein Zittern, dem auch der Stärkste zu widerstehen nicht im Stande war.

Der König gieng nach seinem Lehnstuhle zurück. Er umarmte seine Gemahlinn und seine Kinder. Nun ward jeder von Freude begeistert und außer sich. Jeder umarmte, auf beyden Seiten, diejenigen, welche zunächst neben ihm saßen, ohne Rücksicht auf Rang, Alter und Geschlecht. Alle nannten sich Brüder, Schwestern, Freunde. Jeder versprach seinem unbekannten Nachbar brüderliche Liebe und Treue. Alle schworen sich einander zu: sie wären bereit, ihr Leben für die neue Konstitution, für Freiheit und Vaterland hinzugeben. Die im Zirkus des Amphitheaters versammelte Armee schwang ihre Schwerdter; die Bürgersoldaten

warfen die Waffen weg, umarmten sich und küßten sich; und von allen Seiten erschallte es wieder, und abermals wieder: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König! Freudenthränen liefen über alle Wangen; und zum erstenmal fühlte jeder Frankreicher was Patriotismus sey: ein Gefühl, das nur freie Nationen kennen, weil nur freie Nationen ein Vaterland haben. Welch ein Anblick! Mehr als eine halbe Million Menschen, die sich alle brüderlich umarmen, die alle, im Gefühl ihrer erworbenen Freiheit, glücklich sind! Welch ein Anblick! Noch schwebt mir das Bild dieses unvergeßlichen Tages lebhaft vor Augen; das Bild des Festes, dergleichen die Geschichte kein ähnliches beschreibt. Was waren alle die berühmten Feste der Griechen und der Römer, gegen dieses Freiheitsfest! und dieses Fest wurde nicht allein zu Paris; es wurde, an demselben Tage, und in derselben Stunde, in allen Theilen Frankreichs gefeiert! Fünf- und zwanzig Millionen Menschen schworen, an demselben Tage und in derselben Stunde, sich Liebe, Eintracht und Freundschaft zu!

Der Eid sollte um zwölf Uhr Mittags geschworen werden. Aber, durch die Regenschauer des Vormittags wurde die Prozession aufgehalten, und kam viel später nach dem Märzfelde, als sie daselbst erwartet worden war: so daß erst um halb fünf Uhr der Eid geschworen wurde. Gerade in der Stunde, in welcher ein Jahr vorher, an demselben Tage, die Bastille erobert ward, und Frankreich seine Freiheit erhielt. Jedem fiel dieses auf. Jeder sagte zu seinem Nachbar: „Seht hier den Finger der Vorsehung! der Himmel begünstigt unsre Unternehmung. Laßt uns ihm danken, „und der erworbenen Freiheit würdig uns bezeigen!“

Bald wurde, rund um das Amphitheater wiederholte „Seht Brüder den Finger der Vorsehung, welche „freie Völker liebt, und die Tyrannen haßt!

Um fünf Uhr giengen die Zuschauer ruhig nach Hause. Die Prozession zog in eben der Ordnung wieder zurück, in der sie gekommen war. Die Abgesandten aus den Provinzen wurden zu La Muette bewirthet, wo, in allen Alleen des Gartens, Tische gedeckt waren.

Dieses schöne Fest endigte sich ohne den geringsten Zufall. Zwar versuchten einige Bösewichter auf der Schiffbrücke Unordnung zu verursachen. Sie brachen sogar, in dem Augenblicke als die Prozession darüber gehen sollte, einen Theil derselben ab. Aber nachdem sie in Verhaft genommen waren, blieb Alles ruhig, und die allgemeine Freude wurde durch nichts gestört.

An dem Abende dieses feierlichen Tages war die ganze Stadt erleuchtet. Sogar der König ließ sein Schloß der Thuillerien prächtig erleuchten. Vormals wäre dieß gegen alle Etikette gewesen; denn kein König von Frankreich nahm an öffentlichen Erleuchtungen Antheil. Alle geschahen ihm zu Ehren; und folglich wäre es unschicklich gewesen, selbst mit zu illuminiren. Dießmal aber erleuchtete der König, um die Nation zu ehren, welche zu beherrschen er das Glück hatte.

Vorzüglich schön waren die Erleuchtungen auf dem Pontneuf und an dem Rathhause. Auf der Brücke war die Bildsäule Heinrichs des Vierten mit dreifarbigten Nationalbändern geschmückt, und zwei durchsichtige, erleuchtete Medaillons stellten Hrn. la Fayette und Hrn Bailly vor, welche diesem guten Könige Blumen anboten. Dabei stand folgende Inschrift:

Ihn liebte das Volk, und Ludwig der Sechs-
zehnte ist sein Erbe a).

Das Rathhaus war prächtig erleuchtet. Man las an demselben sehr viele durchsichtige, und durch dahinter gestellte Lichter erleuchtete Aufschriften. Folgende zwei mögen zur Probe dienen:

Alle Soldaten sind Brüder,
Alle Staatsbürger sind Soldaten b).

Ferner:

Unsere Einigkeit macht unsre Stärke c).

Gegen zehen Uhr des Abends war der Greveplatz ganz mit Menschen angefüllt, welche dahin gekommen waren, theils um die Erleuchtung an dem Rathhause zu sehen, theils auch, um ein Te Deum zu hören, welches der Pariserpöbel einige Priester, die, zu diesem Zwecke, aus der Nachbarschaft herbei geholt worden waren, mit allen, bei solchen Gelegenheiten üblichen Feyerlichkeiten, zu singen gezwungen hatte. Kaum war dieses Te Deum geendigt, als schon der Pöbel, mit Einer Stimme, das bekannte Lied sang: Vive Henri quatre, Vive ce Roi vaillant, u. s. w. Diese Mischung des Feierlichen und Religiösen mit dem Lustigen und Skurrilischen; die Mischung eines erhabenen Gesanges zu dem Lobe Gottes mit einem abgeschmackten Gassenhauer; diese Mischung hatte Etwas, das die Seele bis in

---

a) Il eut l'amour du Peuple;
Louis Seize est son héritier.

b) Tous les soldats sont frères,
Tous les citoyens sont soldats.

c) [illegible]e union fait nôtre force.

in das Innerste empörte, und (in der meinigen wenigstens) alle die herzerhebenden Empfindungen auf Einmal auslöschte, welche die rührende Feier des Bundesfestes in derselben erweckt hatte. Ich fühlte, mit Erschütterung, daß ich mich auf dem Greveplatze befand. Und dieses Gefühl erweckte auf einmal eine ganz neue Reihe von Ideen, die ich um Erlaubniß bitte, dem Leser mittheilen zu dürfen.

Der Pöbel verlief sich, und der Greveplatz wurde leer. Da stellte ich mich, dem Rathhause gegen über, unter den berüchtigten Laternenpfahl. Ueber mir war der eiserne Arm, an welchem die traurigen Hinrichtungen geschehen waren, und ich befand mich auf eben der Stelle, auf welcher die unglücklichen Schlachtopfer der unbesonnenen Wuth eines aufgebrachten Pöbels, ein Jahr vorher, an eben diesem Tage, gestanden hatten. In dem Platze, welchen ich jetzt vor mir hatte, sah ich das wahre Bild der unbeständigen und leichtsinnigen französischen Nation, welche, in wenigen Augenblicken, von einem Extrem zum andern überspringt, und von der überlegtesten Grausamkeit zur rauschendsten und unüberlegtesten Freude übergeht.

Der Greveplatz war, schon seit langer Zeit, derjenige Platz, auf welchem die rührendsten und die schrecklichsten Schauspiele, oft in wenigen Stunden, nach einander folgten. Auf dem Greveplatze wurden alle Verbrecher hingerichtet; auf dem Greveplatze wurden Triumphbogen errichtet, Erleuchtungen angebracht, und Geld ausgeworfen, so oft die Regierung, wegen der Geburt, oder wegen der Vermählung eines Prinzen, dem Volke ein öffentliches Freudenfest geben wollte. Man sah nicht das Unschickliche dieses Verfahrens.

Niemand fiel es auf, daß eben die eisernen Pfosten, an welche man einen Damiens und einen Ravaillac bevestigte, um sie mit glühenden Zangen zu zwicken, ein paar Tage nachher einem abzubrennenden Feuerwerk zur Unterstützung dienten. Man fand es nicht empörend, daß auf demselben Gerüste, auf welchem Cartouche, Nivet, und tausend andre, waren gerädert oder lebendig verbrannt worden, bei öffentlichen Freudenfesten, Taschenspieler und Lustigmacher dem Volke ihre Possen vorgaukelten. Niemand hielt sich darüber auf, daß diese gefühllosen Menschen auf der Asche jener Unglücklichen herumtanzten.

Seit der Revolution ist es leider! noch nicht besser geworden. Auf dem Greveplatze, auf welchem die Hinrichtungen eines de Launay, Foulon, Berthier, Favras, und des unglücklichen Bäckers geschahen: auf eben diesem Platze, tanzte der gefühllose Pariserpöbel die ganze Nacht durch, nach den Tagen, an denen diese Ermordungen geschehen waren. Schreckliche Hinrichtungen und freudige Erleuchtungen sind, auf diesem Platze, seit der Revolution, mit fürchterlicher Schnelligkeit, auf einander gefolgt. Und die Geschichte lehrt, daß niemals ein Volk so schnell vom Schrecken zur Freude, und von der Freude zum Schrecken überzugehen fähig war, als das französische Volk, welches ohne Aufhören mit sich selbst im Widerspruche ist.

Was mag wohl (so sprach ich zu mir selbst) Ludwig der Sechszehnte gedacht haben, als er, am 17 Julius 1789, diese Stufen herauf stieg; die Stufen, von denen, drei Tage vorher, ein rasender Pöbel, die Schlachtopfer seiner Rache weggerissen hatte, um sich an dem Anblicke ihres zerfleischten Körpers zu weiden?

Was mag wohl in Ludwigs Seele vorgegangen seyn, als er sich, an jenem Fenster, auf Befehl des Volkes, dem Volke zeigte; als er aus dem Fenster den schrecklichen Laternenpfahl erblickte, an welchem seine Diener ihr Leben verlohren hatten? Was mögen die ihn umgebenden Höflinge, welche mit ihm von Versailles nach Paris gekommen waren, bey diesem Anblicke empfunden haben? Und die Königinn von Frankreich, was dachte Sie wohl, als sie, am sechsten Oktober 1789, von dem Abschaume des Pöbels verspottet und verhöhnt, nach Paris gebracht wurde, und die Stufen dieser Treppe hinan stieg? — Mit solchen und ähnlichen Gedanken, verließ ich den Greveplatz, um den Ausbruch der Freude eines freiheittrunkenen Volkes auch in andern Gegenden der Stadt zu beobachten.

Am achtzehnten Julius war abermals ein Festtag. Auch an diesem Tage war allen Wagen und Pferden verboten sich in den Straßen von Paris sehen zu lassen. Am Vormittage hielt Hr. la Fayette, auf dem Märzfelde, Revue über die Abgesandten der bewaffneten Bürger Frankreichs. Die Bänke des Amphitheaters waren abermals mit Zuschauern besetzt. Der Himmel war rein und klar. Gegen neun Uhr fingen die Truppen an zu defiliren, und mancherlei militärische Evolutionen zu machen. Bewaffnete Bürger und Soldaten waren durch einander und unter einander vermischt. Die Zuschauer klatschten ihnen Beifall zu, und riefen, einmal über das andere: „Hoch leben „unsre Brüder die Nationalgarden! Hoch lebe die Bür„germiliz!“

Nach geendigter Revue, tanzten die Bürgersoldaten, um den Herrn la Fayette herum, spiralförmige Reihentänze: so daß sie den Kreis um ihn immer enger und enger machten. Sie gaben ihm hiedurch Beweise ihrer Anhänglichkeit und ihrer Ergebenheit: und la Fayette schien darüber sehr gerührt zu seyn.

Darauf wurde in das Märzfeld ein großer, mit den Nationalfarben gezierter Luftballon, in den Zirkus des Märzfeldes gebracht. Er wurde mit brennbarem Gas angefüllt. Aber in dem Augenblicke, in welchem der Ballon auffliegen sollte, fieng derselbe an zu brennen, schlug um, und beschädigte einige, in der Nähe stehende Personen. Die Hitze war an diesem Tage unerträglich. Darüber erlaubten sich die Zuschauer auf dem Amphitheater sehr viele, unanständige, und zum Theil gotteslästerliche Scherze, welche aber mit Beifallklatschen und mit Freudengeschrei aufgenommen, und, rund um das Amphitheater herum, weiter verbreitet wurden. Sie sagten, unter andern ähnlichen Einfällen: „Gott „ist ein Aristokrate; er ersäuft uns am Tage des Bun„desfestes, und bratet uns am Tage des Luftballons."

Nach mißlungenem Versuche mit dem Ballon, fieng die Armee in dem Zirkus, vereinigt mit den Zuschauern auf den Bänken des Amphitheaters, an, das neue Nationallied: Ça ira, ça ira, ça ira, zu singen. Folgende Strophen wurden vorzüglich oft wiederholt:

Ah! ça ira, ça ira, ça ira,
Suivant les maximes de l'Evangile,
Ah! ça ira, ça ira, ça ira,
Du Législateur tout s'accomplira.

Celui qui s'éleve, on l'abaissera,
Celui qui s'abaisse, on l'élevera.

Ah! ça ira, ça ira, ça ira.
Le vrai d'avec le faux l'on connoîtra.

Le peuple armé toujours se gardera;
Le clergé regrette le bien qu'il a.
Ah! ça ira, ça ira, ça ira;
Par justice la nation l'aura.

Pierrot et Margot chantent à la guinguette,
Ah! ça ira, ça ira, ça ira.
Réjouissons - nous, le bon tems viendra.
Ah! ça ira, ça ira, ça ira.

Am Nachmittage war ein Kampf der Fischer und Schiffleute auf der Seine zu sehen, welche sich auf ihren Nachen, um gewisse Preise, mit einander balgen und schlagen mußten, um den Pöbel zu belustigen. Dieses widrige Schauspiel, welches dadurch noch unangenehmer wurde, daß dabei das Leben der Kämpfenden selbst in Gefahr kam, welche, einer nach dem andern, von ihren Gegnern in den Fluß gestürzt wurden, und nicht ohne Mühe sich durch Schwimmen retten konnten, war, schon seit einigen Jahren, von der Pariser Polizei verboten gewesen. Aus dieser Ursache hielt Herr Bailly für nöthig, dasselbe wiederum einzuführen: denn ihm war bekannt, daß er sich durch nichts bey dem Volke beliebter machen konnte, als wenn er von Allem, was unter der vorigen Regierung geschehen war, gerade das Gegentheil that.

Bei anbrechender Nacht wurde, auf Kosten der Stadt Paris, ein schönes Feuerwerk auf der Seine abgefeuert.

Nachher ward die ganze Stadt prächtig erleuchtet. Vorzüglich schön zeigte sich die Erleuchtung der Thuillerien. Das ganze Schloß war wie mit Lampen bedeckt.

In dem Garten der Thuillerien waren die Bäume durch Guirlanden brennender Lampen von mancherlei Gestalt und Farbe verbunden. Die Straßen von Paris wimmelten von Menschen, die sich, jauchzend und jubelnd, dem Ausdrucke der lautesten Freude um so viel ruhiger überließen, da sie weder durch Pferde, noch durch Wagen gestört zu werden, sicher seyn konnten. Schaaren von Menschen zogen singend durch die Straßen, und aus den Häusern rief man, einmal über das andre: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König!" Die große Rotunde der sogenannten neuen Halle, war inwendig rund um die Kuppel erleuchtet, und ganz mit Menschen angefüllt, welche durch Tanzen, durch Singen, und durch Jauchzen, ihre Freude recht lebhaft auszudrücken suchten.

Aber wie soll ich den Anblick beschreiben, den die elisäischen Felder darboten! Nie habe ich etwas gesehen, das einer Zauberei ähnlicher schien. Dieser große Wald, in der Nähe der Hauptstadt, war durch mannigfaltig gewundene Guirlanden der buntesten Lampen, welche von Bäumen zu Bäumen sich schlängelten, und durch hohe, mit brennenden Lichtern besteckte, Pyramiden erleuchtet. Gelbes, grünes und rothes Feuer schien auf den Spitzen der Bäume zu lodern, aus denen sich, von Zeit zu Zeit, eine steigende Rakete gen Himmel erhob. Zwischen den leuchtenden Bäumen wandelten Tausende und aber Tausende, Arm in Arm, freudig singend und jubelnd; Mütter mit ihren Kindern; Mädchen mit ihren Liebhabern; Zöglinge mit ihren Lehrern. Hie und da war, in einem unerleuchteten Theile des Waldes, eine Bande Musikanten versteckt, welche das Ohr mit Musik erquickten

und das Herz zur Freude stimmten. An einigen Stellen sah man tanzende Gruppen; an andern Stellen hatten sich große Haufen auf das Gras gelagert, welche, friedlich und freundschaftlich, die mitgebrachten Speisen und das Getränke unter sich theilten, und die Vorübergehenden zu dem ländlichen Schmause einluden. Da war kein Unterschied der Stände, kein Rang oder Geschlechtsordnung. Alle waren gleich; und alle fühlten sich glücklich in dieser Gleichheit. Hier warf man nicht, wie vormals, Brodt und Fleisch unter das Volk; gleichsam als wenn es hungrige Hunde wären, denen man durch einen Bissen das Maul stopfen muß. Nein! hier theilte Jeder seinen Vorrath mit demjenigen, welcher zunächst neben ihm saß. Wer da hatte, der gab demjenigen, der da nicht hatte. Darin bestand die Gleichheit; und dieses ist wahrlich! eine wünschenswürdige Gleichheit. Es war ein Volksfest: und leider! muß ich hinzusetzen, das Einzige Volksfest, welches ich in meinem ganzen Leben gesehen habe!

Aber je später es in der Nacht wurde, desto interessanter und mannigfaltiger wurden die Gruppen, welche man in diesen Zaubergärten erblickte. Neben einem Haufen schnellfüßiger Tänzer hatte sich ein anderer Haufe auf das Gras gelagert, welcher ohne Anstrengung genießen wollte. Diese sahen und hörten stillschweigend zu, und die innigste Freude war auf ihren Gesichtern zu lesen. In einiger Entfernung schliefen Männer, Weiber, Mädchen, Kinder, welche sich müde getanzt und gesprungen hatten, ruhig unter und neben einander. Einige Muthwillige schlichen sich mitten unter sie, und riefen mit lauter Stimme: „Hoch lebe die Nation!“ Die Schlafenden erwachten, sprangen auf, rie-

sen: „Hoch lebe die Nation!“ und legten sich dann abermals nieder, um aufs Neue einzuschlafen. Unter einem großen Baume, an welchem die Lampen schon zum Theil ausgegangen waren, sah ich selbst, einen Priester, einen Soldaten, ein Freudenmädchen, einen Friseur und einen ehrlichen alten Pariserbürger, ruhig und friedlich neben einander schlafen.

Aber rührender als Alles übrige war dasjenige was man bei der Bastille sah. Hier war, auf den Ruinen, ein Gerüste erbaut, welches den Plan dieser Festung vorstellte. Drei und achtzig, mit ihren Wurzeln ausgegrabene Bäume, waren hieher verflanzt. An den Bäumen las man die Namen der drei und achtzig Abtheilungen Frankreichs. Diese Bäume waren ganz mit Lampen besäet, und unter einander durch Guirlanden von vielfarbigen Lampen, verbunden. Unter diesem erleuchteten Gewölbe tanzten und sprangen singend eine Menge freudiger Pariser um einen Pfahl herum, auf welchem eine Freiheitsmütze befestigt stand. An den acht Ecken der Festung, wo vormals die Thürme gewesen waren, befanden sich Gerüste, auf denen eben so viele Banden Musikanten französische Tänze leierten.

An der Stelle, wo die unterirdischen Kerker sich befanden, hatte man eine künstliche Höhle angebracht, deren Eingang nur schwach erleuchtet war; nicht mehr, als nöthig schien, um die Finsterniß sichtbar zu machen. Darüber sah man ein Gemälde, welches einen Mann und eine Frau vorstellte, die mit schweren Ketten beladen waren. Nicht weit davon stand ein Pfahl, mit Nationalbändern geschmückt, und mit der Aufschrift: Freiheit. Der Aufenthalt des Schreckens, der Seufzer und der Thränen, war jetzo in einen Tempel der Freude verwandelt.

Ueber dem Eingange der Bastille stand, mit grossen Buchstaben, die Aufschrift: „Hier ist ein Tanz„saal." In meinem Leben hat keine Aufschrift so grossen Eindruck auf mich gemacht, als diese Aufschrift über den Ruinen der Bastille.

Nachdem alle diese Feierlichkeiten geendigt und die Abgesandten in ihre Provinzen zurückgereist waren, giengen die Bürger von Paris wiederum an ihre Arbeit, welche sie, zu ihrem nicht geringen Schaden, schon seit mehr als vierzehn Tagen hatten versäumen müssen. Indessen gab bald ein sonderbarer Vorfall der ganzen Stadt Stoff zum Gespräche.

Am 29. Junius, am Tage Sankt Peters und Sankt Pauls, kamen, gegen Mittag, zwei gutmüthige Schwärmer, aus angesehenen Familien, Namens Dhosier und Petitjean, nach St. Cloud, wo sich damals die königliche Familie befand. Sie setzten sich vor den Eingang des Schlosses, und blieben, ohne sich zu bewegen, oder mit einander zu sprechen, nachdenkend und ernsthaft sitzen, bis die Nacht einbrach. Man beobachtete sie; man bat sie, sich weg zu begeben; man fragte: wer sie seyen? Aber sie antworteten nicht. Um eilf Uhr des Nachts wurde das eiserne Gitter des Schloßhofes zugeschlossen: aber sie blieben außer dem Gitter stehen. Endlich befahlen sie ihren Bedienten, mit dem Wagen nach Paris zurück zu fahren. Sie aber setzten sich nieder. Es war zwei Uhr in der Nacht, und noch blieben sie da. Die Patrouille frägt: Was sie da machen? Sie antworten: Wir sind hier, auf Befehl des Königs und des

Herrn. Nun werden sie nach dem Wachthause geführt, und der Maire von St. Cloud wird aus dem Bette geholt, um diese verdächtigen Personen auszufragen. Hr. Dhosier sagte: er nenne sich Paulus, wie der Heilige dieses Tages, und er habe von Gott selbst Befehl erhalten, sich nach St. Cloud zu begeben. Hr. Petitjean gab zur Antwort: er heiße Petrus, und er komme nach St. Cloud, auf Befehl der heiligen Mutter Gottes, um Sr. Majestät, dem Könige, eine Schrift zu überreichen, welche er bei sich habe. Der Maire forderte diese Schrift von ihm, und er übergab dieselbe. Sie war mit blauer Dinte auf Pergament geschrieben, war voller orthographischer Fehler, und enthielt nichts als mystischen Unsinn.

Den beyden Schwärmern wurde befohlen, St. Cloud zu verlassen, und nach Paris zurück zu kehren. Sie aber behaupteten: sie seyen da auf Befehl des Königs; der König habe sie von Paris kommen lassen; und ohne einen Befehl von dem Könige würden sie St. Cloud nicht verlassen. Nach genauer Erkundigung fand sich, daß dieses Vorgeben ungegründet war. Der König sandte Hrn. de Villequier zu den beiden Männern. Da sagten sie aus: nicht Ludwig der Sechszehnte, sondern ein höherer König als er, habe ihnen befohlen, nach St. Cloud zu kommen.

In jedem andern Lande hätte man diese beiden Schwärmer, die offenbar an einer Verrückung des Verstandes litten, ihrem Schicksale überlassen. Daß aber dieses nicht geschah, daran war ein Wahnsinniger von einer andern Art, Hr. Brissot de Warwille schuld. Dieser Mann war Vorsitzer des Pariser geheimen Inquisitions-Tribunals. Er ließ daher

die beiden Männer nach Paris in das Gefängniß bringen, und behandelte sie als Staatsverbrecher. Er behauptete: in der von ihnen übergebenen Schrift sey, unter mystischen Bildern, der Plan zu einer Kontrerevolution versteckt, und man müsse in dieser Sache mit aller möglichen Vorsicht zu Werke gehen. Demzufolge gab sich nun Herr Brissot, mit seinen Kollegen, ein gewaltiges Ansehen. Mit aller Strenge eines Groß-Inquisitors untersuchte er: woher die Schrift komme. Herr Dhosier sagte aus: er habe dieselbe von der Madame Thomassin zu Nancy erhalten. Sogleich wurde Madame Thomassin zu Nancy, sowohl als ihre beiden Freundinnen, Madame Jumilhac zu Limoges, und Madame de Vassart zu Bar le Duc, in der Nacht, aus ihren Betten geholt und nach Paris gebracht. Eine von diesen Damen sagte aus: Sie habe sich magnetisiren lassen, dadurch sey sie in den magnetischen Schlaf gefallen, und während dieses Schlafes habe sie mit der heiligen Jungfrau Maria gesprochen, welche ihr die Schrift in die Feder diktirt habe. Aller seiner Bemühungen ungeachtet, war Herr Brissot doch nicht im Stande, diese Schwärmer auf das Schaffot zu bringen. Er sah sich genöthigt ihnen die Freiheit wieder zu schenken. Doch ließ er, um wenigstens Etwas zu thun, eine Schrift drucken, unter folgendem Titel:

Projet de Contre-Révolution par les somnambulistes, ou rapport dans l'affaire de M. M. Dhosier et Petitjean.

Die Verachtung gegen den Herzog von Orleans war, seit seiner Zurückkunft nach Paris, allgemein, und Niemand gab sich länger Mühe dieselbe vor ihm zu verbergen. Er wurde sogar öffentlich beschimpft. Zwei

Tage nach seiner Ankunft kam er nach dem Schlosse der Thuillerien, um dem Könige seine Aufwärtung zu machen, und von seiner vorgeblichen Gesandtschaft Bericht abzustatten. Auf der Treppe begegnete ihm Herr de Goglas, General-Adjutant der französischen Armee, ein Mann, dessen Karakter allgemein geschätzt ist. Hr. de Goglas gab dem Herzoge einen heftigen Stoß mit seinem Ellenbogen. Der Herzog fragte verwundert: „Was verlangen sie mein Herr?“ Hr de Goglas gab zur Antwort: „Ihre Frage ist impertinent, mein „Herr Herzog.“ Orleans gieng weiter, und begab sich in das königliche Zimmer. Herr de Goglas folgte, stellte sich dem Herzoge gegen über, und sah ihm starr in das Gesicht. Der Herzog gieng weg, und Hr. de Goglas folgte ihm auf dem Fuße nach. Orleans fragte: „Ei, warum verfolgen Sie mich?“ Die Antwort war: Ein rechtschaffener Mann kann wohl einmal, „durch Zufall, in die Fußstapfen eines H.....ts tre„ten.“ Der Herzog antwortete nicht, sondern gieng nach Hause. Dort rief er seine Freunde zusammen, und fragte: Wie er sich in dieser Sache zu verhalten hätte? Der Herzog von Biron und Hr. de la Touche sagten: er müsse seinen Beleidiger herausfodern. Die übrigen, welche die Feigherzigkeit des Herzogs kannten, hielten dafür: er würde am besten thun, wenn er sich um den Vorfall gar nicht bekümmere. Dieser Meinung stimmte der Herzog bei. Nun schlug Hr. de la Touche vor: er wolle, statt des Herzogs, Genugthuung fordern. Er gieng zu Herrn de Goglas, und sagte ihm, was die Absicht seines Besuchs seye. Goglas fragte: „Fordern Sie mich in Ihrem eignen Nah„men heraus, oder als Schatzmeister des Herzogs?“—

„Als Schatzmeister des Herzogs." — Sogleich zog Hr. de Soglas die Glocke, rief seinen Kammerdiener, und sagte: „Hier, Hr. de la Touche, hier ist der Mann, der Ihnen Genugthuung verschaffen wird: die Herren „müssen sich mit den Herren, und die Bedienten mit „den Bedienten schlagen."

Als der Beschluß der Nationalversammlung, welcher die Abschaffung aller adelichen Titel, Wappen und Livreen befahl, dem Könige zur Genehmigung vorgelegt wurde, war, unter allen Ministern, Hr. Necker der einzige, welcher dagegen Einwendungen machte; und zwar aus folgenden Gründen. Er behauptete: das Volk werde dabei nichts gewinnen, und den untern Klassen der Gesellschaft könne es ganz gleichgültig seyn, ob es adeliche Titel gebe oder nicht. „Die wahre Methode" so drückt sich Hr. Necker aus „die wahre Methode, allen Kinderspielen der Eitelkeit ihren Werth zu „benehmen, besteht nicht darin, dieselben sorgfältig zu „verbieten. Viel besser erreicht man seinen Zweck, „wenn man sie ruhig und gleichgültig ansieht; wenn „man bloß allein Talente, Tugenden und wahres Ver„dienst schätzt. Unmöglich kann man, in einem so gro„ßen Reiche wie Frankreich ist, Vorurtheile durch ein „Gesetz zerstören. Vorurtheile bringt die Zeit hervor, „und die Zeit allein kann sie zernichten. Alle großen „Veränderungen müssen vorbereitet seyn. — Und was „die Wappen betrifft, so läßt sich gar nicht einsehen, „warum man dieselben abschaffen sollte. Nichts kann „dem Volke gleichgültiger seyn, als die Existenz der „Wappen — Die Abschaffung der Livreen möchte viel„leicht dem Volke gefallen. Aber eine Menge von Ar„beitern, welche jetzo Tressen und Bänder für die Li„vreen verfertigen, werden alsdenn außer Brodt ge-

„setzt. Hierunter wird Paris vorzüglich leiden, wel„ches viele Manufakturen dieser Art hat."

Auf diese Gedanken des Hrn. Necker erschienen sehr viele Antworten. Die beste darunter war die Antwort des Hrn. Anthoine, eines Mitgliedes der Nationalversammlung. „Sie sagen" so redete Hr. Anthoine Hrn. Necker an „das Volk werde bei der Abschaffung der „adelichen Titel nichts gewinnen! — Freilich wird dassel„be deßwegen keinen Heller weniger Steuer bezahlen. „Aber, glauben Sie, weil Arbeiter und Handwerks„leute, nicht, wie Sie und ich, schöne Reden halten, „oder schöne Bücher schreiben können, daß dieselben deß„wegen für die Ehre weniger empfänglich seyen? Wahr„lich! das Gesetz der völligen Gleichheit der Menschen „war in alle Herzen gegraben, lange vorher, ehe die „Bekanntmachung der Rechte proklamirt wurde. Glau„ben Sie, es werde die Seele des Handwerksmanns „nicht erheben, wenn er bei sich selbst fühlt, er sey eben „so gut, als Derjenige welcher ihm Arbeit giebt? Uebri„gens ist die völlige Gleichheit nichts weniger als eine „Schimäre. Wir arbeiten alle um den Lohn. Und so „wie ich den Schneider bezahle, der mir einen Rock „macht: so bezahlen auch mich meine Kommittenten, um „in der Nationalversammlung meine Stimme zu geben, „und um diesen Brief an Sie zu schreiben. Das Ge„setz könne, sagen Sie, ein Vorurtheil nicht vernichten. „Nein! aber die Vernichtung des Vorurtheils wird „schnell auf die Proklamation des Gesetzes folgen. — „Und was die Wappen und die Livreen betrifft: so sind „sie weiter nichts als lächerliche Kinderspiele der Eitel„keit; gothische Attribute eines Rittergeistes, der nicht „mehr vorhanden ist. Was soll uns dann verhindern,

„dieselben abzuschaffen? Endlich, endlich ist die Zeit ge„kommen, wo Vorurtheile aller Art, vor der Stimme „der Vernunft, sich verkriechen müssen. Das Vorur„theil der Eitelkeit, welches auf die großen Thaten un„serer Vorfahren sich stützt, hat einerlei Ursprung, mit „dem Vorurtheile der Infamie, welches die Nachkom„men eines Verbrechers beschimpfte. Dieses letztere „Vorurtheil ist, durch große Beispiele, schon vertilgt. „Die Handlungen eines Andern, sie mögen gut seyn oder „schlecht, dürfen, weder im Guten noch im Bösen, Ein„fluß auf die Meinung haben, welche man von Uns hegt. „Und wenn das Schaffot des Vaters nicht länger den „Sohn entehrt, so dürfen die Lorbeeren seiner Voreltern „eben so wenig ihm Ehre bringen. Dieses ist die Spra„che der gesunden Philosophie."

Ein Vorfall, welcher, um diese Zeit großes Aufsehen machte, war die Flucht des Hrn. Bonne Savardin a) aus den Gefängnissen des Chatelet. Da dieser Mann wegen eines Staatsverbrechens angeklagt war, in welches Hr. de St. Priest, der Minister, mit verwikkelt zu seyn schien b): so zweifelte Niemand daran, daß nicht derselbe die Flucht des Verbrechers beschleunigt habe. Sogleich wurden Steckbriefe nach allen Theilen des Königreiches gesandt, um sich dieses Mannes wiederum zu versichern. Hr. la Fayette sandte seine Adjutanten ab. Einer derselben kam dem Flüchtlinge sehr bald auf die Spur, und holte ihn zu Bar sur Aube ein, als er eben Pferde wechseln wollte. Man fand ihn in Gesellschaft des Abbe Barmond, eines Mitglie-

a) Man sehe oben Band 3. S. 255. 295.

b) Ebendaselbst S. 296.

des der Nationalversammlung, welcher ihm einen Platz in seinem Wagen gegeben hatte. Beide wurden nach Paris zurückgeführt.

Von allen Ministern des Königs ward, schon seit einiger Zeit, keiner mit solcher Wuth verfolgt, als Herr de St. Priest. In jeder Woche klagte ihn der Eine, oder der Andere neugeschaffene Politiker, in Journalen, Zeitungen, oder fliegenden Blättern an. Die wahre Ursache dieser Verfolgung blieb Niemand unbekannt, der da wußte, wie sehr Mirabeau der Feind dieses Ministers war, dem man doch mit Recht Nichts vorwerfen konnte. Endlich wurden die Anklagen ernsthaft, als der geheime Untersuchungs-Ausschuß der Stadt Paris den Hrn. de St. Priest öffentlich des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig erklärte, welches der Groß-Inquitor der Staats-Inquisition, Brissot de Warwille, in folgenden Ausdrücken bekannt machte:

„Sintemahlen aus der Untersuchung erhellt, daß „der Herr Guignard de St. Priest, weit entfernt strafbare Manövers von sich abzuweisen, oder den Gerichten anzuzeigen, den Hrn. de Bonne Savardin sehr „freundschaftlich aufgenommen, und demselben noch „andere, nicht weniger konstitutionswidrige Plane mitgetheilt hat; da ferner der Hr. Guignard de St. Priest „ohne Aufhören seinen Haß, und seine Verachtung gegen die Nationalversammlung, und gegen die von derselben beschlossenen, und von dem Könige genehmigten Gesetze gezeigt hat: so hält der geheime Untersuchungs-Ausschuß dafür: daß der Herr Franziskus „Emanuel Guignard de St. Priest des Verbrechens „der beleidigten Nation anzuklagen sey.“

Nach

Nach einer so förmlichen Anklage, die sein Leben in Gefahr setzte, hielt Hr. de St. Priest dafür, er dürfe nun nicht länger schweigen. Er schrieb daher einen Brief an den Presidenten der Nationalversammlung, in welchem er die gegen ihn angebrachten Beschuldigungen für niederträchtige Verleumdungen erklärte, und eine so ungerechte Anklage, als die Anklage des Schwärmers Brissot war, mit Verachtung von sich ablehnte.

Auch gab Hr. de St. Priest bald nachher eine vortreffliche Schrift zu seiner Vertheidigung heraus. Es sey, sagt er, ein besonderes Beispiel der Veränderlichkeit aller menschlichen Dinge, daß er, dem, im Monat Julius 1789, die Nationalversammlung öffentlich das Zeugniß gegeben habe: er verdiene ihre Hochachtung und die Hochachtung der ganzen Nation, a) nunmehr, im Julius 1790, als der Feind der Nationalversammlung, und als ein Verräther des Volks angeklagt werde. Die Ursache dieser auffallenden Veränderung lasse sich nicht errathen. Die Verfolgung gegen ihn habe im September 1789 angefangen; gerade zu der Zeit, als die Verschwornen den Plan zu dem Königsmorde machten. Damals wurde Herr de St. Priest bey den Distrikten der Stadt Paris angeklagt. Die Anklage ward untersucht; man fand ihn unschuldig; und er wurde, mit dem ehrenvollesten Zeugnisse, losgesprochen. Im Oktober klagte ihn Mirabeau an, wegen einer Antwort, die er vorgeblich den Pariser Fischerweibern gegeben haben sollte b). Er erklärte sich darüber. Die Anklage

a) Man sehe Band 1. S. 310.

b) Man sehe Band 3. S. 44.

wurde dem Untersuchungs-Ausschuß übergeben, und er erhielt keine Genugthuung. Im Mai 1790 klagte ihn Mirabeau abermals an, daß er, in Rücksicht auf den Aufruhr zu Marseille, die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht befolgt habe. Er aber bewies der Versammlung, am zweiten Junius, daß auch diese Anklage ungegründet sey. Nun wurde er abermals angeklagt. Und was für eine Anklage! Eine Anklage, die sich auf ein Tagebuch des Hrn. Bonne Savardin gründet a). In diesem Tagebuche hat Hr. Bonne eine Unterredung aufgezeichnet, welche er mit einem gewissen Jemand, der nicht genannt ist, gehalten zu haben vorgiebt.

Kaum hätte man, zu den Zeiten der Bastillen und der Richelieus, es wagen dürfen, eine solche Anklage vorzubringen. Jetzt aber wird dieselbe nicht nur vorgebracht, sondern, an den Tagen vor dem Bundesfeste, werden die schrecklichsten Pasquille, in der ganzen Stadt, ausgestreut, worin man den Pöbel auffordert, Herrn de St. Priest zu ermorden; worin man die Abgesandten der bewaffneten Bürger Frankreichs auffordert, daß sie, auf dem Märzfelde, die Entlassung aller Minister von dem Könige fordern sollen. „Wahrlich!" sagt Herr de St. Priest „wenn ich nicht damals das Schlachtopfer „eines betrogenen Haufens geworden bin; wenn nicht „das allererhabenste Fest durch eine Mordthat befleckt „worden ist: so ist dieses gegen den Willen des Untersuchungs-Ausschusses geschehen." Die vorgebliche Verachtung der Nationalversammlung ist eine eben so unwahre als ungegründete Beschuldigung. Der Ausschuß bringt keine Beweise vor; er giebt weder Ort,

---

a) Man sehe Band 3. S. 296.

noch Zeit, noch Gelegenheit, noch Umstände an. Eine solche Anklage würde vor jedem Gerichte in der Welt zurückgewiesen werden. Und wie kann man Jemand, wegen einer vertrauten Unterredung, einen Kriminalprozeß machen? Oder soll dieses die so gerühmte Freiheit seyn? Eine Staats-Inquisition, welche die innersten Geheimnisse einer Familie ausforscht; welche die vertrautesten Unterredungen aufschreibt! Dann befindet sich Frankreich wiederum in den Zeiten der Richelieus. Richelieu ließ den de Thou hinrichten, weil dieser eine geheime Unterredung ihm nicht hatte eröffnen wollen. Die Frankreicher befinden sich jetzt in eben der traurigen Lage, in welcher sich vormals die Römer, zu den Zeiten der Angeber, befanden. Es war ihnen nicht erlaubt, einen Verwandten, oder einen Freund, zu haben; und, wegen eines Wortes, oder eines Blickes, der dem Tiberius verdächtig vorkam, wurden sie nach dem Schaffote geschleppt. So auch in Frankreich!

Die traurigen Folgen der demokratischen Grundsätze, welche die Nationalversammlung der französischen Nation predigte, und der von dem Volke so sehr mißverstandenen Bekanntmachung der Menschenrechte, fiengen indessen, in den Provinzen, immer mehr und mehr an sich zu zeigen. Am zwanzigsten Julius las der Finanzminister Lambert der Versammlung einen Bericht vor, worin er sagte: Es werde unmöglich seyn, den Finanzen länger vorzustehen, wenn nicht die Nationalversammlung Ordnung und Ruhe in dem Reiche herstelle. Aufruhr, Räubereien und übertriebener Freiheitsgeist, der Niemand gehorchen wolle, setzten, (sagte er) im ganzen Reiche, der Einsammlung der öffentlichen Steuern unüberwindliche Hindernisse entgegen. Man

suche das Volk zu überreden, daß, wenn es sich hartnäkkig weigere, die Steuern zu bezahlen, diese Steuern alsdann würden aufgehoben werden. Bei hellem Tage würden kontrebande Waaren, mit bewaffneter Hand, eingeführt. Das Volk beschütze die Schleichhändler, und die Bürgermiliz versage ihre Hülfe, weil dieselbe, wie sie sich ausdrücke, nicht gegen die Nation streiten wolle. An andern Orten würden die Mauth- und Zollbedienten ermordet, und die Mauthhäuser verbrannt und geplündert.

Zu Lyon wurden aufrührische Schriften ausgetheilt, welche das Volk ermahnten, sich der Bezahlung der Akzise zu widersetzen. Der Pöbel begab sich nach den Thoren; verjagte die Zolleinnehmer; und führte im Triumphe eine Menge akzisbarer Waaren in die Stadt ein. Der Bürgerrath der Stadt blieb dabei unthätig, und gab sich keine Mühe, diesen Unordnungen Widerstand zu thun. Am neunzehnten Julius bemächtigte sich der Pöbel eines Soldaten des Schweizerregiments Sonnenberg, und hängte denselben an den Laternenpfahl auf. Dreimal brach der Strick. Aber zum viertenmal ward er aufgehängt. Sein Leichnam wurde in Stücker gehackt, und, mit kannibalischer Wuth, in den Straßen der Stadt herum geschleift. Niemand widersetzte sich diesen Grausamkeiten. Am sieben und zwanzigsten Julius versammelten sich abermals gegen zweitausend Handwerksgesellen, und zogen, in Begleitung des Pöbels, nach dem Rathhause, dem Zeughause, und dem Pulvermagazine. Die Bürgermiliz, vereinigt mit den Schweizern, zogen dem wüthenden Haufen entgegen. Es kam zum Gefecht, und von beiden Seiten wurden einige getödet. Endlich ward der Pöbel durch die Soldaten zerstreut.

Zu Saint Etienne en Forez fiel ein schrecklicher Auftritt vor. Ein gewisser Berthead, dessen Rechtschaffenheit allgemein bekannt war, trieb einen kleinen Kornhandel. Am vierten August kaufte er, auf dem Markte, zehen Scheffel Korn. Ein Weib zeigte dieses dem Pöbel an. Sogleich versammelte sich ein wüthender Haufe um ihn her. Der Pöbel beschloß, ihn, ohne weitere Umstände, aufzuhängen. Herr Neron, der Maire der Stadt, kam herbei, und durch Bitten und Vorstellungen gelang es ihm, den Mördern ihr Schlachtopfer zu entreißen. Er ließ Herrn Berthead in das Gefängniß führen, und versprach, ihm seinen Prozeß zu machen. Aber der Haufe verlangte, mit rasendem Geschrei, den Tod des Unglücklichen. Die Bürgermiliz, welche einen Versuch machte sich zu widersetzen, wurde auf die Seite geworfen; die Thüren des Gefängnisses wurden aufgesprengt; der unglückliche Gefangene wurde herausgeschleppt, und auf die grausamste Weise gemißhandelt. Der Maire warf sich, vor dem Pöbel, auf die Kniee, und bat flehend um Aufschub, nur bis zu dem folgenden Tage. Hr. Berthead bot seinen Mördern sein ganzes, sehr beträchtliches Vermögen an, wenn sie ihm das Leben schenken wollten. Er bat, er weinte: aber vergeblich. Er verlangte einen Priester, um noch vor seinem Ende zu beichten. Auch dieses wurde ihm verweigert. Sie warfen sich über ihn, wie reißende Thiere; schlugen ihn mit Knütteln und mit Hammern todt. Ein Weib, welches bemerkte, daß er noch zuckte, schlug ihm, mit einem Hammer, einen großen Nagel durch den Kopf, um ihn vollends umzubringen. Hierauf schleifte der Pöbel seinen Leichnam in der Stadt herum. Am folgenden Tage zogen sie vor das Haus

eines Bäckers, um auch diesen ihrer Wuth aufzuopfern. Sie knüpften ihn an einen Baum auf. Aber die Bürgermiliz schnitt den Strick ab, und rettete ihm das Leben.

Zu Toulon machten die Arbeiter im Arsenale einen Aufstand, und zogen nach dem Rathhause. Hr. de Castellet, ein Neffe des Hrn. de Suffren, befand sich eben daselbst, um den Bürgereid zu schwören. Der Haufe bemächtigt sich seiner, schleppt ihn vor die Stadt, beschmierte ihn mit Koth, verwundet ihn mit Messern und Dolchen, und hängt ihn endlich auf. Einige Bürgersoldaten retteten ihn, blutig und zerschlagen, aus den Händen seiner Mörder.

Am neun und zwanzigsten Julius war ein Aufstand zu Ingrande, einer kleinen Stadt in Bretagne. In Begleitung der Matrosen, bemächtigte sich der Pöbel der Mauthhäuser, plünderte dieselben, und führte eine große Menge verbotener Waaren in die Stadt, ohne den Einfuhrzoll zu bezahlen.

Zu Schlettstadt, im Elsaß, war der Aufruhr noch größer. Bei der Wahl des Bürgerraths entstanden Streitigkeiten. Einige von den Unruhigsten wurden gefangen genommen, und verurtheilt aufgehängt zu werden. Aber, vermöge eines Beschlusses der Nationalversammlung, vom achten Junius, erhielten sie ihre Freiheit wieder. Bald nachher entstanden neue Unruhen. Der Maire der Stadt, den man seines Amtes entsetzen wollte, erklärte seine Erwählung für gültig, und ließ, auf dem öffentlichen Marktplatze, einige Galgen aufrichten, um die Widerspenstigen sogleich daran hängen zu lassen. Die in Garnison liegenden Regimenter empörten sich; man sandte, aus den benachbarten Städten, andere Truppen dahin. Aber diese waren kaum

angekommen, als sie schon mit den übrigen gemeine Sache machten. Auch die Bürgermiliz gesellte sich zu ihnen. Das Arsenal wurde von den Aufrührern erobert, die Thore desselben wurden aufgesprengt, und die Waffen herausgenommen. Die Sturmglocken wurden geläutet. Der Pöbel lief durch die Straßen und schrie: „Keinen Bürgerrath! Weg mit der Nationalversamm„lung! Der Maire der Stadt ließ, auf dem Marktplatze, zwischen die aufgerichteten Galgen einen Tisch bringen, setzte sich dabei, und nöthigte Alle diejenigen, welche ihm nicht gewogen waren, einige Artikel zu unterschreiben, und seine Wahl für gültig zu erklären.

Zu St. Aubin in Lothringen, und an andern Orten, wurden die königlichen Kouriere angehalten, und ihre Depeschen geöffnet.

Vorzüglich groß war die Unordnung in der Armee. Am sechsten August kam der Kriegsminister vor die Versammlung und sagte:

„Zufolge der Beschlüsse der Nationalversammlung, „habe ich mich damit beschäftigt, Plane zu einer neuen „Einrichtung des Militairs zu entwerfen. Aber der „König, welcher überzeugt ist, daß Ordnung und Un„terwürfigkeit vor allen neuen Einrichtungen vorherge„hen müsse, hat mir aufgetragen, Ihnen von den schreck„lichen Ausschweifungen der Soldaten, und von dem „Ungehorsam Nachricht zu geben, der unter der Armee „allgemein geworden ist. Die Soldaten halten unter „sich Ausschüsse und Klubs. In dem Regiment Poitou „hat ein solcher Klub den Beschluß gefaßt, ihren Ober„sten im Arreste zu halten. In einem andern Regimen„te haben die Soldaten beschlossen, einen, von dem „Könige ernannten Offizier, nicht anzuerkennen. Täg-

„lich kommen zu mir Soldaten, welche mir die Beschlüs-
„se ihrer Klubs kund thun. Zu Strasburg haben sich
„sieben Regimenter mit einander vereinigt, und beschlos-
„sen, den Befehlen des Königs nicht zu gehorchen. Ei-
„len Sie, meine Herren, diesen Unordnungen Einhalt
„zu thun. Der Soldat darf keinen andern Willen haben,
„als den Willen seines Chefs. Wenn derselbe den Be-
„fehlen nicht gehorcht: so wird die Armee unnütz gegen
„äussere Feinde, und gefährlich für die Ruhe des Innern.
„Beinahe in allen Regimentern fordern die Soldaten
„die Kasse des Regiments, und theilen unter sich das
„Geld. Der Soldat hat jetzo weder Gesetze noch Rich-
„ter. Geben Sie ihm, sobald als möglich, die einen
„sowohl als die andern."

Zu Metz erregten die daselbst in Garnison liegenden Regimenter einen großen Aufstand. Sie verlangten das Geld der Regimentskasse unter sich zu theilen. Man gab ihnen einen Theil desselben. Aber damit waren sie noch nicht zufrieden. Am siebenten August versammelten sie sich, und forderten mit Ungestüm noch mehr Geld. Der Pöbel vereinigte sich mit den Soldaten. Sie bemächtigten sich des Herrn Depont, dessen hohes Alter ihm nicht erlaubte zu fliehen. Sie beschimpften ihn, schlugen ihn, schleppten ihn durch die Straßen, und nöthigten ihn endlich, eine Verschreibung von tausend Louisdors auszustellen. Die Bürgermiliz zog gegen die Aufrührer, und entriß ihnen nach vieler Mühe den Herrn Depont, den Sohn des Hrn. de Bouille, welchen sie umbringen wollten, und noch einige andere Personen. Das Kriegsgesetz wurde bekannt gemacht, die rothe Fahne ward auf dem Rathhause aufgesteckt, und die Kanonen vor dem Rathhause wurden geladen.

Der Bürgerrath erklärte die dem Herren Depont abgenöthigte Verschreibung für null und nichtig. Die Ruhe war hergestellt: aber wenige Tage nachher versammelten sich die Aufrührer abermals. Sie wollten sich der Regimentskasse mit Gewalt bemächtigen. Hr. de Bouille erschien, umgeben mit den Offizieren. Mit dem Degen in der Hand rief er den Aufrührern zu: „Es giebt keinen andern Weg zu der Regimentskasse, als über „meinen Leichnam." Die Grenadiere ladeten ihre Gewehre, und schlugen auf ihn an. „Drückt los!" rief er ihnen zu. Diese Unerschrockenheit war ihnen unerwartet, und sie gaben ihren Vorsatz auf. Indessen sahen sich doch die Offiziere genöthigt, unter die Soldaten, um sie zu befriedigen, 22,000 Livres auszutheilen.

Nicht weniger groß waren auch die Unordnungen unter den Seesoldaten und den Matrosen, so wie auch unter den Truppen in den Kolonien. Der Minister des Seewesens theilte diese traurige Nachricht der Nationalversammlung, am fünften August, mit. Die Kriegsschiffe, welche, auf Befehl des Königs, nach ihren Stationen ausgelaufen waren, mußten, auf Befehl der Matrosen, wieder nach Frankreich zurückkommen, und zwar zu einer Zeit, in welcher die ganze Spanische und Engländische Flotte bewaffnet, und zum Auslaufen bereit war.

Seit der Zurückkunft des Herzogs von Orleans wurde die Stadt Paris, welche vorher sehr ruhig gewesen war, abermals unruhig. Alle die Kunstgriffe, deren man sich, im Julius und im Oktober 1789, bedient hatte, um das Volk aufzuwiegeln, wurden abermals angewandt. Schon am funfzehnten und sechszehnten Julius versammelten sich sehr viele Menschen im Palais

Royal, und aufrührische Schriften wurden ausgetheilt, welche das Volk zum Morden anreizten. In den folgenden Tagen nahm die Gährung zu. Proskriptionslisten wurden ausgetheilt. Man sprach davon, die Minister des Königs anzuklagen; nachher stimmte man, sie in Verhaft zu nehmen; und endlich wurde allgemein beschlossen, sie zu ermorden. Hierbei blieben die Aufwiegler nicht stehen. Sie verlangten, daß auch die Königinn, die königliche Familie, Hr. Bailly, Hr. la Fayette, und die ganze rechte Seite der Nationalversammlung, ermordet werde. Als, am 27 Julius, die Nationalversammlung ihre Abendsitzung anfieng, waren die Thuillerien ganz mit Menschen angefüllt, und aus dem Haufen erschallte ein fürchterliches Geschrei: „Verjagt „die Minister, oder wir bringen Euch noch diesen „Abend ihre Köpfe!“ Ich war mitten unter dem Haufen dieser rasenden Mörder, und niemals habe ich mich in einer schrecklichern Lage befunden. Der Plan wurde gemacht, die Köpfe der Minister sogleich zu holen, und der Versammlung in den Saal zu bringen. Aber die Wachsamkeit des Hrn. de la Fayette verhinderte die Ausführung eines so schrecklichen Vorhabens. Er kam, an der Spitze der Bürgermiliz, und zerstreute diesen Haufen blutdürstiger Tyger.

Die Methode, deren man sich bediente, um das Volk aufzuwiegeln, war folgende. Acht bis zehen Männer, welche dafür bezahlt wurden, stellten sich zusammen, im Palais Royal, oder in den Thuillerien. Einer von ihnen hielt eine laute Anrede an die übrigen, mit verstellter Heftigkeit. Einige Vorübergehende blieben aus Neugierde stehen, und hörten dem Kerl zu. So vergrößerte sich allmählig der Haufe. Sobald die

Aufwiegler merkten, daß dieser Haufe gehörig gestimmt war, schlichen sie sich weg, und fiengen, auf einer andern Stelle, auf dieselbe Weise, wiederum von neuem an. Nach einiger Zeit, wenn die Köpfe alle dieser Leute hinreichend erhitzt waren, kamen, wie von ungefähr, der Herzog von Orleans, Mirabeau, Barnave, oder andere bekannte Patrioten; fragten, mit verstellter Neugierde, was die Ursache des Zusammenlaufens sey? hielten eine kurze Rede; riethen die heftigsten Maaßregeln; und giengen alsdann weiter. Auf diese Weise konnten die Demagogen, in Einem Abende, mit acht bis zehn Louisdors, einige tausend Menschen verleiten wozu sie wollten a).

Nachdem das Vorhaben, die Minister ermorden zu lassen, den Demagogen nicht gelungen war, suchten sie das Volk durch einen andern Gegenstand in Wuth zu bringen. Die Assignate verloren gegen das baare Geld, sechs bis sieben Prozent. Nun suchten die Aufwiegler das Volk zu bereden, diese Seltenheit des baaren Geldes sey eine Folge der Geldhändler, und wenn man einige dieser Geldverkäufer im Palais Royal aufhänge, so werde nachher Geld im Ueberflusse vorhanden seyn. So wurden die Gemüther gestimmt. Am 30. Julius kam ich des Nachmittags nach dem Palais Royal. Der ganze Platz war mit Menschen angefüllt und die Gährung war fürchterlich. Ich mischte mich unter den Haufen, und kaum hatte ich noch mit meinen Nachbaren einige Worte gesprochen, als schon der

a) Sans le brave La Fayette et ses dignes soldants, il n'en couteroit plus que *six francs* pour faire pendre et déchirer l'homme le plus illustre, le citoyen le plus irréprochable, le patriote le plus vertueux. *Discours de M. Dupont.* 3. Août, 1790.

ganze Haufe, von einigen Anführern geleitet, aufbrach, in der Absicht, der Geldhändler sich sogleich zu bemächtigen, und dieselben aufzuhängen. Mit dem fürchterlichen Geschrei: „An die Laterne! An die Laterne!“ brachen sie auf: und wer nicht mitgieng, der wurde fortgestoßen. Außen, vor dem Palais Royal, ist an der Ecke ein sehr großes Gewölbe, in welchem ein Krämer seidene Strümpfe verkauft. Dieser Mann wurde wegen Geldwuchers angeklagt; und sogleich beschlossen die Anführer des Haufens, mit ihm die Hinrichtungen anzufangen. Der Krämer befand sich in seinem Gewölbe, und verkaufte, ganz unbesorgt, seidene Strümpfe, als der rasende Haufe sein Haus umringte, und das schreckliche Todesgeschrei: „an die Laterne! an die Laterne! in seinen Ohren ertönte. Ich wurde durch den Haufen fortgestoßen, und befand mich in einem der ersten Glieder. Dadurch hatte ich Gelegenheit den Mann zu sehen, wie er auf einmal todtenblaß wurde, wie alle seine Glieder zitterten, und wie der Todesschweiß auf seiner Stirne stand. Man machte Anstalt ihn aufzuknüpfen, als Hr. Bailly in seinem Wagen erschien. Er bat um das Leben des Mannes, er flehte, er weinte; aber alles war vergebens. Da erschien Hr. la Fayette mit der Bürgermiliz: und, in weniger als einer Minute, war der Pöbel auseinander, und das Leben des Mannes war gerettet.

Auch die demokratischen Schriftsteller trugen dazu bei, die Wuth des Volkes auf den höchsten Grad zu stimmen. Ihre Frechheit war größer als jemals. Am 26 Julius gab der berüchtigte Marat ein außerordentliches Blatt seines Journals, der Volksfreund, heraus, mit dem Titel: Wir sind verloren. Er klagte den Minister St. Priest an, und schloß mit folgenden schrecklichen Worten:

„Ihr, meine Mitbürger, von jedem Alter und „Range, wißt, daß die Beschlüsse der Nationalversamm-„lung Euch vor dem Untergange nicht retten werden. „Wir sind auf immer verloren, wenn ihr nicht Euch „bewaffnet, wenn Ihr nicht noch einmal jenen Helden-„muth zeigt, welcher, am 14 Julius, und am 5 Okto-„ber, zu zwei verschiedenen malen, Frankreich gerettet „hat. Eilt nach St. Cloud, jetzt, da es noch Zeit ist, „bringt den König und den Dauphin in Eure Mauren; „bewacht sie wohl, und behaltet sie als Geiseln. Sperrt „die Oestreicherinn mit ihrem Schwager ein, damit sie „keine Verschwörungen mehr gegen Euch anzetteln kön-„nen. Bemächtigt Euch aller Minister, und ihrer Se-„kretairs, und schließt sie in Ketten. Nehmt den Hrn. „Maire und seine Gehülfen gefangen. Laßt den Ge-„neral-Kommendanten nicht aus den Augen, und gebt „seinen Staabs-Offizieren Arrest. Bemächtigt Euch al-„ler Magazine und aller Pulvermühlen. Eilt, eilt, jetzt „da es noch Zeit ist, sonst werden zahlreiche Legionen „auswärtiger Feinde über Euch kommen, und der De-„spotismus wird fürchterlicher werden als jemals. „Fünf bis sechs hundert abgeschlagene Köpfe würden „Euch auf immer Ruhe, Freiheit und Glück zugesichert „haben. Eine übelverstandne Menschlichkeit hat Eu-„ren Arm gelähmt, und Eure Streiche aufgehalten. „Diese Menschlichkeit wird Millionen Eurer Brüder das „Leben kosten. Wenn Eure Feinde triumphiren, so „werden Ströme von Blut fließen. Sie werden Euch „ohne Mitleid umbringen; sie werden Euren Weibern „den Bauch aufschneiden; und damit die Liebe zur Frei-„heit unter Euch auf immer ausgelöscht sey, so werden ih-„re blutdürstigen Hände in den Eingeweiden Eurer Kin-

„der wühlen, und aus denselben das Herz heraus reißen."

Wen schaudert nicht bei dieser entsetzlichen Stelle, die nur ein Unmensch zu schreiben im Stande war!

Um diesen Mißbräuchen der Preßfreiheit Einhalt zu thun, hielt Hr. Malouet in der Nationalversammlung folgende vortreffliche Rede:

„Stellvertreter einer großen Nation, wie Wir sind, haben keine dringendere Angelegenheiten, als großen Verbrechen zuvor zu kommen, und die Ursachen und Urheber derselben zu erfahren. Unstreitig würden Sie schaudern, meine Herren, wenn Sie, in diesem Augenblicke, zuverlässig erfahren sollten, daß einer, oder mehrere Bösewichter, sich bemühten, den König in Verhaft zu nehmen, die königliche Familie in das Gefängniß zu werfen, die ersten Magistratspersonen und die Häupter der Bürgermiliz in Ketten und Bande zu schließen, und den Tod von fünf bis sechs hundert Personen zu verlangen. Wohlan! meine Herren, vor Euren Augen, vor dem Eingange Eures Versammlungssaales macht man solche blutdürstige Plane; vor Euren Augen wird das Volk zum Morde aufgefordert; zu den Waffen gerufen; zur Wuth angehetzt. Hier sehen Sie die Schrift, welche ich anklage. Sie ist unterschrieben Marat."

(Auf der linken Seite des Saales entstand ein lautes Gelächter.)

„Kaum kann ich mir vorstellen, daß hier, in dieser Versammlung selbst, über das öffentliche Unglück gespottet werden sollte; denn was ich Ihnen anzeige, ist die Umwerfung aller Gesetze. Die Freiheit geht verloren, und die Konstitution mit derselben, wenn solche Greuelthaten ungestraft bleiben. Leider! meine Herren,

beweist die traurige Unempfindlichkeit, mit welcher wir die Anarchie ertragen, und die Nothwendigkeit, Sie recht dringend bitten zu müssen, daß Sie auf die Gefahr, welche dem gemeinen Wesen droht, achten mögen, schon zu sehr, daß wir der Anarchie schon gewohnt sind. — Wie! meine Herren, während einer dieser sträflichen Schriftsteller dem theuren und geheiligten Oberhaupte des Staates droht, und einen Theil der Nation auffordert, den andern Theil zu ermorden, während dieser Zeit streut sein treuer Mitgehülfe Camille Desmoulins, von der Hauptstadt bis in die entferntesten Gegenden des Reiches, seine treulosen Rathschläge und seine blutdürstigen Lehren aus. Dieser hat den merkwürdigen Zeitpunkt des 14 Julius gewählt, um aus dem Könige und aus der königlichen Würde einen Gegenstand des Spottes und der Verachtung zu machen. Jenes rührende Schauspiel der Liebe und der Treue, welches noch unsern Gemüthern gegenwärtig ist; jene innige Vereinigung aller Frankreicher mit ihrem Könige erweckt in ihm weiter keinen Gedanken, als den Gedanken der Insolenz des Thrones und des exekutiven Lehnstuhls. Durch eine schreckliche Anspielung vergleicht er die Prozession der Abgesandten zum Bundesfeste mit dem Triumphe des Paulus Emilius. Er wünscht den Römern Glück dazu, daß sie, hinter dem Konsul, den König von Mazedonien, mit auf den Rücken gebundenen Händen, haben einherziehen sehen. „Auf den Rücken gebunden“ sagt er; „waren die Hände, welche so viele Verhaftbriefe unterzeichnet hatten.“ Diejenigen, welche in der Person des Monarchen die Majestät der Nation verehren, nennt er Sklaven und verdorbene Menschen. Können Sie noch zweifeln, meine Herren, daß eine so fre-

che Ausgelassenheit schwachen Menschen Furcht einjage, und sie befürchten mache, daß sie für Anhänger des Despotismus ausgeschrieen werden, wenn sie das konstitutionsmäßige königliche Ansehen vertheidigen? Und doch kann dieses Ansehen allein, in einem so großen Reiche, die Freiheit und das Gesetz gegen die Unternehmungen der Partheimacher vertheidigen. — Doch, dieses ist noch nicht alles. Die vorgeblichen-Freunde der Freiheit wollen eine Freiheit ohne Gesetze, und ohne Abgaben. Sie wiegeln das Volk auf, die Abgaben nicht zu bezahlen. Das heißt: sie laden das Volk ein, Euer Werk zu zerstören, Euer Werk auf eine schreckliche Weise zu zerstören. „Die Römer," sagt Demoulins. "hatten Recht sich zu freuen, als sie, während des Triumphzuges des Paul Emils, ausrufen hörten: das römische Volk wird keine Abgaben mehr bezahlen, keine Salzsteuer, keine Kopfsteuer, und keinen zwanzigsten Pfennig." — So wagt er es, das Nationalfest mit dem Triumphe des Paulus Emilius zu vergleichen. Solche Rathschläge, und solchen Unterricht geben die Freunde des Volkes dem Volke. — Folglich werden sie, nachdem alle diejenigen ermordet sind, welche sie dem Volke als Feinde der neuen Gesetze darstellen, alsdann demselben auch diejenigen als Tyrannen vorstellen, welche, so wie wir, dafür halten, daß die öffentliche Wohlfahrt von dem Gehorsam gegen die Gesetze, und von Bezahlung der Abgaben abhange. — Ehe ich zu Ihnen kam, habe ich mich zu den Magistratspersonen begeben. Ich habe denselben diese sträflichen Schriften gebracht, und habe, als Stellvertreter der Nation, ihre Rache aufgefordert. Aber, wie soll ich den Eindruck beschreiben, welchen die Traurigkeit, das Erschrecken

und

und die Verwirrung der Richter auf mich gemacht haben! Aus ihren Reden konnte ich hören, auf ihren Gesichtern konnte ich lesen, wie ohnmächtig jetzt die Gesetze sind. Ihnen, meine Herren, solche große Uebel anzeigen, heißt dieselben tilgen. Sie können nicht zugeben, daß wahnsinnige Menschen die Konstitution und die Freiheit verläumden; sie können nicht zugeben, daß diese Konstitution, welche uns einen König und eine monarchische Regierungsform zusichert, den König und die Regierungsform zu vertheidigen nicht mächtig genug seyn solle. Was! Wir hätten die Rechte der Menschen nur darum bekannt gemacht, damit die Verletzung dieser Rechte desto deutlicher in die Augen falle! Menschlichkeit, Gleichheit, Gerechtigkeit, wären in Euren Beschlüssen, und Grausamkeit in unsern Sitten! Erschrocken wird Europa glauben, die Grundsätze und die Denkungsart eines Demoulins, seyen die Grundsetze der Frankreicher! Möchten doch alle rechtschaffenen Bürger des Staates sich gegen diese Feinde des öffentlichen Wohls vereinigen, deren Federn und deren Hände vom Blute triefen!"

Diese Rede machte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Niemand lachte jetzt mehr: sondern die meisten schauderten. Indessen wurde die Berathschlagung darüber noch um einige Tage aufgeschoben. Die Orleansche Parthei und die Demokraten waren über diese Rede sehr aufgebracht. Sie nahmen die Schriftsteller in Schutz, die ihnen dienten um das Volk zu stimmen. Man sprach in Paris von nichts anders, als von Einschränkung der Preßfreiheit, welche man eine schreckliche Barbarei nannte. Der Pöbel nahm alle die ausgelassenen Schriftsteller, Marat, Demoulins,

Carra, Garat, Brissot, Loustalot u. s. w. unter seinen Schutz, und erklärte dieses in einer an die Nationalversammlung gesandten Zuschrift.

Sonntags, am ersten August, fieng die Berathschlagung über diesen wichtigen Gegenstand an, und am zweiten August wurde dieselbe fortgesetzt.

Zuerst ward ein Brief von Demoulins vorgelesen, in welchem er, von der Versammlung Gerechtigkeit, und vom Hrn. Malouet, seinem Ankläger, Genugthuung forderte. Nach Ablesung dieses Briefes wurde von der linken Seite lauter Beifall geklatscht. Hr. Malouet stand auf und sagte:

„Ich fürchte mich weder vor gewissen Drohungen, noch vor gewissen Beifallsbezeugungen. Als ich, am vorigen Sonnabend, in diese Versammlung kam, bot man mir, am Eingange dieses Tempels der Gesetze, die Schrift: Wir sind verloren, an. Ich habe sie Euch hergebracht, ich habe sie Euch vorgelesen, und Ihr alle habt vor Schrecken gezittert. Ist es dann seither zweifelhaft geworden, ob es ein Verbrechen, eines der größten Verbrechen sey, das Volk zum Aufruhr, zum Blutvergießen, zum Umwerfen aller Ordnung aufzuwiegeln? In welcher menschlichen Gesellschaft, unter welcher Horde von Wilden und Barbaren, könnten solche Verbrechen ungestraft bleiben? Wenn Menschen dieser Art hier Vertheidiger finden; so verlange ich, daß diese Vertheidiger aufstehen, und dann will ich sie selbst anklagen. Camille Demoulins fordert Genugthuung. Er will die Gültigkeit meiner Anklage nicht anerkennen. Das begreife ich leicht: denn so sprechen alle Angeklagten. Aber hier, hier halte ich seine aufrührische Schrift in der Hand. Ich will sie vorlesen. Wird er sich unterstehen dürfen, dieselbe zu vertheidigen. . . .

Ja! ich darf michs unterstehen! rief ein Mann, auf der Gallerie, unter den Zuschauern, der neben mir saß; und dieser Mann war Camille Demoulins.

Eine so auffallende, der Versammlung zugefügte Beleidigung verursachte unter den Mitgliedern eine heftige Bewegung des Unwillens. Sehr viele verlangten, daß der President den Demoulins sogleich solle in Verhaft nehmen lassen. Die linke Seite hingegen entschuldigte ihn. Herr Robespierre, Demoulins Freund, hielt eine Rede zu seiner Vertheidigung. Der President befahl, den Demoulins in Verhaft zu nehmen. Er hörte es, und schlich sich weg. Die Bedienten sagten dem Presidenten, er sey nicht zu finden. Aber bald nachher kam er wieder auf die Gallerie, setzte sich an die Stelle welche er verlassen hatte, und blieb ungestört zugegen, bis an das Ende der Sitzung.

Nach einigen tumultuarischen Debatten, welche die Hauptsache sehr wenig angiengen, trat Hr. Pethion auf, vertheidigte die unumschränkte Preßfreiheit, und entschuldigte sogar die Ausgelassenheit und Frechheit der Presse. „Was!" rief er aus „Ihr wollt Eu„rem Beschlusse eine rückwirkende Kraft geben! Wie un„gerecht ist dieses Verfahren! Bildet Euch nicht ein, „der Zustand einer Revolution sey ein ruhiger Zustand. „Wenn ein großes Volk sich empört, so ist es ehrenvoll, „diese Empörung zu begünstigen! a) Ihr selbst, Ihr „habt sie gebilligt; Ihr habt sie durch Eure Beschlüsse „begünstigt. Und nunmehr wollt ihr, heute, eben diese

a) Il est louable, dans l'insurrection d'un grand peuple, de favoriser cette insurrection.

„Schriftsteller verfolgen, denen Frankreich seine Wohl„fahrt verdankt.

Die größte Anzahl der Mitglieder der Versammlung bebten zurück, vor Schrecken und Unwillen, als sie so abscheuliche Grundsätze hörten. Ein kleiner Theil klatschte dem Herrn Pethion lauten Beifall zu. Hr. de Bonnay, welcher besorgt war, daß diese Lehre, welche jetzt zum erstenmal, so gerade zu, von dem Rednerstuhle vorgetragen wurde, noch mehrere Anhänger finden möchte, drang darauf, daß gestimmt werden sollte. Hr. Malouet sprach noch einmal.

„Jede Schrift“ sagte er „welche bloß allein Meinun„gen über Personen oder über Sachen vorträgt, kann „nur in den Augen eines Despoten ein Verbrechen seyn. „Aber jede Schrift, welche eine sträfliche That empfiehlt, „kann nur von Mitschuldigen vertheidigt, oder tole„rirt werden. Wenn die Schriftsteller, welche das Volk „auffordern zu morden oder an die Laterne zu hän„gen, nicht als Mörder behandelt werden; so giebt es „weder Freiheit, noch Gesetze, noch gesellschaftliche Sit„ten; so ist die beschlossene Konstitution weiter nichts „als eine rednerische Formel; und das Gesetz des Stär„kern ist alsdann unsere Konstitution. Derjenige, wel„cher einen Staatsbürger, wegen seiner politischen Mei„nungen, in übeln Ruf zu bringen sucht, ist vielleicht „nur ein Wahnsinniger. Aber diese ausrottenden Pa„trioten, welche den Gebrauch der Laternen und der „Dolche über das ganze Königreich eingeführt haben, „sind an allen begangenen Mordthaten Schuld. Und „wenn es ein Land gäbe, dessen Konstitution sie beschütz„te, so würden sie bald diese Konstitution selbst ausrot„ten. — Entweder die Revolution ist geendigt, oder

„sie ist es nicht. Im ersten Falle kann man nicht genug „eilen, um allen Frankreichern den Genuß der wohl„thätigen Freiheit zu verschaffen, von welcher sie bis „jetzt noch nichts als die stürmische Seite kennen gelernt „haben. Alle Maaßregeln müßten dahin abzwecken, „die Feindschaft zu beruhigen und auszulöschen; und „man sollte trachten, die neue Regierungsform, durch „ihre Sanftheit, und durch die Sicherheit welche diesel„be dem Staatsbürger verschaft, wenigstens erträglich „zu machen. Ist hingegen die Revolution noch nicht „geendigt, hat dieselbe noch mächtige Feinde; wie un„geheuer ist nicht, in diesem Falle, die Thorheit, „wie außerordentlich die Verblendung derjenigen, die „da glauben, daß Pasquillanten und Mörder, Aufruhr „und Gewaltthätigkeiten aller Art, zu den Stützen der „guten Sache gehörten! Was wollt Ihr den tugendhaf„ten Männern antworten, die da zu Euch sagen: Wenn „dieses die Grundsätze sind, auf welche Eure Revolu„tion gebaut ist, so habe ich vor derselben einen Ab„scheu: reinigt sie, und ich werde einer ihrer eifrigsten „Anhänger seyn! „Glauben Sie nicht, meine Herren, „daß man die Stimme der Rechtschaffenen beständig „werde ohnmächtig erhalten können. Zuletzt werden sich, „um dieselben, alle Wohldenkende vereinigen, welche „aufrichtig Freiheit wünschen, aber welche die Anarchie „verabscheuen, die dadurch noch immer verlängert wird, „daß alle Bösewichter ungestraft bleiben."

Diese vortreffliche Rede eines Mannes, dessen moralischer Karakter über alle Verleumdung erhaben ist, machte keinen Eindruck. Herr Dupont und Hr. Garat der ältere, welche sprechen wollten, ließ man garnicht zum Worte kommen, und ein heftiger Demokrate,

Hr. Cottin rief aus: „Wir wollen den Saal nicht ver-
„lassen, ehe wir nicht unsere Meinung durchgesetzt ha-
„ben!" Endlich wurde beschlossen, daß, die Schrift des
Marat ausgenommen, alle andere Schriften keine Stra-
fe verdienten.

Marat wurde aber weder gefangen genommen noch
„gestraft. Vielmehr schrieben, seit diesem Tage, Des-
moulins und Marat noch frecher als vorher. Am 22.
August forderte der letztere das Volk auf, und gab den
Rath, in den Thuillerien acht hundert Galgen aufzu-
richten. Hr. Dandre zeigte dieses der Versammlung an.
Hr. Malouet stand auf, und las die Stelle vor, wel-
che lautete wie folgt: „Wenn die schwarzen Aristokra-
„ten, und die brandigen und erzbrandigen Minister,
„frech genug sind die Armee zu verabschieden; dann,
„Mitbürger, dann richtet in den Thuillerien, acht hun-
„dert Galgen auf, und hängt an dieselben alle diese
„Verräther!" Hr. Malouet verlangte, daß der Maire
von Paris Befehl erhalten solle, diesen Galgenaufrich-
ter gefangen nehmen zu lassen.

Mirabeau bat die Versammlung, solche im Rau-
sche geschriebene Schriften zu verachten. „Marat" setz-
te er lachend hinzu „hat sich an den Schwarzen vergan-
„gen. Meine Meinung ist daher, daß man die Ankla-
„ge an die Richter in Senegal weise!" Die linke Seite
der Versammlung klatschte ihm Beifall zu, und dieser
Sache wurde nicht weiter gedacht.

Am 21. Julius übergab Hr. Necker der National-
versammlung die Rechnung der Ausgaben, von dem
ersten Mai 1789 bis zu dem ersten April 1790. Sei-
ne Vorrede zu dieser Jahrrechnung schloß er auf fol-

gende Weise a): „Ich kann nicht für die arithmethische „Genauigkeit aller Unterabtheilungen einer Rechnung „stehen, die ich nicht selbst gemacht habe. Aber ich bin „wenigstens Bürge füe den moralischen Theil derselben, „das heißt, für die gerechte und weise Anwendung der „Kapitalien, welche mir anvertraut waren. Indessen „bin ich doch für nichts verantwortlich, weil ich nie„mals Etwas, anders als auf allgemeine oder beson„dere Befehle des Königs habe bezahlen lassen.“ Diese sonderbare Stelle fiel Jedermann auf. „Was heißt „das“ sagte man „eine Rechnung, für deren arithme„tischen Theil der Verfasser nicht steht? Und was ist „der moralische Theil einer Rechnung? Und wie kann „man für diesen moralischen Theil stehen, und doch für „Nichts verantwortlich seyn wollen?“ In der That enthält diese Stelle das allersonderbarste Galimathias, das vielleicht jemals aus der Feder eines Staatsmini„sters geflossen ist.

Am 25. Julius verlangte Hr. Necker von der Nationalversammlung allermals 95 Millionen Livres. Hiebei fiel der Versammlung auf, daß der Minister gerade soviel nöthig zu haben vorgab, als wirklich noch vorhanden war. Denn von den 400 Millionen Livres Assignaten, welche die Versammlung hatte ausgehen lassen, waren 170 Millionen an die Diskonto-Kasse

a) *Je ne puis répondre de l'exactitude aritméthique de toutes les subdivisions d'un* compte, que je n'ai pas formé moi-même, *mais je suis au moins garant de la partie morale*, c'est-à-dire, du juste et sage emploi des fonds dont j'ai eu l'administration. Je ne suis cependant comptable en aucune chose, puisque je n'ai jamais rien fait payer, qu'en vertu des ordres, généraux ou particuliers du Roi.

bezahlt, und 135 Millionen Hrn. Necker, in verschiedenen Terminen, bezahlt worden. Gab man also dem Finanzminister noch die 95 Millionen, die er jetzo verlangte, so waren die 400 Millionen Livres verzehrt, und die Nationalkasse abermals leer.

Hr. Camus fragte: „Was ist denn aus den eilf „Millionen Livres Ueberschuß geworden, welche der Minister vor zwei Monaten zu haben vorgab? a).“

Ehe man noch dem Hrn. Camus auf diese Frage antworten konnte, erhielt der President der Versammlung einen Brief vom Hrn. Necker, welchen er der Versammlung sogleich vorlas. Aus diesem Briefe erhellte, was freylich jeder aufmerksame Beobachter der französischen Finanzangelegenheiten schon vorher vermuthet hatte, daß nemlich jener vorgebliche Ueberschuß von eilf Millionen, so wie alle Ueberschüsse in den Rechnungen des Herrn Necker, bloß erdichtet gewesen war, um dem königlichen Schatze einen künstlichen Kredit zu verschaffen. An Großsprecherei hat noch kein Finanzminister den Herrn Necker übertroffen. Er hatte niemals Geld im Schatze, er war immer in bedrängten Umständen; aber er sah immer die Zeiten des Ueberflusses in einiger Entfernung, und stellte beständig der französischen Nation ein Ziel vor, das er wieder weiter wegrückte, je näher sie demselben zu kommen schien. Er nährte immer die Hoffnung, und setzte ganz Europa herrliche Schaugerichte vor, die sich in Luft auflösten, wenn man sie genießen wollte. So auch dießmal. Er that sehr kläglich. Er bedauerte, daß seine Hoffnungen seyen getäuscht worden, daß die Auflagen nicht

---

a) Man sehe Band 3. S. 357.

bezahlt würden, daß die Ausgaben zunähmen, und daß, statt des gehofften Ueberschusses, ein beträchtliches Defizit vorhanden sey. Hr. Necker mag ein sehr rechtschaffener Mann seyn: aber aufrichtig ist er nicht! Er spricht niemals wie er denkt.

Als Hr. Necker bemerkte, daß das Geld zu Ende war, und daß er bald über eine leere Kasse die Verwaltung haben würde: da wünschte er seinen Posten zu verlassen. Er schrieb daher, am ersten August, an die Versammlung: „Ich bin, ich muß es gestehen, sehr „betrübt, und werde es täglich mehr. Und da ich sehe, „daß zufolge Ihrer Berathschlagungen, meine Dienste „nunmehr unnütz sind, und daß, unter der Menge von „Arbeiten, meine Kräfte erliegen, so wie auch unter den „Unruhen die ich leide, und den Unannehmlichkeiten al„ler Art, denen man mich aussetzt: so verlange ich dar„nach, Ruhe zu finden, und mich auf immer von der „Welt und den Geschäften zu entfernen.“

Was aber das noch übrige Ansehen des Hrn. Necker endlich gänzlich vernichtete, das war ein Brief, den er, am 17 August, an die Nationalversammlung schrieb. Dieser Brief betraf einen Beschluß der Nationalversammlung über die künftige Einrichtung der Pensionen und Gnadengehalte. Hr. Necker zeigte an: Der König habe den Beschluß genehmigt, aber ihm (Hrn. Necker) befohlen, der Nationalversammlung einige Abänderungen des genehmigten Beschlusses vorzuschlagen. Dieser Brief war in einem Tone abgefaßt, welcher den Stellvertretern des französischen Volks sehr empfindlich seyn mußte. Hr. Necker sprach, als wenn er selbst König wäre. Auch wies die Versammlung den Vorschlag des Hrn. Necker auf die allerverächtlichste Weise ab, mit der sie nur ei-

nen Vorschlag abweisen kann. Sie beschloß nemlich: zu der Ordnung des Tages überzugehen, das heißt: zu verfahren, als wenn der Brief des Hrn. Necker gar nicht wäre vorgelesen worden. Dieser Brief war überhaupt eine Handlung, welche von der Eitelkeit des Hrn. Necker ein neuer Beweis war; einer Eitelkeit, die um so viel unverzeihlicher war, da er, in diesem Briefe, seine eigenen Gedanken mit den Gedanken des Königs vermischt darstellte, und folglich den König und das königliche Ansehen kompromittirte. Dadurch, daß die Versammlung auf diesen Brief gar nicht achtete; dadurch verlor der König weit mehr, als er noch durch irgend eine andere Handlung der gesetzgebenden Versammlung seit der Revolution verloren hatte.

Daß aber die Versammlung mit diesem Briefe so verfuhr, darin hatte dieselbe allerdings recht. Herr Necker war vorzüglich Schuld daran, daß der König die aufschiebende Genehmigung erhielt. Er war es vorzüglich, der sich von dieser Art der Genehmigung so vieles versprach. Um soviel mehr muß man sich daher verwundern, daß eben dieser Minister nun den König die Beschlüsse genehmigen läßt, und dann hinterher Bemerkungen über dieselben macht; daß er also das königliche Ansehen kompromittirt, und den König in Gefahr setzt, eine abschlägliche Antwort zu erhalten: da doch, zufolge der Konstitution, dieser Fall niemals eintreten sollte. Unmöglich konnte die Versamlung sich ein so gesetzwidriges Verfahren gefallen lassen. Hätte Hr. Necker diese Bemerkungen vor der königlichen Genehmigung gemacht, so hätte man gewiß darauf Rücksicht genommen: jetzt aber war dieses unmöglich.

Unter der vorigen Regierung erstreckte sich in Frankreich, wie oben schon bemerkt worden ist, der Despotismus auch auf die Wissenschaften a). So verhinderte z. B. Buffon, die Schriften und das System des berühmten Linneus in den öffentlichen gelehrten Anstalten zu Paris bekannt und angenommen zu werden. Um dem Namen und den Schriften dieses großen Mannes das ihm gebührende Ansehen zu verschaffen, vereinigte sich, schon vor der Revolution, eine Gesellschaft von Naturforschern zu Paris, unter dem Namen der Linneischen Gesellschaft. Im Julius des Jahres 1790 beschloß diese Gesellschaft, (von welcher ich die Ehre habe ein Mitglied zu seyn) auf freiwillige, unter den Mitgliedern gesammelte Subskription, eine marmorne Büste, in dem königlichen botanischen Garten, in welchem Büffons Statue steht, aufzustellen. Da dieser botanische Garten ein öffentlicher Ort ist, so war es nöthig, hiezu die Erlaubniß der Nationalversammlung zu erhalten. Zu diesem Ende wurde eine Gesandtschaft von zwölf Personen gewählt, unter denen auch ich die Ehre hatte genannt zu werden. Am Abende des fünften August erschienen wir vor den Schranken der Versammlung, und, in unserem Namen, las Hr. Broussonnet folgende, von uns gemeinschaftlich aufgesetzte Bittschrift ab:

„Meine Herren! Eine Gesellschaft von beynahe „allen Naturforschern, welche jetzo sich zu Paris aufhal„ten, hat sich vorgenommen, durch eine freiwillige Sup„scription, den Gelehrten, welche, durch ihre Arbeiten, „und durch den glücklichen Erfolg derselben, die Fort

---

a) Man sehe Band 2. S. 155.

„schritte der Naturgeschichte befördert, den Geschmack
„an dieser Wissenschaft verbreitet, und den wahren
„Werth derselben kennen gelehrt haben, Denkmäler zu
„errichten. Wenn dieser Plan sich auf eine solche Art
„von Vergötterung allein einschränkte, so würden dieje-
„nigen, welche denselben gemacht haben, sicher seyn,
„Ihren Beifall, meine Herren, zu erhalten; nicht in
„so ferne Sie Gesetzgeber, sondern in so ferne Sie
„Freunde der Menschen, und folglich auch Freunde
„der Aufklärung sind. Aber wir kommen, noch au-
„ßerdem, um von Ihnen die Erlaubniß zu erhalten,
„diese Büsten der großen Männer, deren Andenken
„wir ehren wollen, in den öffentlichen botanischen
„Garten zu setzen. Unsere Gesellschaft schränkt sich darauf
„ein, nur solchen Männern einen in die Augen fallen-
„den Beweis ihrer Bewunderung zu geben, welche
„diejenige Wissenschaft verherrlicht haben, die der Ge-
„genstand unserer Nachforschungen ist. Eine Wissen-
„schaft, deren Werth der Name Buffon in Frank-
„reich, so wie der Name Linneus bei allen übrigen
„Nationen Europas, deutlich genug verherrlicht, wenn
„sie auch nicht einen noch größern Werth, durch ihre
„Verbindung mit der Landwirthschaft und mit den übri-
„gen nützlichen Künsten, erhielte. Derjenige Naturfor-
„scher, welcher am meisten unsere Huldigung verdient,
„und folglich derjenige, zu dessen Ehren die erste Büste
„wird errichtet werden, ist eben dieser Linneus, wel-
„chem der König von Schweden den Namen Linné
„gegeben hatte, um ihn zu adeln, und welchen wir,
„freie Frankreicher, seinen ersten Namen Linneus wie-
„dergegeben haben, um ihn noch mehr zu ehren.

(Hier klatschte uns die linke Seite der Versamm-
lung, nebst den Gallerien, lauten Beifall zu.)

„Man wundre sich nicht darüber, daß wir die er-
„ste Ehre dieser Art jenem großen Manne erweisen.
„Er hat für die Naturgeschichte eine neue Sprache
„geschaffen; auf alle Theile dieser Wissenschaft hat
„er ein neues Licht geworfen; und auf diese Weise
„hat er einen Theil des Schleiers zerrissen, mit wel-
„chem die Natur, welche sich so gerne zeigt, von je-
„her, gegen ihren Willen, von der Unwissenheit be-
„deckt worden ist. Nichts fehlte seinem Ruhm. Er
„hatte Schwierigkeiten zu überwinden, und Verfol-
„gungen aller Art auszustehen. Aber dieses ist das
„Schicksal Aller derer, die da Aufklärung zu verbrei-
„ten suchen. Dieses ist auch das Schicksal derjenigen,
„die sich mit den großen Gegenständen des öffentlichen
„Wohls beschäftigen. Sie, meine Herren, wissen es
„am Besten, daß man nicht ungestraft für das Wohl
„der Menschheit arbeiten kann."

(Hier wurde geklatscht).

„Endlich ist es Zeit, daß die ruhigen Weisen,
„welche so kräftig zu der Verbesserung des menschli-
„chen Geschlechts beigetragen haben, von ihren Schü-
„lern der Verehrung künftiger Jahrhunderte darge-
„bracht werden, und daß unsere Nachkommen, wenn
„sie die Denkmäler betrachten, welche die gegenwär-
„tige Generation ihnen wird hinterlassen haben, von
„uns sagen mögen: „sie kannten die wahre Glückse-
„„ligkeit; sie hatten wenige Helden, viele Philoso-
„„phen, aber vorzüglich zeichneten sie sich durch ihre
„„Gesetzgeber aus.""

(Hier wurde abermals geklatscht).

Die Zuschrift war unterschrieben von mehr als hundert Naturforschern, aus allen Ländern von Europa.

Der President dankte uns, in einer sehr schönen Rede, und erlaubte uns, in dem Saale selbst den Berathschlagungen beiwohnen zu dürfen. Nach kurzen Debatten beschloß die Nationalversammlung: unsere Bitte zu bewilligen, und unsere Zuschrift mit den Namen aller derer von denen dieselbe unterzeichnet war, in ihrem Protokoll abdrucken zu lassen.

Zufolge dieser, von der Nationalversammlung erhaltenen Erlaubniß, ernannte unsere Gesellschaft die Herren Cels, Thouin und Broussonnet zu Kommissarien, welche die Zeremonien bestimmen, und die nöthigen Anstalten treffen sollten, damit die Büste des grossen Linneus in dem botanischen Garten aufgestellt werde. Zu dem Tage dieser feierlichen Aufstellung wurde der 23 August bestimmt, und dieses ward in den öffentlichen Blättern zu Paris bekannt gemacht.

Am 23. August, gegen sechs Uhr des Abends, geschah, in dem botanischen Garten, die feierliche Einweihung der Büste. Eine grosse Menge Volks war um uns her versammelt. Der President unserer Gesellschaft, Hr. Bosc Dantic, hielt eine Rede über die grossen Verdienste des Linneus, welche er mit folgenden Worten endigte: „Wir, die Gesellschaft der „Naturforscher, deren Zweck es ist, das Andenken „derjenigen grossen Männer zu ehren, welche, durch „ihre Arbeiten, und durch ihre Werke, die Naturgeschichte befördert haben, setzen hieher das in Erz ge„gossene Brustbild des Karl Linneus, eines Schweden, „damit dieses sein Bild unvergänglich sey, wie seine „Werke und wie sein Ruhm; und damit dasselbe im-

„merbar die Empfindungen der Bewunderung anzeige, „welche diejenigen, die es errichtet haben, für das Andenken des großen Mannes hegen." Hierauf wurde das Brustbild, in Prozession, und in Begleitung der ganzen Gesellschaft, aus dem Hause, nach der demselben bestimmten Stelle getragen. Hier wurde das Protokoll der Gesellschaft vorgelesen. Nachher ward dieses Protokoll, mit einer Abschrift der Rede des Herrn Presidenten, und mit einem Verzeichnisse aller Mitglieder der Gesellschaft, in den Schaft der Säule gelegt, und alsdann das Brustbild darüber gesetzt.

Seit der Revolution, da alle Monopole aufgehört hatten, verloren vorzüglich diejenigen Buchdrukker und Buchhändler in Paris sehr viel, welche vorher die Einzigen gewesen waren, und nunmehr mit so vielen neuen Konkurrenten zu kämpfen hatten. Im Monate August war eine sehr ansehnliche, mit einander verbundene Gesellschaft von Buchhändlern, zu Paris, im Begriffe, Bankerott zu machen. Dieses Unglück wäre sehr groß gewesen, wegen der Menge von Arbeitern, die sie in ihren Diensten hatten, und die nun alle auf einmal brodtlos geworden wären. Der König erfuhr dieses, und half ihnen, durch einen beträchtlichen Vorschuß, wieder auf. Der König schrieb eigenhändig folgendes Billet:

„Wegen des Antheils, den ich an dem Schicksale der mit einander verbundenen Buchhändler nehme, sowohl als an dem Schicksale der zahlreichen „Arbeiter, denen sie Brodt verschaffen, und welche, „ohne eine schleunige Hülfe, ohne Arbeit würden gewesen seyn, (indem weder die Diskontokasse, noch „andere Kapitalisten, zu denen man seine Zuflucht ge-

„nommen hat, haben helfen können) habe ich mich „entschlossen, denselben als ein Darlehen, auf die „Kapitalien meiner Civilliste, die 150,000 Livres, „welche ihnen am 31 des vorigen Monats unentbehr„lich waren, vorschießen zu lassen. Aus denselben „Gründen habe ich mich auch entschlossen, mit dem„selben Kapitale, für diejenigen Summen mich zu „verbürgen, welche sie sich verschaffen möchten, um, „mit den 150,000 Livres, die ich ihnen vorgestreckt „habe, die Summe von 1,200,000 Livres vollzuma„chen, welche in Zeit von zehen Jahren fällig sind. „In dieser Summe ist mein Vorschuß mit begriffen, „und ich setze für denselben keine Zeit der Rückbe„zahlung fest.“

„St. Cloud, am 4 August 1790. „Ludwig.“

In diesen Tagen erzählte man sich zu Paris eine Anekdote, deren Wahrheit ich nicht verbürge. Der König soll, nachdem er den Beschluß der Nationalversammlung genehmigt hatte, vermöge welches alle adelichen Titel, und alle, von Gütern oder Besitzungen hergenommenen Namen, aufgehoben sind, und jedem Staatsbürger nur den Namen seiner Familie zu tragen erlaubt ist, lachend und scherzend zu der Königinn gekommen seyn, und dieselbe auf folgende Weise angeredet haben: Bon jour, Madame Capet. Hierauf soll die Königinn sogleich geantwortet haben: Bon jour, Monsieur Capot.

Gegen das Ende des Julius wurde zu Paris ein vorgebliches Manifest des Prinzen von Conde verkauft, welches zwar gut geschrieben, aber wie jedermann wußte, untergeschoben war. Indessen hielt doch

Mirabeau (der keine Gelegenheit vorbeigehen ließ um sich Popularität zu erwerben) für nöthig, den Prinzen wegen dieses Manifestes anzuklagen. Am acht und zwanzigsten Julius sagte er in der Nationalversammlung: „Da es bekannt ist, daß ein Manifest „des vormaligen Prinzen Conde an einige Bürgergerichte gesandt worden seyn soll: so verlange ich, daß „die Versammlung beschließe: Ludwig Joseph Bourbon, genannt Conde, soll, in Zeit von drei Wochen, erklären, daß dieses Manifest nicht von ihm „herkomme; sein Stillschweigen aber soll als ein Geständniß angesehen werden; und, in diesem Falle, „soll Ludwig Joseph Bourbon, genannt Conde, „für einen Verräther des Vaterlandes erklärt, und „seine Güter eingezogen werden."

Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr die Gallerien diesem Vorschlage Beifall zuklatschten. Die Dreistigkeit des Anklägers machte mit größeren Eindruck auf die Zuhörer, als die Unwahrscheinlichkeit der Anklage selbst. Da aber von den Mitgliedern der Versammlung Niemand das Manifest gesehen hatte; so wurde beschlossen: zu der Ordnung des Tages überzugehen, das heißt: von der Anklage des Herrn Mirabeau gar keine Notiz zu nehmen. Niemals, weder vorher noch nachher, ist ein Vorschlag dieses Mannes von der Versammlung auf eine so verächtliche Weise abgewiesen worden, und ich erinnere mich, deutlich auf seinem Gesichte gelesen zu haben, wie sehr ihn dieses kränkte.

Am 31 Julius beschloß die Versammlung, daß in Rücksicht auf die in französischen Diensten stehenden Schweizerregimenter, keine Veränderung statt ha-

ben solle. Es befinden sich in Frankreich eilf Regimenter Schweizer. Jedes Regiment besteht aus 973 Mann, ohne die Offiziere. Jedes Regiment kostet jährlich der französischen Regierung 515,799 Livres; und da die beiden Regimenter Ernst und Steiner, noch außerdem, jedes 10,000 Livres erhalten: so kostet die ganze, in französischen Diensten stehende Schweizerarmee, jährlich 5,693,789 Livres. Alle diese Regimenter sind Infanterieregimenter, weil die schweizerischen Staaten, aus einer sehr weisen Politik, gar keine Kavallerie unterhalten.

Um diese Zeit hatte das Gericht des Chatelet die gerichtliche Untersuchung der Greuelthaten des 5 und 6ten Oktobers 1789 geendigt. Es erschienen daher diese Richter, am siebenten August, in der Nationalversammlung, und Hr. Boucher Dargis sagte, in dem Namen derselben:

„Meine Herren!"

„Endlich kommen wir, um den Schleier zu zerreißen, welcher einen Prozeß bedeckte, der unglücklicher Weise nur allzuberühmt geworden ist. Sie werden bekannt werden, diese entsetzlichen Geheimnisse. „Sie werden entdeckt werden, diese Schandthaten, „welche den Pallast unserer Könige befleckt haben. Unmöglich konnten wir vorhersehen, als Sie uns den „Auftrag gaben, die Verbrechen zu untersuchen, welche der aufkeimenden Freiheit schaden könnten, daß „wir der Gegenstand der schändlichsten Verleumdungen „seyn würden. Wir trotzen denselben, und fahren fort, „unsere Pflicht zu erfüllen. So viele gegen uns vereinigte Bemühungen beweisen hinlänglich, wie sehr die „Feinde des öffentlichen Wohls einen Prozeß fürchten,

„der Alles aufklären wird. Wie haben aber diese Fein-
„de glauben können, daß sie, durch so heftige und so
„oft wiederholte Drohungen, Richter schrecken würden,
„welche dem Despotismus der Minister widerstanden ha-
„ben? Nein! wir fürchten keine Gefahr; wir werden
„Alles thun, was in unserem Vermögen steht, um die
„erlangte Freiheit nicht in Ausgelassenheit ausarten zu
„lassen. In dem gegenwärtigen Prozesse war es nöthig,
„solche Männer, welche bloß allein durch den Enthu-
„siasmus der Freiheit verleitet worden sind, von jenen
„strafbaren Menschen zu unterscheiden, welche unter
„der Maske des Patriotismus, das Volk verleitet ha-
„ben an ihren Verbrechen Theil zu nehmen. Wie groß
„war nicht unsere Betrübniß, als wir, unter den Ange-
„klagten, zwei Mitglieder dieser erhabenen Versamm-
„lung entdeckten! Wir legen die ganze Prozedur auf
„den Tisch der Versammlung, und begeben uns hinweg."

Kaum waren die Richter weggegangen, als schon Mirabeau auf den Rednerstuhl stieg, und verlangte: die Versammlung sollte, durch einen neuen Beschluß, bestätigen, daß ihre Mitglieder unverletzlich seyen.

Der Abbe Maury sprach gegen Mirabeau: „Nie-
„mals" sagte er „hat die ehrenvolle Stelle, welche das
„Volk Euch übertragen hat, seine Stellvertreter vor ge-
„richtlichen Untersuchungen schützen können. Warum
„sollten für uns allein die Gesetze nicht vorhanden seyn, de-
„ren Schwerdt über dem Haupte eines jeden Staatsbür-
„gers schwebt? Derjenige, der da verlangt, daß ihn das
„Gesetz beschützen solle, muß sich auch dem Gesetze un-
„terwerfen. Was würde es dem übrigen Europa für
„ein sonderbarer Anblick seyn, wenn in Frankreich
„1200 Staatsbürger dem Gesetze nicht unterwürfig

„seyn wollten? Wir würden der Schrecken unserer Mit=
„bürger werden, statt daß wir ihre Hoffnung und ihr
„Licht seyn sollten! Kein Mitglied der Gesellschaft darf
„sich der Gerechtigkeit entziehen. Denn die Gerechtig=
„keit ist vorhanden, nicht nur gegen den Schwachen,
„nicht nur gegen den Armen, sondern auch gegen den
„Mächtigen."

Hr. Pethion wunderte sich, wie man, über eine Sache, die schon lange Jedermann als abgethan angesehen habe, jetzt noch Anklagen vorbringen könne.

Hr. Cazales sprach heftig. „Wenn die Urheber ei=
„ner solchen Greuelthat nicht entdeckt und bestraft wer=
„den, was wird dann Frankreich, was wird ganz Eu=
„ropa sagen? Die Wohnung der Königs ist bestürmt,
„die Stufen des Thrones sind mit Blut befleckt, und sei=
„ne Vertheidiger ermordet worden. Schändliche Mör=
„der haben das Leben der Tochter der Maria Theresia,
„der Königinn der Frankreicher, in Gefahr gesetzt.

(Viele Stimmen, von der linken Seite, zugleich:
„Die Frankreicher haben keine Königinn!")

„Ja das Leben der Tochter Maria Theresia; dieser
„Königinn, deren Namen länger in der Geschichte leben
„wird, als die Namen der schändlichen Verschwornen!
„— Also hätten die Stellvertreter der Nation das Pri=
„vilegium über die Gesetze erhaben zu seyn! Im Na=
„men der Gerechtigkeit, im Namen der Freiheit, ver=
„lange ich: daß dieser Prozeß vor dem Kriminalgerichte
„zu Ende gebracht werde!"

Die Versammlung beschloß, unter heftigem Lärm und Tumult: daß sie entscheiden wolle, ob ihre angeklagten Mitglieder mit Recht angeklagt seyen, oder nicht.

Am andern Tage erfuhr man, daß die beiden angeklagten Mitglieder der Versammlung Mirabeau und Orleans seyen.

Die Zurückkunft des Abbe Barmond (in dessen Wagen man den Chevalier Bonne zu Bar sur Aube gefunden hatte) gab zu einigen sehr stürmischen Sitzungen Anlaß. Der Abbe Barmond war zwar ein Mitglied der Nationalversammlung; aber ein Mitglied der rechten Seite, oder der Minorität. Die Demokraten, oder die allmächtige Majorität, brachte es dahin, daß der Abbe Barmond, umgeben mit Wache, kommen mußte, sich vor der Versammlung zu verantworten, und hierauf gab ihm die Versammlung, bis zu Ausgang des Prozesses, folglich auf eine unbestimmte Zeit, Arrest in seinem Hause, und Wachen vor seinen Thüren. Und doch war gegen den Abbe Barmond ein bloßer Verdacht, und nicht einmal eine Anklage vorhanden. Indessen giengen Mirabeau und Orleans, welche von dem Kriminalgerichte des Königsmords wirklich angeklagt waren, frei umher. Mörder und Verbrecher wurden gelobt und geschützt. Hingegen die Handlung des Abbe Barmond (welcher einem unglücklichen Flüchtling das Leben retten wollte) wurde mit dem Gefängnisse bestraft.

Die rechte Seite der Nationalversammlung war, über die Ungerechtigkeit der linken Seite, und über den Druck derselben, welcher täglich härter wurde, endlich so sehr erbittert, daß sie zu einigen Auftritten Veranlassung gab, die nicht zu entschuldigen sind: auch dann nicht, wenn man bedenkt, wie sehr der Despotismus der Demokraten, Unwillen und Rachsucht in den Herzen solcher Mitglieder der Versammlung erwecken mußte, die da sahen, daß auch der gerechteste, auch der

billigste Vorschlag, wenn er von ihnen herkam, nicht nur nicht gehört, sondern mit Hohngelächter abgewiesen wurde. Der Ausbruch ihrer lange verhaltenen Wuth war endlich fürchterlich.

Am achtzehnten August endigte Hr. de Frondeville eine Rede, welche er, in der Sache des Abbe Barmond hielt, auf folgende Weise: „Ein Bürger des Staats „ist im Gefängnisse, ohne einen Verhaftbefehl, ohne „Anklage, gegen die Gesetze seines Landes, und gegen „das Völkerrecht a). Ein anderer Staatsbürger bietet „ihm einen Zufluchtsort an, nachdem er sich aus die„sem ungerechten Gefängnisse befreit hat. Nun will man „diese Handlung für ein Verbrechen ausgeben; da doch, „schon seit zehen Monaten, die Mörder unserer Fürsten „ganz ruhig und frei in der Hauptstadt herum gehen, „und vielleicht unter uns sitzen. Nichts stört ihre Ruhe, „als Gewissensbisse; wenn solche Gemüther Gewissens„bisse haben können b).

Bei diesen Worten erhob die ganze linke Seite der Versammlung ein schreckliches Geschrei. Alle ihre Arme waren drohend gegen den Redner gerichtet. Mira-

---

a) Hr. Bonne Savardin ist kein Frankreicher, sondern ein Unterthan des Königs von Sardinien.

b) Un citoyen est dans les fers sans décret, sans accusation, contre les droits des gens, contre les loix de son pays. Un autre citoyen lui offre un refuge, un asyle, après qu'il s'est arraché à cette injuste détention. Et l'on pourroit lui en faire un crime, lorsque, depuis dix mois, les assassins de nos Princes parcourent en paix l'enceinte de cette Capitale, et sont peut-être assis parmi nous. Ils ne sont troublés que par les remords si les remords peuvent atteindre des coeurs aussi féroces.

beau springt wüthend auf ihn zu. Die Mitglieder der rechten Seite überhäuften Mirabeau mit Schimpfwörtern und Vorwürfen. In dem ganzen Saale entsteht ein fürchterliches Geschrei und Getümmel. Der Präsident setzt seinen Hut auf, zum Beweise, daß sein Ansehen verloren sey. Endlich stellt sich Hr. de Frondeville wiederum auf den Rednerstuhl, und sagt:

„Meine Herren! Ich will den Ausdruck nicht wiederholen, welcher die Versammlung beleidigt hat. „Aber Sie erinnern sich desselben noch zu gut, um nicht „meine Erläuterung darüber verstehen zu können. Mein „Ausdruck war bloß hypothetisch. Das Gericht des „Chatelet ist hieher gekommen, und hat Ihnen gesagt: „das Verbrechen sey entdeckt, zwei Mitglieder der Versammlung seyen, durch die Untersuchung der am 6. „Oktober begangenen Verbrechen, schuldig befunden. „Das Gericht hat gefragt: wie es sich in Rücksicht auf „diese beiden Mitglieder verhalten habe? Sie haben beschlossen: die Prozedur des Chatelet solle bei der Versammlung bleiben; es soll Ihnen darüber Bericht abgestattet werden, und nach diesem Berichte wollten Sie „entscheiden, ob Ursache zu einer Anklage vorhanden „sey, oder nicht. Nun wird dieser dringende Bericht „nicht abgestattet; die beiden beschuldigten Mitglieder „sitzen unter uns; vielleicht sind sie unschuldig; vielleicht sind sie schuldig. So lange die Sache so bleibt, „wie dieselbe jetzo ist, habe ich nicht zuviel gesagt."

„Ich verlange" rief ein Mitglied von der rechten Seite: „daß die Versammlung dem Herrn de Frondeville danke, weil er so zurückhaltend war, nur vielleicht zu sagen."

Bei diesen Worten fuhr die ganze linke Seite abermals in die Höhe, und nach einem grossen Lärm ward beschlossen: daß Hr. de Frondeville einen Verweis verdiene. Nach diesem Beschlusse stand die ganze rechte Seite auf, und rief mit Einer Stimme: „so verlangen „wir Alle einen Verweis!" Hr. de Montlauzier sprang auf den Rednerstuhl und rief aus: „Ich bin von gan„zer Seele der Meinung des Hrn. de Frondeville, und „ich verlange auch einen Verweis von der Versammlung!" — „Und ich verlange" rief Hr. Bouche „die Versamm„lung solle beschließen: es verlohne sich nicht der Mühe „diesem Mitgliede einen Verweis zu geben!"

Mit Persönlichkeiten von dieser Art wurde mehr als eine Stunde hingebracht.

Am folgenden Tage ließ Hr. de Frondeville seine gehaltene Rede drucken, mit einer Vorrede, in welcher er sagte: „Ich lasse diese Rede drucken, weil die Natio„nalversammlung dieselbe mit ihrer Mißbilligung be„ehrt hat. Außer diesem hat die Rede kein anderes „Verdienst." c). Auf das Titelblatt setzte der Verfasser das sehr passende Motto: Dat veniam corvis, vexat censura columbas.

Am 21. August machte Hr. Goupil den Druck dieser Rede und der beleidigenden Vorrede bekannt. Herr Barnave sagte: „Wahrlich! für ein Mitglied, welches „erklärt: es mache sich eine Ehre daraus von der Ver-

---

a) Ceux qui prendront la peine de lire mon discours, devineroient difficilement pourquói je le fais imprimer, si je ne me hâtois de leur apprendre, qu'il a été honoré de la censure de l'Assemblée nationale. C'est en effet le seul mérite que je lui connoisse.

„sammlung einen Verweis zu erhalten, ist das Gefäng-
„niß die gelindeste Strafe!“

Bei diesen hämischen Worten stand die ganze rechte Seite zugleich auf. Hr. de Faucigny sprang mitten in den Saal, und rief, vor Wuth schäumend, aus: „Dieß ist eine Kriegserklärung der größeren Anzahl „gegen die kleinere Anzahl. Nun bleibt uns weiter „kein Mittel mehr übrig als diese Kerle niederzu-„hauen!“ a)

Nun entstand ein schreckliches Geschrei, in allen Theilen des Saals. Mirabeau sagte: „Wir wollen „das Volk herein holen.“ Barnave bat den Präsidenten: „er möchte befehlen, daß der Verbrecher in „Verhaft genommen werde.“ Hr. de Frondeville sagte, langsam und mit gerührter Stimme: „Meine „Herren! Ich habe mich strafbar, sehr strafbar geglaubt, „sobald ich sah, zu welch einer schrecklichen Unvorsich-„tigkeit ich Veranlassung gegeben habe. Ich klage mich „an, vor dem Publikum; ich klage mich an, vor der „Nationalversammlung. Ich bin die einzige Ursache „dieses Ausfalls eines hitzigen Kopfs: alle Strafe „falle auf mich allein.“

Hierauf wurde die Versammlung ruhiger, und dieselbe beschloß: daß Hr. de Frondeville acht Tage lang Hausarrest haben solle.

Seit der Zeit, da das Gericht des Chatelet von seiner Prozedur gegen die Verbrecher, welche die Greuelthaten des 5. und 6. Oktobers begangen und veranlaßt hatten, der Nationalversammlung Bericht abstattete,

---

a) Nous n'avons plus qu'un moyen. C'est de tomber le sabre à la main sur ces gaillards-là.

waren beinahe täglich in Paris Unruhen. Man theilte heimlich Geld aus und wiegelte den Pöbel gegen die Richter dieses Tribunals auf. Zweimal, in Zeit von vierzehen Tagen, versuchte der Pöbel einige verdächtige Personen aufzuhängen. Aber die Wachsamkeit des Hrn. la Fayette verhinderte beide mal die Ausführung dieser Grausamkeiten. Hr. Brissot klagte öffentlich das Chatelet an: es wolle der Revolution den Prozeß machen. Der Jakobinerklub zu Paris, und die mit demselben, in allen Theilen des Königreiches, verbrüderten Klubs, predigten überall Anarchie und Aufruhr, und setzten sich allen Maaßregeln entgegen, durch welche man, in dem unglücklichen Frankreich, die erworbene Freiheit zu bevestigen suchte.

Wegen einiger, in der Nationalversammlung vorgefallenen Reden, schlugen sich Hr. Cazales und Hr. Barnave. Der zweite Schuß des Hrn. Barnave verwundete den Hrn. Cazales auf eine gefährliche Weise an dem Kopfe. An dem Tage dieses Zweikampfes war ganz Paris in Aufruhr, und ich habe selbst, während der Zeit da das Duel vor sich gieng, im Palais Royal, einen Haufen blutdürstiger Tyger, öffentlich den feierlichsten Eid schwören gehört, daß sie, wenn Hr. Barnave umkommen sollte, den Hrn. Cazales, und die ganze rechte Seite der Nationalversammlung, mit ihren eigenen Händen ermorden wollten. Ich habe gehört, wie einige tausend Menschen ihnen Beifall zuklatschten, und: Bravo! Bravo! riefen. Ich habe es gehört, und vor Entsetzen und Unwillen gezittert. Bald nachher kam die ungegründete Botschaft an: Hr. Cazales sey todtgeschossen. Und da entstand ein wüthendes Jubelgeschrei, und man that den Vorschlag, den Mörder

im Triumphe einzuholen. Grosser Gott! wozu verleitet der politische Fanatismus! Wer anderer Meinung ist, der ist des Todes schuldig; und der Fanatiker erlaubt sich, gegen einen solchen Mann, die gröbsten Verleumdungen, und die niederträchtigsten Verfolgungen.

Am 13. August beschloß die Versammlung: daß künftig die königlichen Prinzen keine Appanagen mehr in Gütern besitzen, sondern, statt derselben, eine Geldsumme, und zwar eine Million Livres jährlich, erhalten sollten. Die Versammlung verfuhr auch dießmal auf die ungerechteste Weise. Sie machte nicht ein Gesetz für die Zukunft: sondern sie gab dem neuen Gesetze eine rückwirkende Kraft, und nahm den königlichen Prinzen die Appanagen weg, welche sie bisher besessen hatten, und welche der königlichen Familie eigenthümlich zugehören. Der sechste Artikel des Beschlusses lautet folgendermaaßen:

„Die jüngern Söhne der französischen Familie, „und ihre Kinder und Nachkommen, können, in „keinem Falle, irgend Etwas, von den nachgelassenen beweglichen und unbeweglichen Gütern „des Königs, der Königinn, oder des Thronerben, als ein Erbtheil, verlangen oder fordern."

Demzufolge können also der König und die Königinn der Frankreicher, sowohl als der Kronprinz, kein Eigenthum besitzen, und ihre nächsten Verwandten können nicht von ihnen erben. Also ist der königlichen Familie allein ein Recht versagt worden, welches man allen andern Bürgern des Staates zugestanden hat.

Am 30. Julius zitirte die Versammlung den Herrn Kardinal von Rohan vor ihr zu erscheinen, und be-

fahl demselben, in Zeit von vierzehen Tagen seine Stelle unter ihren Mitgliedern einzunehmen, und von seiner Aufführung Rechenschaft abzulegen. Hierauf schrieb der Herr Kardinal an die Versammlung, sandte derselben seine Dimission, und bat, daß sie seine Schulden bezahlen möge, da sie ihm seine Güter genommen habe.

Schon seit einiger Zeit hatte die Nationalversammlung sich, von dem Minister der auswärtigen Geschäfte, über Alles, was die Verbindungen Frankreichs mit fremden Mächten betraf, Bericht abstatten lassen. Nunmehr fieng dieselbe auch an, in dem diplomatischen Fache einen Versuch zu machen. Es sollte untersucht werden: ob man den Familienvertrag mit Spanien ferner halten wolle, oder nicht? Da waren die Patrioten in ganz Paris im Aufruhr. Sie gaben alle, über diesen wichtigen Gegenstand, ihre kluge Meinung. Sie, die in ihrem ganzen Leben keinen Traktat angesehen, und, außer den Zeitungen, kein politisches Werk gelesen hatten, riefen, durch ihr patriotisches Sprachrohr, die französische Nation auf: den Familienvertrag zu verachten, das Bündniß mit Spanien zu brechen, Dankbarkeit und Klugheit aus den Augen zu setzen, und ihre staatsumwerfenden Grundsätze auch auf die Verträge mit den auswärtigen Mächten anzuwenden. Dieses verlangten sie, zu einer Zeit, da Spanien Frankreichs Hülfe gegen England aufforderte. Hätte die Nationalversammlung einen so ungereimten Vorschlag angenommen: so würde wahrscheinlich das Engländische Parlament derselben eine Dankaddresse übersandt haben! Daß es nicht geschah: daran waren die Herren Dupont, de Segur und Mirabeau Schuld.

Die Nationalversammlung hatte von dem Könige verlangt, daß Er ihr die Schlösser und Güter anzeigen möchte, welche Er zu behalten wünschte, damit sie alsdann die übrigen, zum Besten der Nation, verkaufen könnte. Der König ließ hierauf, am 18. August, der Versammlung, durch den Hrn. de St. Priest melden, daß er folgende Schlösser und Güter ferner zu behalten wünsche: das Louvre, die Thuillerien und was dazu gehört, die Elisäischen Felder, die Schlösser zu Vincennes, La Muette, Choisy le Roi, Versailles, Marly, St. Cloud, Meudon, St. Germain, Fontainebleau, Compiegne, Rambouillet, Chambord, das Gut Pin in der Normandie, und das Schloß Pompadour in der Nähe von Limoges. Nach Berechnung trugen diese Schlösser jährlich ein: 1,931,734 Livres.

Die Demokraten murrten überlaut, als dieses Verlangen des Königs bekannt wurde. „Wie mancher „arme Mann" sagten sie „hat kaum ein Zimmer, in „dem er wohnen kann, und der König will zwanzig „Schlösser zu seiner Wohnung haben! Niemals, nie„mals werden wir dieses zugeben!" Als der König diese Bemerkungen in den öffentlichen Blättern las, gab er seinen Vorsatz auf, und schrieb, am 27. August, an die Nationalversammlung folgenden Brief:

„Meine Herren! Sie wissen, daß ich nur auf Ihr „wiederholtes Verlangen, mich über die Festsetzung „meiner Civilliste, und endlich auch über die Schlösser „und Güter erklärt habe, welche ich zu behalten für „gut finde. Nun erfahre ich, daß man die Bezeichnung „dieser Gegenstände, so wie sie in dem Ihnen von dem „Herrn de St. Priest übergebenen Verzeichnisse ange-

„geben sind, übel auslegt. Ich glaube nicht nöthig
„zu haben, Ihnen noch einmal zu sagen, wie wenig
„Werth ich auf Alles das lege, was mich selbst oder
„mein Vergnügen angeht, und wie wenig es mir
„kostet, dieselben dem öffentlichen Wohl zu unterordnen.
„Ich gebe gerne einen großen Theil der angezeigten
„Gegenstände auf, obgleich unter denselben viele sind,
„welche ich nur zu behalten beschlossen hatte, um des
„allgemeinen Nutzens willen, oder um der Stadt Paris
„angenehme Spaziergänge zu erhalten. Ich schränke
„mich daher auf folgende Artikel ein: das Louvre und
„die Thuillerien, mit den Häusern die dazu gehören,
„und welche mein gewöhnlicher Aufenthalt zu Paris zu
„meinem Dienste unentbehrlich gemacht hat; Versail-
„les, Fontainebleau, Compiegne, St. Cloud, St.
„Germain und Rambouillet, mit den Gütern und Wäl-
„dern die davon abhängen. Sie werden es auch sehr
„natürlich finden, daß mir daran liegt, das Schloß
„Pau zu behalten, welches gar nichts einträgt. Es
„ist mir unmöglich, dem Wunsche der Einwohner des
„Bearn nicht zu entsprechen, welche verlangen, daß
„das Schloß, in welchem Heinrich der Vierte gebohren
„wurde, jederzeit in den Händen seiner Kinder bleibe."

„Ludwig."

In den Provinzen entstanden neue Unruhen. Als die französische Flotte bewaffnet werden sollte, widersetzten sich, in dem Hafen zu Lorient, der Bürgerrath und die Nationalgarden der Ausfuhr des Schießpulvers, welches, auf Befehl des Königs, nach den Schiffen sollte gebracht werden. Das Direktorium der Abtheilung, in welcher Lorient liegt, unterstützte diese Wider-

spenstigen, und, ungeachtet wiederholter Befehle des Königs, wurden die Schiffe nicht bewaffnet.

Zu Toulon wollte der Bürgerrath den Kommandanten des Seewesens, Hrn. de Glandeves, zwingen, die zu Bemannung der Flotte nöthigen, und in dem Arsenale vorhandene Waffen, unter das Volk auszutheilen.

In den Kolonien war die Anarchie sehr groß. Auf der Insel Martinique brach, am dritten Junius, ein Aufstand aus. Die Kreolen verfolgten die Mulatten, hängten sieben derselben auf, und mißhandelten die Uebrigen.

Neunte Abtheilung.

Geschichte des bürgerlichen Krieges zu Nancy.

Der Kommendant de la Vallette. Das Schweizerregiment Chateauvieux. Wahl des Bürgerraths. Unzufriedene versammeln sich. Feier des Bundesfestes, an welchem die Soldaten der Garnison Theil nehmen. Das Regiment du Roi will Hrn. de Laurencie nicht für seinen General erkennen. Jakobinerklub. Soldatenklub. Hr. de Noue. Aufstand des Regiments du Roi. Der Schatzmeister de Messimieux wird beschimpft. Die Soldaten erpressen Geld von den Offizieren. Die Schweizer werden aufgewiegelt. Das Regiment Mestre de Camp empört sich. Der Obristlieutenant Merian wird gemißhandelt. Lebensgefahr, in welcher sich der Major von Salis mit seiner Gemahlinn befand. Die Soldaten weigern sich den Beschlüssen der Nationalversammlung zu gehorchen. Der Kommendant de Noue wird gemißhandelt. Aufruhr der Schweizer. Großmuth des Generals Vaubecourt. Aufruhr der Dragoner. Allgemeine Anarchie in der Stadt Nancy. Die Dragoner erpressen Geld von ihren Offizieren. Beschluß der Nationalversammlung. Frechheit des Obristlieutenants Jobart. Gefecht des Generals de Malseigne mit den Schweizern. Bürgermiliz kommt zu Nancy an, um Ruhe herzustellen; vereinigt sich aber mit den Aufrührern. Der General de Malseigne flieht nach Lüneville. Hr. de Noue wird in den Kerker geworfen. Der Hauptmann Iselin wird gemißhandelt. Die Armee der Aufrührer zieht von Nancy nach Lüneville. Gesandtschaft der Stadt Lüneville an die Rebellen.

Un-

Unterhandlungen. Ermordung eines Adjutanten. Rückzug der Armee, nach Nancy. Der General Malseigne wird verfolgt, und rettet sich durch Schwimmen. Gefecht. Panisches Schrecken der Armee. Ankunft derselben zu Nancy. Hr. de Malseigne wird von seinem eigenen Regimente gefangen genommen, nach Nancy geführt, und dort in einen Kerker geworfen. General Bouille. Berathschlagungen in der Nationalversammlung. Bouilles Proklamation. Bouille rückt vor Nancy. Unterhandlungen. Auslieferung der Herren de Malseigne und de Noue. Heldenthaten des Desille und Schuphauer. Eroberung der Stadt. Folgen dieser Begebenheit.

Lorsque le Peuple est maître, l'on n'agit qu'en tumulte.
Jamais de la raison la voix ne se consulte.
Les honneurs sont vendus aux plus ambitieux;
L'autorité livrée aux plus séditieux.
Ces petits Souverains, qu'il fait pour une année,
Voyant, d'un tems si court, leur puissance bornée,
Des plus heureux desseins font avorter le fruit,
De peur de le laisser à celui qui les suit,
Comme ils ont peu de part au bien dont ils ordonnent,
Dans le champ du public largement ils moissonnent;
Assurés que chacun leur pardonne aisément,
Esperant à son tour un pareil traitement.

CORNEILLE.

Unter allen Uebeln, welche die menschliche Gesellschaft drücken, ist das schrecklichste ein bürgerlicher Krieg. In einem solchen Kriege werden alle Bande der Verwandtschaft, der Liebe, und der Freundschaft zerrissen. Die Menschen verwandeln sich in reissende Thiere, in wüthende Tyger, die sich vom Blute nähren; und die bürgerliche Gesellschaft gleicht alsdann dem Saturn,

welcher seine eigene Kinder auffrißt. Einen traurigen Beweis dieses Satzes giebt auch die Geschichte, welche ich jetzt erzählen muß, und nicht ohne Schmerzen und Rührung erzählen kann.

Zu Nancy, wie in allen andern Städten Frankreichs, hatten unruhige Schwindelköpfe den Versuch gemacht das Volk aufzuwiegeln, und Mißtrauen gegen alle Diejenigen zu erregen, welche sich, auf irgend eine Weise, vor ihren Mitbürgern auszeichneten. Aber, ungeachtet dieser sträflichen Manövern, war dennoch die Stadt Nancy beständig ruhig geblieben, und hatte sich allen Beschlüssen der Nationalversammlung unterworfen. Die Bürgermiliz bestand anfänglich aus 1,400 Bürgersoldaten. Der Kommendant derselben war ein ehrgeiziger und unerfahrner Mann, der auch die niederträchtigsten Mittel nicht verabscheute, um sich unter dem Volke eine Parthei zu machen. Er hieß de la Vallette. Desto besser zu seinem Zwecke zu gelangen, vermehrte er jede Kompagnie der Bürgermiliz um 25 Mann, und diese Zahl voll zu machen, wählte er Kerls aus dem niedrigsten Pöbel, von denen er wußte daß sie ihm zugethan waren. Hierin liegt die erste Ursache alles dessen was in der Folge geschah.

Die Thorheiten, welche dieser Kommendant täglich begieng, machte alle rechtschaffene Einwohner der Stadt zu seinen Feinden. Endlich nahm er seinen Abschied, zur großen Freude aller derer, die die Ruhe liebten, und zum großen Schrecken seiner Parthei, die aber deßwegen nicht unthätig blieb.

Drei Regimenter lagen zu Nancy in Garnison; das Kavallerieregiment Mestre de Camp, das Infanterieregiment du Roi, und das Schweizerregiment Cha-

teauvieux. Alle drei Regimenter hatten, in dem Lager zu Frescati, unter dem Kommando des Hrn. von Broglio gestanden; und alle drei wurden unter die ordentlichsten und diszíplinirtesten Regimenter der französischen Armee gerechnet.

Das Schweizerregiment Chateauvieux gehört nicht unter die Zahl derjenigen Regimenter, welche von den schweizerischen Staaten anerkannt sind. Es ist ein gemischtes Regiment, und ob es gleich, zufolge seiner Kapitulation, unter den Soldaten zwei Drittheile Schweizer haben sollte, so war doch die Anzahl der Fremden ungleich größer, als dieselbe, zufolge dieser Kapitulation, hätte seyn sollen. Seit der Revolution hatten die Schweizerregimenter allen übrigen Regimentern in Frankreich das Beispiel der Ordnung, des Gehorsams und der Unterwürfigkeit gegeben. Alle französischen Regimenter waren in Gährung; nur die Schweizer blieben ruhig; und an allen Orten, wohin man sie sandte, stellten sie, mit der größten Klugheit, ohne Blutvergießen, die Ordnung wieder her. Vorzüglich zeichneten sich aus: das Regiment Steiner zu Grenoble, das Regiment Sonnenberg zu Lyon, und das Regiment Salis zu Paris und nachher in der Normandie. Diesem schönen Beispiele schweizerischer Treue hatte bisher auch das Regiment Chateauvieux zu Nancy nachgeahmt. Endlich aber gab es den Verführungen, dem Beispiele, und den allgemein gepredigten Grundsätzen falschverstandener Menschenrechte nach. Es wurde aufrührisch: und als es einmal so weit gebracht war, da war es auch das ausgelassenste, hartnäckigste und unerschrockenste Regiment unter allen, die an dem Aufruhr Antheil nahmen.

Gegen das Ende des Monats März 1790 schwor der neuerwählte Bürgerrath zu Nancy den Bürgereid. Es geschah hier, was bei allen Volkswahlen geschieht, und gewiß auch künftig in Frankreich allgemein geschehen wird. Diejenigen, welche nicht gewählt wurden, und doch gewählt zu werden sich Hoffnung gemacht hatten, waren erbittert auf diejenigen, welche man ihnen vorgezogen hatte, und machten eine Parthei gegen sie; das heißt: es entstand eine Faktion, welche sich über alles Unglück freute, das der Stadt geschah, weil sie alsdann dieses Unglück auf den erwählten Bürgerrath schieben konnte. Dieß ist das wahre Bild einer Volksregierung, eines demokratischen Staats. Das Volk (dessen Namen die Demagogen beständig im Munde führen, und dessen Geld sie beständig in ihre Taschen sammeln) wird zwischen zweien Faktionen hin und her geworfen, von denen die Eine es halb, die Andere ganz zu schinden sucht. Jene nennt man Demokraten; diese Aristokraten. Für das arme Volk ist es gleichgültig, welche Parthei die Oberhand gewinnt; denn geschunden wird es allemal. Darum ist auch der Streit über die beste Regierungsform, in den Augen des Weisen, der allerunbedeutendste Streit unter der Sonne!

Die neuerwählten Magistratspersonen bemühten sich treulich ihre Pflichten zu erfüllen; die nicht Erwählten bemühten sich dem Magistrate entgegen zu arbeiten. Man nannte die Bürgerräthe Aristokraten, Tyrannen, Despoten, und man wiegelte den Pöbel gegen sie auf.

Die Bürgermiliz zu Nancy wollte, wie die übrigen Bürgermilizen in Frankreich, mit ihren Nachbaren ein Bundesfest feiren. Einige Bürger trugen dem Bürger-

rathe diesen Entschluß vor, verlangten seine Einwilligung, und forderten Kanonen. Der Bürgerrath gab zur Antwort: er wolle die Wahlherren zusammenberufen, denselben diesen Wunsch vortragen, und ihre Meinung vernehmen. Damit war man nicht zufrieden. Einige Bürger faßten, ohne Mitwissen des Magistrats, den Beschluß, das Bundesfest am 18. April zu feiren, und eigenmächtig luden sie, durch Zirkularbriefe, die Bürgermiliz, aus der ganzen benachbarten Gegend, zu der Feier dieses Festes ein.

Der Bürgerrath erfuhr von diesem, ohne sein Vorwissen und ohne seine Einwilligung genommenen Beschlusse der Bürgerschaft, nichts. Und was konnte wohl beleidigender für die Magistratspersonen seyn, als eine solche Versammlung der benachbarten Städte ohne ihr Vorwissen! In der Stadt war großer Kornmangel, es war zu besorgen, daß, bei der Menge von Fremden, welche das Schauspiel der Verbindung der Bürgermilizen verschiedener Städte nach Nancy locken würde, Hungersnoth und Mangel entstehen möchte. Die Magistratspersonen, ohne darauf zu achten, daß ihre Eigenliebe durch den Beschluß der Bürgerschaft so sehr beleidigt worden war, beschäftigten sich nur mit dem Wohl der Stadt. Sie mußten Zeit haben um die Stadt zu verproviantiren. Sie schrieben daher, an diejenigen Städte, welche zu dem Bundesfeste waren eingeladen worden; sie nahmen die geschehene Einladung zurück, und bestimmten den 25. April, als den Tag des Festes.

Mit dieser klugen Verordnung des Magistrats waren die Bürger sehr unzufrieden. Sie nannten dieselbe eine Tyranney, einen unerträglichen Despotismus.

Sie kabalirten, um ihre Parthei zu verstärken; sie murrten, und brachen in Drohungen gegen den Magistrat aus. Endlich versammelte sich ein Theil der hitzigsten Bürger auf dem Rathhause, in einem Saale, unter dem Saale, in welchem der Bürgerrath seine Versammlungen hielt. Und (was gegen die Gesetze der Nationalversammlung war) es versammelten sich nicht nur thätige Bürger, a) sondern auch solche, welche zu den nicht thätigen gehören, das heißt: Pöbel. Zu dieser Versammlung des Pöbels gesellten sich bald sehr viele Soldaten des Regiments du Roi und des Regiments Mestre de Camp. Der Saal war voll. Es wurde, durch Mehrheit der Stimmen, ein President gewählt. Das Volk wählte auch dießmal, wie immer, Denjenigen der am lautesten schrie. Der gewählte President nahm seinen Platz ein. Er hielt eine Rede gegen den Bürgerrath, und schlug vor: die Distrikte der Stadt (das heißt die Bürger) zusammen zu berufen. Hierauf sandte er eine Gesandtschaft an den Bürgerrath, in den oberen Saal. Der Bürgerrath sandte eine andere Gesandtschaft herunter. Diese suchte die Gemüther zu beruhigen. Sie stellte vor: daß der Bürgerrath bereit sey, die Distrikte zusammen zu berufen, daß aber (zufolge der Gesetze der Nationalversammlung) in dieses Verlangen nicht könne eingewilligt werden, wenn nicht 150 thätige Bürger einstimmig diesen Wunsch bezeugten. Folglich müsse vorher untersucht werden: ob sich unter ihnen diese Anzahl thätiger Bürger befinde, oder nicht. Der President antwortete:

---

a) Man sehe den Unterschied, zwischen einem thätigen Bürger und einem nicht thätigen, Band 3. S. 49.

„Wenn Ihr Augen im Kopfe habt, so werdet Ihr sehen,
„daß unserer mehr als zwölf hundert sind.“ In der
That aber waren, unter diesen Aufrührern, bei weitem
nicht 150 thätige Bürger vorhanden. Die Abgesandten
des Bürgerraths schwiegen stille; und hierauf sagte der
President: „Kurz und gut; wir wollen, daß heute
„Abend noch die Distrikte versammelt werden.“ Die
Bürgerräthe gaben zur Antwort: dieses sey unmöglich.
Die Antwort ward nicht angenommen, und die Abge-
sandten wurden aus dem Saale gestoßen. Kaum waren
sie entfernt, als unter dem Haufen der Vorschlag ge-
macht wurde: den ganzen Bürgerrath aufzuhängen.
Alles dieses geschah in Gegenwart der Soldaten.

Ehe die Versammlung der Aufrührer aus einander
gieng, sandte sie noch eine Gesandtschaft an den Bür-
gerrath, um demselben den Beschluß der Versammlung
bekannt zu machen. Dieser Beschluß bestand darin:
„der Bürgerrath solle sogleich die Distrikte zusammen-
„berufen; er brauche sich nicht zu berathschlagen, ob
„er dieses thun wolle, oder nicht; er solle nur Ja oder
„Nein sagen.“ Diese Botschaft wurde von der Ver-
sammlung an den Bürgerrath gesandt. Die Antwort
blieb eine Viertelstunde lang aus, und der Tumult in
der Versammlung nahm indessen zu. Hierauf befahl
der President Stillschweigen, und sagte: „Meine
„Herren! Wir wollen diesen Aufschub des Bürgerraths
„als eine förmliche abschlägige Antwort ansehen. Daher
„ist meine Meinung: daß wir noch einmal, und zwar
„zum letzten male, eine Botschaft an den Bürgerrath
„senden, um demselben bekannt zu machen, daß wir
„nunmehr zu gewaltsamen Mitteln zu schreiten gesonnen
„sind.“ Die ganze Versammlung nahm diese Rede mit

Beifallklatschen auf, und eben wollte diese letzte Bot-schaft abgehen, als die erste zurückkam, und die Antwort brachte: der Bürgerrath wolle die Distrikte zusammenberufen. Aber auch dieses besänftigte die Aufrührer nicht. Sie blieben noch einige Zeit versammelt, und berathschlagten sich: ob sie nicht hingehen und alle Rathsherren ermorden wollten. So weit kam es indessen nicht: aber, als die Rathsherren nach Hause giengen, wurden sie, mit Auspfeifen, Auszischen, und mit Spottgesängen bis zu ihren Wohnungen begleitet. Nachgiebigkeit gegen einen aufrührischen Pöbel gebiehrt allemal Verachtung: dieß scheint der Bürgerrath zu Nancy nicht eher gewußt zu haben, als bis er es aus Erfahrung lernte.

In dieser Versammlung wurden die Soldaten gelehrt, ungehorsam gegen ihre Obern zu seyn. Hier lernten sie, ungestraft sich gegen die Gesetze und gegen die rechtmäßige Obrigkeit auflehnen. Hier lernten sie, daß ihre Stärke in ihren Armen liege, und daß ihnen Niemand widerstehen könne, wenn sie etwas mit Gewalt verlangten. Sie hatten das Beispiel gesehen, und brannten vor Begierde dasselbe nachzuahmen.

Am folgenden Tage wurden die Distrikte versammelt; und diese verlangten, daß das Bundesfest am 19. April gefeiert werden solle. Es wurden abermals Kuriere abgesandt, um diese Nachricht den benachbarten Städten zu überbringen. Die Bürgermiliz aus der ganzen benachbarten Gegend kam am Abende des 18. Aprils zu Nancy an. Nun giengen die Aufrührer unter den Soldaten der Garnison herum. Sie sagten ihnen: sie sollten an dem Bundesfeste Theil nehmen, sie sollten sich mit ihren Brüdern, den Bürgersoldaten, vereinigen,

und sich nicht an die Befehle ihrer Offizire kehren, weil die Offizire böse Aristokraten, Feinde des Vaterlandes, und Feinde der Soldaten seyen. Diese und ähnliche Reden machten Eindruck. Die Soldaten des Regiments du Roi ließen sich verführen, und, um nicht allein zu seyn, verführten sie auch die Dragoner des Regiments Mestre de Camp. Sie beschloßen unter sich: daß sie, an dem Tage des Bundesfestes, mit ihren Fahnen zu den Bürgersoldaten heraus ziehen wollten, gesetzt auch daß ihre Offizire dieses zu thun ihnen verbieten sollten. Die Bürgermiliz bat um Erlaubniß für die Soldaten, und die Offizire willigten sogleich ein. Drei hundert Mann Schweizer, mit ihren Fahnen, ein Bataillon des Regiments du Roi, und ein Eskadron Kavallerie mit ihrer Standarte, zogen aus der Stadt, und feierten, mit der Bürgermiliz, das Bundesfest.

Gegen die Mitte des Mays kam Hr. de Laurencie nach Nancy. Er war vorher Obrister des Regiments du Roi gewesen, und nunmehr, vermöge seiner Ancienetät, General geworden. Seine Absicht war also, sich von dem Regimente in dieser Stelle anerkennen zu lassen. Die Soldaten erklärten einstimmig, daß sie ihn nicht anerkennen wollten, und weigerten sich sogar die Fahne in sein Quartier zu bringen. Sie verlangten: daß Hr. de Lanjamet, welcher den ganzen Winter kommandirt hatte, das Kommando ferner behalten solle. Hr. de Lanjamet weigerte sich, und stellte den Soldaten ihr Unrecht vor; aber vergeblich. Hierauf versammelten sich die Offizire in dem Hause des Herrn de Lanjamet; und da man großes Zutrauen in die Unteroffizire setzte, so wurden auch die Unteroffizire zu dieser Versammlung gebeten. Dieses Mittel that gute Wir-

kung. Die Unteroffizire gaben sich Mühe die Soldaten zu besänftigen, und es gelang ihnen. Die Soldaten zogen vor die Wohnung des Herrn de Laurencie und erkannten denselben für ihren General, ungeachtet ein großer Haufe des Pöbels sich vor dem Hause versammelte, und den Soldaten zurief, daß sie dieses ja nicht thun möchten. Hiedurch aber war der Geist der Unruhe unter den Soldaten noch nicht gestillt. Die Gährung dauerte fort. Der Jakobinerklub zu Nancy erhielt heimliche Befehle von dem Jakobinerklub zu Paris, einen Aufruhr unter den Soldaten gegen ihre Offizire zu erregen; und diese Befehle brachte derselbe glücklich in Ausübung. Am 30. Mai nahmen die Jakobiner einen Soldaten in Verhaft, von welchem sie vorgaben, er sey von den Offiziren ausgeschickt um die Bürger anzufallen. Vernünftige Personen lachten über ein so ungereimtes Vorgeben. Ein einziger Mann gegen die ganze Stadt! Wer könnte wohl so Etwas glauben! Hierauf gaben sich die Jakobiner Mühe, die Soldaten in die Versammlungen ihres Klubs zu ziehen, in welchem die Anarchie methodisch gelehrt wurde. Es gelang ihnen, die Köpfe zu erhitzen, und die Soldaten des Regiments du Roi formirten einen Klub unter sich, so wie alle Regimenter über ganz Frankreich gethan hatten. Ein anderer Theil des Regiments widersetzte sich diesem Klub, und blieb den Offiziren getreu. Hiedurch entstanden unter den Soldaten zwei Partheien. Die Parthei des Klubs war die stärkere Parthei. Sie beschloß daher einstimmig: die übrigen Soldaten vom Regimente wegzujagen, und bewachte indessen dieselben in ihren Kasernen. Der Kommendant der Stadt, Hr. de Noue, suchte die Klubisten zu besänftigen, und sagte ihnen:

er würde die ganze Sache dem Kriegsminister vortragen, und seine Entscheidung erwarten. So lange wollten aber die Klubisten nicht warten, sondern sie ließen unter die Soldaten ihrer Parthei den Befehl ergehen: schwarze Kamaschen anzuziehen, und sich zu der Abreise nach Paris bereit zu halten. Hr. de Noue ließ das Gefängniß, in welchem sich die Soldaten der andern Parthei befanden, mit Wache besetzen, um dieselben vor aller Gewaltthätigkeit zu schützen. Die Soldaten des Klubs begaben sich zu ihm, und drohten: das Gefängniß mit Gewalt zu erbrechen, und die Gefangenen von dem Regimente wegzujagen. Hr. de Noue gab ihnen zur Antwort: „Die Soldaten welche ich gefangen halte, sind „unschuldig, und ich habe die ganze Sache dem Mini„ster berichtet. Ihr fordert von mir Gerechtigkeit. „Wenn ich Gerechtigkeit ausüben wollte, so hätte ich „Euch schon lange von dem Regimente wegjagen „müssen.“

Hierauf beschlossen die Klubisten, das Gefängniß mit Gewalt zu erbrechen, und bestimmten eine gewisse Stunde dazu. Die Offizire, welche hievon Nachricht erhielten, begaben sich alle dahin, fest entschlossen, eher ihr Leben aufzuopfern, als die Ausübung eines solchen Verbrechens zuzugeben. Der General befahl dem ganzen Regimente ins Gewehr zu treten. Sobald das Regiment versammelt war, machte der General demselben, mit einem festen und unerschrockenen Ton bekannt: daß die Gefangenen nach dem Gefängnisse der Stadt, und demzufolge unter den Schutz des Gesetzes gebracht werden, auch daselbst so lange verbleiben sollten, bis der Minister über ihr Schicksal werde entschieden haben. Die Soldaten weigerten sich nicht diesem Befehle zu

gehorchen, und brachten die Gefangenen nach dem Gefängnisse der Stadt. Einige Tage lang war alles ruhig. Die Soldaten erhielten keine Befehle von ihren Offiziren, sondern bloß allein von dem Klub, welcher das Regiment regierte. Beinahe täglich giengen die Soldaten haufenweise aus der Stadt, in einen nahe gelegenen Wald, und hielten daselbst lange Unterredungen mit den Bürgern. a)

Gegen das Ende des Julius bemerkte, in der Nacht, Hr. Montluc, der Kapitain eines Postens, daß eine Schildwache sich zu weit entfernte. Der Offizir befahl dem Soldaten, näher zu kommen. „Ey!“ antwortete der Grenadier „ich stehe recht gut, da wo ich bin.“ Der Offizir stattete bei dem Staabe von diesem Vorfalle Bericht ab, und befahl dem Korporal, den Soldaten in das Gefängniß zu führen. Der Korporal wollte dem Befehle gehorchen, aber die ganze Grenadierkompagnie widersetzte sich. Der General berichtete dieses dem Kommendanten, Hrn. de Noue, und der Kommendant befahl, daß die Grenadierkompagnie, bis auf weitere Ordre, von allem militairischen Dienste suspendirt seyn sollte. Die Offizire der Kompagnie versammelten sich bei ihrem Obristen, und sandten einen Kourier an den Kriegsminister. Die übrigen Kompagnien des Regiments machten mit den Grenadieren gemeinschaftliche Sache, und weigerten sich Dienste zu thun. Als die Reihe an das Regiment kam, um auf die Wache zu

a) Die vorzüglichsten Umstände dieser Erzählung sind aus der Schrift des Hrn. Leonard, aus den Berichten des Bürgerraths zu Nancy, aus den Protokollen der Nationalversammlung, und aus den mündlichen Erzählungen einiger Augenzeugen geschöpft.

ziehen, befahl der Kommendant, daß die Dragoner und die Schweizer an ihrer Stelle aufziehen sollten. Dessen ungeachtet zogen die Grenadiere des Regiments auf die Parade, stellten sich in die Reihe, und nöthigten den Tambour, Rappel zu trommeln. Der Tambour weigerte sich, und da drohten sie ihm, daß sie ihn aufhängen würden. Zwei Korporale, welche die Soldaten nicht anführen wollten, wurden geprügelt. Die Soldaten gaben Befehle, und sagten zu dem Offizir, welcher die Wache hatte: sie würden ihn zwingen sie anzuführen, wenn er nicht gutwillig zu gehen entschlossen sey.

Der Bürgerrath, welcher von dieser Gährung die traurigsten Folgen für die Stadt befürchtete, ließ den Kommendanten, Hrn. de Noue, bitten, daß er den, am vorigen Abende, den beiden Regimentern gegebenen Befehl zurücknehmen möchte. Der Kommendant that es, und erlaubte den Grenadieren auf die Wache zu ziehen. Als diese Erlaubniß ankam, waren die Grenadiere schon unter den Waffen, auf dem Paradeplatze. Sie jauchzten über den guten Erfolg ihres Aufruhrs, und da geschah, was allemal geschieht, wenn der Befehlshaber seinen Untergebenen nachgiebt: diese werden dadurch nur um so viel dreister. Die Grenadiere verlangten nun von dem Obristen scharfe Patronen. Er weigerte sich. Da drohten sie: ihn und alle übrigen Offizire, aufzuhängen; die Thüre des Zimmers, in welchem die Patronen verwahrt wurden, aufzusprengen; und sich mit Gewalt derselben zu bemächtigen. Sie sprengten auch wirklich die Thüre ein; füllten ihre Patrontaschen mit Patronen; leerten das ganze Magazin aus; trugen die Kriegsmunition in die Kaserne; stellten Schildwachen davor; und zogen nachher auf die Wache;

mitten durch den versammelten Pöbel, und durch die Bürgermiliz, welche ihnen Beifall zuklatschte.

Die Offizire des Regiments versammelten sich um drei Uhr des Nachmittags. Sie berathschlagten sich, und beschlossen: zwei Abgesandte an die Nationalversammlung zu senden, von derselben zu verlangen, daß sie die Soldaten zu ihrer Pflicht zurückrufen solle, und, im Falle sie sich dessen weigern, oder sich dazu zu schwach finden sollte, derselben zu erklären: daß alle Offizire des Regiments ihre Dimission verlangten. Die beiden abgesandten Offizire reisten sogleich ab.

Einige übelgesinnte Bürger hatten indessen die Grenadiere überredet: die Offizire seyen gesonnen wegzureisen und die Fahnen des Regiments mitzunehmen. Daher sandten die Grenadiere eine Wache zu dem Kommendanten. Bei diesem Vorfalle, und bei allen übrigen Beweisen von Mangel an Unterwürfigkeit,* verhielten sich die Offizire ganz leidend, um die Rückkunft ihrer Gesandten an die Nationalversammlung erst abzuwarten, ehe sie zu andern Mitteln schritten.

Nun überredeten die Bürger die Soldaten: daß sie, so wie die Soldaten anderer Regimenter gethan hätten, sich von ihren Offiziren möchten Rechnung ablegen und Geld geben lassen.

Am 8. August verlangten die Grenadiere des Regiments du Roi, von ihrem Obristen, daß er sie möchte exerziren lassen. Dieses geschah. Das Regiment rückte aus. Nach geendigter Revue nahmen die Soldaten ihre Offizire gefangen, und führten dieselben in einen Saal, in welchem ein, von dem Regimente gewählter Ausschuß, sich niedersetzte, und einen Soldaten Namens Pomier, zum Presidenten erwählte. Dieser President

übergab den Offiziren schriftlich die Klagen der Soldaten. Hierauf sandte der Ausschuß zu Hrn. de Messimieux, dem Schatzmeister des Regiments, einem Greise, welcher 56 Jahre in der Armee gedient hatte. Dieser erhielt den Befehl, nach dem Saale zu kommen, und seine Rechnungsbücher mitzubringen. Er gieng mit den Soldaten. Die Soldaten blätterten die Bücher durch, bemerkten daß sich dieselben erst mit dem Jahre 1776 anfiengen, und verlangten Rechnung seit dem Jahre 1768. Der Schatzmeister stellte die Unmöglichkeit vor, in welcher er sich befinde eine solche Rechnung abzulegen. Hierauf sagte der President zu den übrigen Mitgliedern des Soldatenausschusses: „Sollen wir nicht „den Herrn de Messimieux ins Gefängniß schicken?“ Die Soldaten nickten mit dem Kopfe. Hr. de Messimieux sagte: er würde nicht ins Gefängniß gehen, wenn er nicht den Befehl dazu von dem Obristen erhalte. Aus Furcht, daß sich die Soldaten gegen diesen alten Mann Gewaltthätigkeiten erlauben möchten, gab der Obriste den Befehl. Ein Soldat schlug vor, den Schatzmeister ins Loch zu stecken: aber die übrigen bemerkten, daß sie sich hiedurch selbst entehren würden; und so wurde dann beschlossen, den Schatzmeister nach dem Gefängnisse der Offizire zu bringen. Er blieb darin drei Stunden, und wurde dann frei gelassen. Die Offizire aber behielt der Ausschuß bis um drei Uhr des Morgens. Dann wurde ihnen erlaubt, sich nach Hause zu begeben, aber mit dem strengen Befehle, um zehen Uhr Vormittags wieder zu erscheinen, und den Soldaten, auf die an sie zu richtenden Fragen, zu antworten.

Die Offizire erschienen zu der bestimmten Zeit, aber es wurde nichts ausgemacht. Einige Staabsoffizire

kamen, brachten dem Obristen einen Brief des Kommendanten, und giengen weg. Der Obriste las den Brief, und zerriß denselben, nachdem er ihn gelesen hatte. Die Soldaten rafften die Stücke auf, und versuchten dieselben zusammen zu setzen. Es gelang ihnen nicht. Sie nöthigten daher den Obristen, an Hrn. de Noue einen Brief zu schreiben, und ihm zu melden: er habe sein erstes Billet nicht erhalten, er möchte ihm ein zweites schreiben. Der Obriste that es — gewiß eine unverzeihliche Handlung! Ein Obrister, der sich von seinen Soldaten bereden läßt, seinem Kommendanten eine Unwahrheit zu schreiben! Hr. de Noue antwortete. Er sagte dem Obristen (Hrn de Balivieres): er möchte sich etwas thätiger bezeigen, und etwas mehr Kraft anwenden, um einer Ausgelassenheit ein Ende zu machen, welche leicht in Räuberei ausarten könnte. Die Soldaten hielten sich durch dieses Billet für beleidigt. Sie gaben vor, Hr. de Noue habe sie Räuber gescholten, und sie würden ihn nöthigen, ihnen öffentliche Abbitte zu thun. Nun nöthigte der Ausschuß die gefangenen Offizire, den Soldaten, auf der Stelle, 150,000 Livres auszuzahlen. Sie theilten das Geld unter sich. Jeder Soldat erhielt 73 Livres für seinen Antheil. Hierauf ließen sie, um acht Uhr des Abends, die gefangenen Offizire los, mit dem Bedeuten: sie hätten die 150,000 Livres nur als ein a Conto angenommen; denn die ganze Summe, welche sie zu fordern gedächten, sey 1,500,000 Livres. Sobald die Soldaten dieses Geld von ihren Offiziren erpreßt hatten, schickten sie Abgesandte an alle Regimenter der benachbarten Garnisonen, und ließen die Soldaten aufmuntern, ihrem Beispiele zu folgen,

und

und sich mit ihnen in Korrespondenz einzulassen. Diese Abgesandten wurden aber überall schlecht empfangen.

Am 11. August, an dem Tage nachdem die Soldaten des Regiments du Roi ihre Offizire beraubt hatten, zeigte sich unter dem Schweizerregimente, welches bisher die strengste Subordination beobachtet hatte, eine Gährung, deren Ursache in dem bösen Beispiele zu suchen war, welches das Regiment du Roi gegeben hatte. Zwei Schweizergrenadiere trugen, unter den Soldaten ihres Regiments, einen Aufsatz zum Unterschreiben herum. Sie wurden von den Offiziren entdeckt. Das Regiment erhielt Befehl auszurücken, es wurde Kriegsrath gehalten, und die beiden Grenadiere wurden verurtheilt Spießruthen zu laufen. Nachher sollte ihnen der Kopf geschoren, und sie von dem Regimente weggejagt werden. Diese Exekution geschah, ohne allen Widerstand, und die beiden Grenadiere, von denen der eine aus Lausanne, der andere aus Genf gebürtig war, wurden nach dem Gefängnisse gebracht. a)

Am Abende dieses Tages kamen eine Menge Soldaten, von den Regimentern du Roi und Mestre de Camp, begleitet von einem zahlreichen Pöbel, vor die Kasernen der Schweizer. Sie warfen ihnen ihre Feigherzigkeit vor, daß sie sich eine solche Ungerechtigkeit von ihren Offiziren gefallen ließen, ohne sich zu rächen. Die Bürgersoldaten, welche mit den Schweizern Wache thun sollten, verließen ihre Posten, schimpften auf die Schweizer, und sagten: „sie wollten nicht mit H....n

a) Cette Sentence, juste à tous égards, fut exécutée sans qu'aucun Suisse fit mine de se révolter; tout ce Régiment étoit encore soumis aux loix. *Léonard*. p. 16.

dienen, welche ihre Kameraden im Stiche ließen." Vornehme Bürger und Bürgerinnen sahen aus den Fenstern, klatschten in die Hände und riefen: „Bravo! „Bravo!" a) Hiedurch wurden die Schweizer, theils aus Furcht, theils durch das böse Beispiel verführt, ebenfalls aufrührisch.

Gegen vier Uhr des Abends ließ der General das Regiments Mestre de Camp seinen Dragonern befehlen, daß sie ihre Kaserne nicht verlassen möchten. Aber die meisten hatten sich schon entfernt, sobald ihre Pferde besorgt waren. Ungefähr zwanzig Dragoner zogen, mit dem Säbel in der Hand, begleitet von den Soldaten des Regiments du Roi, nach den Kasernen der Schweizer. Die Dragoner sprengten, mit Beilen, die Thüre des Gefängnisses ein, und der Pöbel munterte sie auf, durch ein wiederholtes Geschrei: „Bravo! Bravo!" Die beiden gefangenen Schweizersoldaten wurden befreit, im Triumphe durch die Straßen geführet, und blieben nachher einige Stunden in den Kasernen der Dragoner, ohne Vorwissen der Offizire.

Die Schweizeroffizire wurden von dem Pöbel beschimpft, verfolgt und mit Steinen geworfen. Sie begaben sich daher in die Zitadelle, zu dem Kommendanten derselben, dem Herrn de Malartic. In der Zitadelle lag ein Bataillon Schweizer, und sobald die Offizire der andern beiden Regimenter von der Gefahr, in welcher sich die Schweizeroffizire befanden,

---

a) On a vu des Citoyens, & des Citoyennes, qui par leur état devoient jouer un autre rôle, crier *bravo*, de leurs fenêtres, & battre des mains à la vue de ces horreurs. *Léonard*. p. 17.

Nachricht erhielten, kamen sie diesen zu Hülfe, und schlossen sich mit ihnen in die Zitadelle ein.

Die aufrührischen Soldaten beschlossen: den beiden Gefangenen ihre Ehre sogleich wiedergeben zu lassen. Man zog sie an, man befestigte an ihrem Kopfe einen falschen Zopf, statt der Haare welche ihnen abgeschnitten worden waren. In diesem Aufzuge wurden sie mitten unter den versammelten Pöbel gebracht. Der Pöbel rief ihnen, zu wiederholten malen, zu: sie müßten nicht eher ruhen, als bis ihre Offizire dieselbe Strafe erlitten hätten, die man ihnen angethan hatte. Man zwang den Tambour, Appel zu trommeln. Die Soldaten der beiden französischen Reigmenter traten ins Gewehr; aber die Schweizer weigerten sich standhaft, und sagten: sie würden nicht eher ins Gewehr treten, als bis sie dazu Befehl von ihren Offiziren würden erhalten haben. Hierauf begaben sich Soldaten von den Regimentern du Roi und Mestre de Camp, vereinigt mit einigen Soldaten der Bürgermiliz, nach der Wohnung des Obristlieutenants des Schweizerregiments, Hrn. Merian. Sie mißhandelten ihn, und führten ihn nach der Kaserne. Hier drohten sie: ihn zu ermorden, wenn er nicht dem Regimente Befehl geben würde ins Gewehr zu treten. Er befahl es, und sogleich trat das Regiment ins Gewehr. Die beiden Bataillone desselben formirten ein Bataillon karré mit ihren Fahnen, und der Hr. Merian sah sich genöthigt den beiden Gefangenen ihre Ehre wieder zu geben. Er mußte nachgeben, weil außerdem alle Schweizeroffizire in der größten Lebensgefahr gewesen wären. Indem Hr. Merian die Soldaten wieder dienstfähig machte, hatte er, zufolge des in allen Schweizerregimentern

angenommenen Gebrauchs, die Formel in deutscher Sprache hergesagt: aber der Pöbel, und ein Theil der Bürgermiliz, nöthigten ihn, dasjenige was er gesagt hatte, in französischer Sprache zu wiederholen.

Die ganze Nacht war ein Freudenfest. Die beiden Schweizer wurden, im Triumphe, durch alle Straßen der Stadt geführt. Die Soldaten vertheilten sich in die Wirthshäuser, und die schändlichsten Ausschweifungen dauerten fort, bis an den anbrechenden Tag. Die ausgelassenen und betrunkenen Soldaten hielten die, durch die Straßen fahrenden, Wagen an, und ließen sich in der Stadt herum fahren. Andere liefen mit brennenden Fackeln in der Stadt hin und her, schrien und lärmten, weckten die ruhig schlafenden Bürger auf, und verbreiteten überall Furcht und Schrecken.

Der Major des Schweizerregiments, Herr von Salis, hatte Mühe gehabt, vor dem wüthenden Pöbel sein Leben zu retten, von welchem er, mit Schimpfwörtern und Steinwürfen, verfolgt worden war. Er hatte daher vor seinem Hause, die Nacht über, vier Mann Grenadier Wache erhalten. Er war im Bette und schlief ruhig. Gegen drei Uhr des Morgens wachte die Frau von Salis auf. Sie hörte Lärm in der Straße und legte sich an das Fenster. Da sah sie vor dem Hause einen großen Haufen bewaffneter Soldaten. Sie weckte ihren Mann. Dieser legte sich an ein kleines Fenster, sah die Gesichter dieses trunknen Haufens, und hörte, wie sie davon sprachen: daß sie sich seiner bemächtigen und ihn lebendig verbrennen wollten. Hierauf gieng er ganz ruhig die Treppe herunter, und sagte zu den vier Grenadieren, welche bei ihm die Wache hatten: „Freunde, wenn Ihr entschlossen seid

„mich zu vertheidigen, so bin ich unbesorgt; sie sollen „gewiß nicht in das Haus kommen.“ Die Grenadiere antworteten: „Es sind ihrer zu viele — wir wissen „nicht — wir wollen sehen.“ Hieraus schloß er, daß er verrathen sey. Er gieng herauf zu seiner Gemahlinn und sagte: „Meine Liebe, wir sind verloren, wenn „wir uns nicht sogleich retten!“ Hierauf ruft er den Thürhüter seines Hotels, und fragt, auf welche Weise er unbemerkt aus dem Hause kommen könne? Der Thürhüter gab zur Antwort: „es gebe kein anderes „Mittel, als auf den Boden zu steigen, und über das „Dach in das nächste Haus sich zu flüchten.“ Die Nacht war finster; die Nachbaren waren von dem Lärm aufgewacht; und die Magd in dem Hause des Nachbars, welche die Drohungen hörte, die diese Mörder gegen den Major ausstießen, schloß ganz richtig, daß sich derselbe auf keine andere Weise als über das Dach, und folglich in ihr Haus werde retten können. Sie stieg daher auf den Boden, machte das Dachfenster auf, und wartete. Der Major kletterte auf das Dach, seine Gemahlin kletterte ihm nach, zitternd vor Schrekken. Die Magd des Nachbars, welche an dem Dachfenster war, hörte das Geräusch, und rief: „Sind „Sie's? kommen Sie nur.“ So kam der Major, mit seiner Gemahlinn, in das Haus des Nachbars. Er hielt eine geladene Pistole in der Hand, und seiner Gemahlinn hatte er auch eine gegeben. Man versteckte sie beide in einen Schrank, der, über einem Bette, in der Wand bevestigt war, und zu welchem man nur auf einer Leiter herauf steigen konnte. Die Leiter wurde weggenommen, und vor den Schrank ward ein großes Gemälde gesetzt. Sie konnten nur gebückt darin stehen.

In die Thüre wurden, in größter Eile, einige kleine Löcher gebohrt, damit sie Luft schöpfen konnten. In dieser Stellung blieben sie dreissig Stunden lang, ohne zu essen oder zu trinken. Kaum konnten sie Athem holen. Die geladenen Pistolen behielten sie in der Hand, fest entschlossen, sich die Kugel durch den Kopf zu schießen, wenn sie entdeckt werden sollten.

Die rasenden Soldaten, welche den Major ermorden wollten, sprengten die Thüre seines Hauses auf, bemächtigten sich der vier Grenadiere, welche gar keinen Widerstand thaten, eilten die Treppe herauf, und drangen in das Schlafzimmer des Herrn und der Frau von Salis. Wüthend darüber ihn nicht zu finden, warfen sie alles im Zimmer durch einander, ladeten ihre Flinten, und schworen einen fürchterlichen Eid: sie wollten ihn haben, todt oder lebendig. Sie plünderten das ganze Haus, suchten alle Winkel durch, und, als sie sahen daß auch dieses vergeblich war, kamen sie fluchend in das Haus des Nachbars, und endlich in das Zimmer, in welchem der Herr von Salis mit seiner Gemahlinn versteckt war. Sie suchten ihn überall, und fanden ihn nicht. Da stießen sie die schrecklichsten Verwünschungen gegen ihn aus. Einige sagten: „ich will „ihm das Herz aus dem Leibe reißen.“ Andere sagten: „ich will seine Leber fressen,“ und noch andere schworen: sie wollten ihn in Stücken hacken. a) Man denke sich die Lage des Mannes, der das Alles mit anhörte. Als die Soldaten sahen, daß ihre Mühe vergeblich war,

---

a) Les uns disoient: *je lui arracherai le coeur;* d'autres: *je lui mangerai le foie:* les moins cruels ne pensoient, qu'à *le découper par morceaux.* Léonard. p. 23.

liessen sie eine starke Wache in beiden Häusern zurück, und begaben sich hinweg. Die Bedienten nahmen sie mit sich, und wollten sie, durch Martern, zwingen zu sagen, wo ihre Herrschaft versteckt sey. Sie wußten es, aber sie sagten nichts. Nun kamen die Soldaten noch einmal zurück, und setzten Schildwachen in alle Zimmer: so daß der Herr und die Frau von Salis kaum wagen durften frei Athem zu holen.

Am 12. August wurde, vor fünf Uhr des Morgens, Generalmarsch geschlagen, und allen Regimentern der Befehl gegeben auf dem Paradeplatze zu erscheinen. Sie erschienen, und mit ihnen, auf Befehl des Bürgerrathes, auch die Bürgermiliz. Hierauf wurde ihnen bekannt gemacht: es sey in der Nacht ein Kourier mit einem Beschlüsse der Nationalversammlung, zu Herstellung der Unterwürfigkeit, angekommen. Der Beschluß wurde den, unter dem Gewehr stehenden Truppen, vorgelesen und sie wurden ermahnt demselben zu gehorchen. Hierauf ward der Beschluß gedruckt, und um sechs Uhr an alle Ecken der Straßen angeschlagen, aber von dem Pöbel sogleich wiederum abgerissen. Die Soldaten stellten sich, als zweifelten sie an der Aechtheit dieses Gesetzes, und als glaubten sie, es sey eine bloße List, um sie zum Gehorsam zu nöthigen. Der Jakobinerklub bestärkte noch die Soldaten in dieser irrigen Meinung.

Die Offizire der Dragoner, welche, zu der bestimmten Zeit, nach der Kaserne kamen, um die Dragoner aufsitzen zu machen, wunderten sich über das heimliche Gemurmel, welches sie unter ihren Leuten bemerkten, und noch mehr darüber, daß einige den Befehlen zu gehorchen sich weigerten, und daß aus jeder Kompagnie

zwei Mann austraten, und nach den Kasernen zurückgiengen, unter dem Vorwande: sie gehörten zu dem Ausschusse, und müßten jetzo ihre Sitzungen halten. Nachdem alle Vorstellungen vergeblich waren versucht worden, sahen sich die Offizire genöthigt nachzugeben.

Als das Regiment auf dem Paradeplatz angekommen war, und sich mit den übrigen Regimentern der Garnison vereinigt hatte: da trat aus jeder Kompagnie ein Dragoner heraus, und alle diese kehrten mit einander nach der Kaserne zurück. Bald aber kamen sie wieder, und brachten einen von den gestraften Schweizern mit sich, welchen sie in ihrer Kaserne aufgenommen hatten. Sie vereinigten sich mit vielen Soldaten der andern Regimenter, und mit einigen Soldaten der Bürgermiliz. So zogen sie, mit einer stark besetzten Musik, vor der Fronte der Parade vorbei, unter den Fahnen durch, und stellten den Schweizer neben die Standarte des ersten Eskadrons. Ein Dragoner stieg ab, überließ dem Schweizer sein Pferd, und gab ihm seine Waffen. Der in großer Menge versammelte Pöbel klatschte Beifall, und rief: „Bravo! Bravo!“ Der Kommendant, Hr. de Noue, dessen Kaltblütigkeit und Tapferkeit allgemein bekannt sind, sah ganz ruhig dem Aufstande zu, und las nachher den Beschluß der Nationalversammlung ab. Hierauf defilirte das Regiment, und begab sich nach seiner Kaserne zurück, wohin es den Schweizer, im Triumphe, mit sich führte.

Bald nachher zogen alle Regimenter abermals auf den Paradeplatz und stellten sich daselbst in Ordnung. Dann riefen die Soldaten, mit Einer Stimme: der Kommendant, Hr. de Noue, solle sogleich auf dem Platze erscheinen. Der Bürgerrath schickte einige Abge-

sandte an die Soldaten, um zu erfahren, was sie verlangten. Sie sagten: sie wollten, Hr. de Noue solle kommen, und ihnen öffentliche Abbitte thun. Die Soldaten schickten zu ihm, um ihn zu holen. Er widersetzte sich länger als zwei Stunden, und erklärte: er sey fest entschlossen, eher zu sterben, als sich so weit zu erniedrigen. Hierauf sagten einige Grenadiere: „Wenn „dieser Schurke nicht herunter kommt: so bleibt uns „nichts übrig, als ihn zum Fenster hinaus zu werfen, „und ihn auf unseren Bajonetten aufzufangen.“ Der Pöbel klatschte, und rief: „Bravo! Bravo!“ Dabei spielte die Musik des Regiments du Roi das Lied: On va lui percer le flanc. a)

Hierauf ließen sich einige Mitglieder des Bürgerrathes von den Truppen versprechen, daß sie den Hrn. de Noue nicht mißhandeln wollten, und giengen nachher zu ihm, um ihn zu bitten, daß er, in ihrer Begleitung, auf den Paradeplatz kommen möchte. Er kam auf den Platz, und sagte, fest und unerschrocken: „Sol„daten, was verlangt ihr von mir?“ Der President des Soldatenausschusses, Pomier, trat heraus, und las ihm das Billet vor, welches er an den Herrn de Balivieres geschrieben hatte. Dabei kündigte er ihm an: die Soldaten fänden sich durch den Ausdruck: Räubereien, beleidigt, und verlangten eine öffentliche Genugthuung. Endlich setzte der Kerl hinzu: „Sie „zittern, mein Herr, ich aber habe mich für Sie ver-

---

a) Quelques Grenadiers disoient: si ce b . . . . . là ne descend pas, il n'y a qu'à l'aller f . . . . e par la fenêtre, & le recevoir sur les bayonettes. Et les gueux d'applaudir. Pendant cela la Musique du Régiment du Roi jouait l'air: On va lui percer le flanc. *Léonard*, p. 25.

bürgt." Hr. de Mone gieng vor der Fronte der Grenadiers auf und ab, und redete sie an: „Ihr klagt „mich an, daß ich Euch Unrecht gethan habe. Aber „fragt Euch selbst; seid Richter zwischen Euch und mir. „Ich habe seit langer Zeit Euer Regiment kommandirt; „ich habe mir es zur Ehre gerechnet Euch anzuführen. „Warum wollt Ihr mich dann jetzt betrüben? Kehrt „zurück zu Eurer Pflicht, gehorcht dem Gesetze, und „zeigt Euch des Namens französischer Soldaten würdig. „Wenn Ihr glaubt, daß ich Euch Entschuldigungen zu „machen habe, so mache ich sie." Hiemit schienen die Truppen zufrieden zu seyn.

Die Dragoner ritten nach ihrer Kaserne zurück, und nahmen den Schweizer mit sich. Nun befahlen die Dragoner, daß ein Detaschement von funfzig Mann sich formiren solle, und verlangten von den Oberoffizieren, sie möchten dasselbe anführen. Aber alle Offizire erklärten einstimmig: sie wollten lieber sterben, als Etwas thun das ihrer Ehre zuwider sey. Hierauf zwangen die Soldaten zwei Unteroffizire, sich an die Spitze dieses Detaschements zu stellen. Das Detaschement begab sich, in Begleitung zweier Detaschementer von den übrigen beiden Regimentern der Garnison, nach der Wohnung der Schweizeroffizire, und zwang diese mit Gewalt, 224 Louisdors, zur Entschädigung für die Bestrafung der beiden Soldaten ihres Regiments, auf der Stelle zu bezahlen.

Sobald sie dieses Geld hatten, zogen sie, in Begleitung einer zahlreichen Musik, und verfolgt von einem großen Haufen des Pöbels, der ihnen Beifall zurief, durch alle Straßen der Stadt und der Vorstädte, und begiengen die allergrößten Ausschweifungen. Die Dra-

goner nahmen Soldaten und Musikanten hinter sich auf die Pferde, und als es anfieng finster zu werden, zwangen sie, mit dem Säbel in der Faust, den Quartiermeister des Regiments, die Hälfte der erbeuteten Geldsumme, welche für den andern Schweizer bestimmt war, in Verwahrung zu nehmen. Die ganze Nacht hindurch hörte der Lärm nicht auf.

Freitag Morgens, am 13. August, fanden die Offiziere der Dragoner, als sie in die Kaserne kamen, statt der Soldaten, einen Haufen auf allerlei Weise verkleideter Leute, die ihre Uniformen verloren, oder verschenkt hatten, und, unter ihnen, eine Menge Weiber und Mädchen, welche die Trommeln rührten. Der, an den Ecken der Stadt angeschlagene Beschluß der Nationalversammlung, war überall abgerissen worden.

Gegen neun Uhr Vormittags hatte sich endlich auch das ganze Schweizerregiment empört. Die Soldaten hielten ihre Offizire gefangen, um sie zu zwingen ihnen Geld zu geben. Das Haus des Majors von Salis hatten sie verlassen, weil sie glaubten, er sey nicht mehr in der Stadt. Sobald sich der Hr. von Salis frei sah, und erfuhr, wie sehr seine Offizire von ihren Soldaten gemißhandelt würden, entschloß er sich, alle Gefahr mit denselben zu theilen. Er ließ sich von den Schweizern versprechen, daß sie ihn nicht umbringen wollten, und begab sich nachher nach der Kaserne, und freiwillig zu den übrigen Offiziren ins Gefängniß. Hier fand er die Offizire in der allertraurigsten Lage, und in beständiger Gefahr von den Soldaten ermordet zu werden. Mit Geduld ertrugen sie die beinahe unglaublichen Quaalen und Beschimpfungen, welche die Soldaten ihnen anzuthun ein Vergnügen fanden.

Hr. de Noue sandte seinen Major nach der Kaserne der Schweizer, um von der Lage der Offizire Nachricht einzuziehen. Dieser erfuhr, von dem Obristlieutenant Hrn. Merian, daß die Soldaten geschworen hätten: sie würden die Offizire nicht eher freigeben, als bis sie von denselben 227,000 Livres erhalten, oder wenigstens tausend Stück Louisdors, als ein a Conto. Der Major stattete dem Kommendanten, von der traurigen Lage, in welcher sich die Schweizeroffizire befanden, sowohl als von den Forderungen der Soldaten, Bericht ab. Der General Vaubecourt war gegenwärtig, als dieser Bericht abgestattet ward. Dieser wurde dadurch gerührt. Er gieng nach Hause, holte tausend Stück Louisdors, und brachte den Schweizersoldaten dieses Geld, welches sie verlangten. Dabei stellte er ihnen aber zugleich, stark und heftig, die Unanständigkeit und die Strafbarkeit eines solchen Verfahrens gegen ihre Offizire vor. Seine Vorstellungen schienen auf einige Augenblicke Eindruck zu machen, aber bald nahmen die Soldaten wiederum den vorigen frechen Ton an. Statt dem General für das Geld zu danken, welches er ihnen überbrachte, sagten sie: „Dieß ist nicht genug, wir „brauchen noch 3000 Livres.“ Der General borgte auch diese Summe von seinen Freunden, und brachte das Geld den Schweizern. Als die Schweizer die 27000 Livres erhalten hatten, schienen sie zufrieden, und gaben den Offizіren die Freiheit, nachdem sie sich vorher noch von denselben hatten eine Verschreibung für 200,000 Livres geben lassen, welche am ersten September bezahlt werden sollten. Nun vereinigten sich die Schweizer mit den Soldaten der andern beiden Regimenter, zogen durch die Stadt, und begiengen, am

hellen Mittage, und auf öffentlicher Straße, mit schändlichen Frauenspersonen die allerekelhaftesten Ausschweifungen. Das lärmende Geschrei dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht fort, und war so unerträglich, daß sehr viele Bürger die Stadt verließen.

Am 14 sandten die Dragoner eine Gesandtschaft an ihren Kommendanten, und ließen ihm sagen: daß sie, ohne auf den Befehl der Nationalversammlung Rücksicht zu nehmen, verlangten, die Staabsoffizire sollten sich in der Reitschule versammeln, um Kriegsrath zu halten, und ihre Klagen anzuhören. Die Offizire versammelten sich in der Reitschule, um acht Uhr des Morgens, und wurden von dem Ausschusse der Soldaten verhört. Vor der Thüre des Hauses stellten sich die übrigen Dragoner des Regiments, und ließen Niemand heraus. Alle Vorstellungen der Offizire waren vergeblich, und die Soldaten behandelten ihre Obern mit unerhörter Frechheit. Bald sagten sie, zu dem Einen: er solle schweigen; bald zu einem Andern: er solle nicht so laut sprechen. Als der Kommendant des Regiments sprechen wollte, rief ihm der President der Dragoner zu: Schweigt solange, bis ich Euch befehle zu sprechen! Die Offizire wurden gezwungen Rechnung abzulegen. Endlich, um zwei Uhr, sagte der President zu den Offiziren: „Nun können Sie zum Essen gehen, meine „Herren. Morgen früh, um sieben Uhr, finden Sie „Sich hier wiederum ein, damit wir unsere Sitzungen „fortsetzen können. Heute Abend haben wir genug zu „thun, um alles was vorgefallen ist aufzuschreiben."

Bei einem so gefährlichen Aufruhr sah nun der Bürgerrath kein anderes Mittel, als einen Kourier an die Nationalversammlung zu senden. Die Anarchie war

allgemein, und es hatte dieselbe alle Massen von Einwoh- nern angegriffen. Denn das Geld, welches die Soldaten unter die Bürger mit vollen Händen austheilten, hatte ih- nen viele Freunde gemacht, und die Bürgermiliz fand sich außer Stande, einen Aufruhr zu stillen, der so allge- mein geworden war. Die Plünderung und gänzliche Zerstörung der schönsten Stadt Frankreichs stand ohne Rettung bevor. In dieser schrecklichen Noth und in die- ser dringenden Gefahr, wandte sich der Bürgerrath an die Nationalversammlung, und bat um schleunige Hülfe.

Am folgenden Tage, am 15 August, versammel- ten sich die Staabsoffizire, dem von den Soldaten erhaltenen Befehle zufolge, um sieben Uhr des Mor- gens, in der Reitschule. Der President der Dragoner las das Protokoll des gestrigen Tages vor; und wenn die Offizire dagegen Einwendungen, oder Bemerkun- gen darüber machten, so wurden sie ausgepfiffen und verspottet. Durch die Ausschweifungen der vorigen Tage, waren die meisten Soldaten so betäubt, daß sie stehend einschliefen, und ihre geladenen Gewehre fallen ließen. Ein Offizir sagte: wenn sie nicht sorgfältiger verfuhren, so würden sie bald einer den andern umbrin- gen. Nach langem Geschwätze, wodurch nichts entschie- den wurde, fragte endlich ein Offizir die Dragoner: was sie denn eigentlich verlangten? Hierauf gaben die- se zur Antwort: vermöge des Beschlusses der National- versammlung vom 7. August, seyen sie berechtiget wor- den, die Rechnungen der Offizire, seit sechs Jahren, durchzusehen. Nun hätten sie die Rechnungen unter- sucht, und verlangten jetzt, auf der Stelle, bezahlt zu seyn. Sie wußten, daß in der Regimentskasse nur wenig Geld vorhanden war. Daran erinnerten die Of-

fizire die Dragoner. Aber dieser Grund that keine Wirkung. Sie wollten bezahlt seyn; sie verlangten Geld; und zwar Geld zufolge einer Rechnung von dem Jahre 1764. Man stellte ihnen die Ungerechtigkeit ihrer Foderungen vor; aber umsonst. „Wir wollen Geld! Geld! „Geld!“ riefen sie „Ihr sollt uns bezahlen; oder ....“ — „Bezahlen?“ antwortete ein Staabsoffizier „Womit? „Wir haben nichts, das Euch gehört; nichts das dem „Regimente gehört; und wenn Ihr nicht uns selbst plün„dern wollt, so könnt Ihr nichts von uns verlangen. „Wollt Ihr aber unser Geld ....“ — „Euer Geld, „oder anderes“ schrien die Soldaten“ wir wollen Geld! „Geld wollen wir haben; gleichviel von Wem es kommt! „Ausreden helfen hier nichts! Ihr müßt uns Geld schaf„fen! Ihr müßt uns heute noch, ehe Ihr diese Ver„sammlung verlasset, 47,962 Livres schaffen!“ Die Kasse des Regiments wurde herbeigeholt, und einer der Offizire schlug vor: den Soldaten das in derselben enthaltene Geld zu geben. Aber alle übrigen Offizire protestirten dagegen, und schworen: sie würden niemals zugeben, daß sich Jemand erfrechte Hand an das Geld zu legen, welches der Nation und dem Könige gehöre. Hierauf wiederholten die Soldaten, mit fürchterlicher Wuth, das Geschrei: „Geld! Geld! sogleich Geld her, oder .....“ Nun entschlossen sich die Offizire, in ihrem eigenen Namen Wechsel auszustellen, unter der Bedingung, daß das Geld in der Regimentskasse nicht berührt werde. Die Dragoner erhielten die Wechsel, und blieben nun einige Augenblicke ruhig. Es war zwei Uhr des Nachmittags. Bald nachher waren sie auch mit diesen Wechseln unzufrieden, und wollten auf der Stelle das Geld dafür haben. Einige Dragoner

giengen, in dieser Absicht, in der Stadt herum. 24,000 Livres in Golde wurden herbeigeschafft, und für das Uebrige bot man ihnen Assignate an. Aber sie wollten keine Assignate, und drohten den Offiziren mit dem Tode, wenn sie nicht auch noch das übrige Geld, in klingender Münze, anschafften. Endlich, um eilf Uhr des Nachts, brachte man auch das übrige Geld. Nun hob der Presídent der Soldaten die Sitzung auf, und ließ die Offiziere aus dem Arrest, in welchem sie sechszehn Stunden, ohne zu essen oder zu trinken, hatten zubringen müssen. Die Soldaten fielen, wie rasend, über das auf dem Tische liegende Geld her, und theilten dasselbe unter sich. Jeder erhielt, für seinen Antheil, fünf Louisdors und dreißig Sous.

Die folgenden Tage wurden in den schändlichsten Ausschweifungen hingebracht.

Am 17 August sandten die Soldaten acht Abgesandte, unter denen sich der berüchtigte Pomier befand, an die Nationalversammlung nach Paris.

Am 18. August brachte ein Kourier folgenden Beschluß der Nationalversammlung dem Bürgerrathe zu Nancy.

„Die Nationalversammlung, nachdem sie den Bericht ihres Ausschusses angehört hat, ist unwillig über den fortgesetzten Mangel an Unterwürfigkeit in den Regimentern du Roi, Mestre de Camp und Chateauvieux, welche die Garnison zu Nancy ausmachen; um so viel mehr, da diese Unordnungen seit dem Beschlusse des 6 August, und ohne Rücksicht auf diesen Beschluß fortdauern, obgleich derselbe die nöthigen Mittel enthielt, wie die genannten Regimenter, durch rechtmäßige Wege, ihre Klagen anbringen konnten. Ueberzeugt, wie die

die Nationalversammlung ist, daß Achtung für das Gesetz, und Gehorsam gegen die Befehle des Oberhaupts der Armee, gegen die Befehle der Offizire, und gegen die Regeln der militärischen Disziplin, die vorzüglichsten Kennzeichen, so wie auch die ersten Pflichten, ächter patriotischer Soldaten sind; und daß diejenigen, die, ungeachtet des geleisteten Eides, diese Pflichten aus den Augen setzen, öffentliche Feinde sind, deren Ausgelassenheit offenbar der wahren Freiheit und der Konstitution die größte Gefahr droht; in Betrachtung wie sehr es nothwendig ist, solche Ausschweifungen mit Ernst zu unterdrücken, und so schnell als möglich ein Exempel zu statuiren, durch welches die guten Bürger beruhigt, und der gerechte Unwille jener braven Militärpersonen Genugthuung erhalte, welche mit Abscheu die Aufführung ihrer unwürdigen Kameraden gesehen haben; damit endlich denjenigen, die aus Irrthum oder aus Schwäche, den Anstiftungen strafbarer Menschen, welche die ersten und vorzüglichsten Urheber solcher Unordnungen sind, nachgegeben haben, die Augen geöffnet und ein heilsamer Schrecken in sie gebracht werde: aus allen diesen Gründen hat die Nationalversammlung einstimmig beschlossen und beschließt: daß da die Widersetzung der Truppen mit bewaffneter Hand, gegen die, von dem Könige genehmigten, Beschlüsse der Nationalversammlung, ein Verbrechen der beleidigten Nation ist, demzufolge, diejenigen, welche den Aufruhr der Garnison zu Nancy verursacht haben, in Verhaft genommen, und, als des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig, bestraft werden sollen."

„Daß diejenigen, welche auf irgend eine Weise, an dem Aufruhr Theil genommen haben, wenn sie nicht, in

Zeit von vier und zwanzig Stunden, nach der Bekanntmachung des gegenwärtigen Beschlusses, ihren respektiven Obern erklären, und zwar schriftlich, wenn diese Obern es verlangen sollten, daß sie ihren Irrthum erkennen, und denselben bereuen, ebenfalls, nach Verfluß dieser Zeit, gefangen genommen, und, als Begünstiger und Theilnehmer des Verbrechens der beleidigten Nation bestraft werden sollen."

Dieser Beschluß der Versammlung wurde, am 19 August, zu Nancy gedruckt, und unter die Soldaten ausgetheilt. Hiedurch nahm die Gährung zu, und die Gemüther wurden sehr erbittert. Die Mitglieder des Jakobinerklubbs überredeten die Soldaten: Der Beschluß sey untergeschoben und nicht ächt; und falls derselbe ächt seyn sollte, so sey es der ungerechteste Beschluß, den die Versammlung jemals gefaßt habe; der Bürgerrath sey daran Schuld, welcher, in seinem Berichte an die Versammlung, Alles übertrieben und vergrößert habe; auch Hr. de Noue habe einen unrichtigen Bericht abgestattet.

Sobald die Abgesandten der aufrührischen Soldaten zu Paris anlangten, ließ der Kriegsminister dieselben in Arrest nehmen. Die Soldaten zu Nancy wurden über diese Nachricht sehr aufgebracht, und beschlossen unter sich: alle ihre Offizire, sowohl als die Mitglieder des Bürgerraths, ebenfalls in Arrest zu setzen. Doch ward dieser Beschluß nicht in Ausführung gebracht. Die Soldaten schienen schon geneigt den Befehlen der Nationalversammlung Gehorsam zu leisten, als ein neuer Vorfall großes Aufsehen machte.

Hr. Jobart, ein Ludwigsritter und Obristlieutenant der Bürgermiliz zu Nancy, nahm, am 18ten August,

die beiden Schweizersoldaten, welche Spießruthen gelaufen hatten, unter die Bürgermiliz auf, ließ sie die Uniform anziehen, und stellte sie beide, als Schildwachen vor das Rathhaus, gerade zu der Zeit, da der Bürgerrath versammelt war. Der Bürgerrath bezeugte hierüber seinen Unwillen, und befahl, daß sich die Schweizer sogleich entfernen, und, statt derselben, zwei Bürgersoldaten den Posten besetzen sollten. Hierauf wurden die Stabsoffizire des Schweizerregiments eingeladen auf dem Rathhause zu erscheinen, und in Gegenwart derselben ward Herr Jobart verhört. Er antwortete mit vieler Frechheit, und behauptete: die Schweizer seyen mit Unrecht gestraft worden, und er habe dieselben, auf das Verlangen vieler Bürger, unter die Bürgermiliz aufgenommen.

Am 24. August kam der General de Malseigne im Namen und auf den Befehl des Königs, nach Nancy, mit dem Auftrage die Ruhe herzustellen. Hr. de Malseigne ist einer der rechtschaffensten und der tapfersten Generale in der französischen Armee. Er gieng durch alle Grade, bis zum General-Major der Karabiniers. Zwanzig Jahre lang bekleidete er diese Stelle, und endlich verließ er den Dienst im Jahre 1788. Er wurde zum Marechal de Camp ernannt, und begab sich auf seine Güter, wo er sich mit der Landwirthschaft beschäftigte, für welche er von jeher eine große Vorliebe gehabt hatte. Er erhielt den Befehl des Königs sich nach Nancy zu begeben, mit unumschränkter Vollmacht, zu handeln wie er für gut finden würde.

Am 25 August gieng Hr de Malseigne in die Kaserne der Schweizer. Er hielt an den versammelten Ausschuß der Soldaten eine lange Anrede, und sagte ihnen:

er sey gekommen, im Namen und auf Befehl des Königs, um ihnen Recht zu verschaffen, und ihre Klagen anzuhören. Die Soldaten brachten schriftlich verschiedene Artikel vor, und verlangten 200,000 Livres, und eine Ehöhung des Soldes. Hr. de Malseigne bewilligte ihnen Alles; sogar die verlangte Geldsumme, weil sich die Offizire entschlossen hatten, um des Friedens und der Ruhe willen, diese Summe zusammen zu schießen. Nur allein den Punkt der Erhöhung des Soldes konnte er den Soldaten nicht zugestehen, weil seine Vollmacht sich nicht so weit erstreckte. Um halb zwei Uhr verließ er die Kaserne, und fand unten im Hofe die Schweizersoldaten, unbewaffnet, im Bataillon karré gestellt. Er drang durch, in die Mitte, und sagte: „Soldaten! „ich will Euch jetzt wiederhohlen, was ich Eurem Ausschusse schon gesagt habe. Ich habe ihnen einige Artikel „zugestanden. Aber einer darunter ist zu wichtig, nemlich der Artikel, welcher Euren Sold betrifft. Dieser „beruht auf der Kapitulation zwischen Frankreich und „Euren schweizerischen Obrigkeiten. Ich habe nicht Vollmacht hierin eine Aenderung zu treffen; daher habe ich „Eurem Ausschusse vorgeschlagen, daß derselbe über „diesen Gegenstand, einen Aufsatz an den König, oder „an die Nationalversammlung senden solle.“ Nachdem der General diese Anrede geendigt hatte, wollte er den Hof der Kaserne verlassen und sich nach Hause begeben. Als er aber an das Gitterthor des Hofes kam, und durch dasselbe hinaus gehen wollte, hielten ihm die vier Schweizergrenadiere, welche auf diesem Posten als Schildwachen standen, ihre Bajonette entgegen, und sagten: sie hätten Ordre ihn nicht heraus zu lassen. Hr. de Malseigne zog seinen Degen und sagte: „ich befehle

„Euch, mich heraus zu lassen: denn Niemand hat hier „eine Ordre zu geben als ich.“ Die Grenadiere fuhren fort sich zu widersetzen, und rückten mit den Bajonetten auf ihn zu. Er parirte ihre Stöße mit seinem Degen, und drang mit Gewalt durch. Hierauf steckte er seinen Degen ein, und wollte zu Herren de Noue hingehen. Da er aber ein Geräusch hinter sich hörte, so wandte er sich um, und sah, daß einige Schweizeroffizire mit ihren Soldaten handgemein geworden waren, weil die Offizire die Soldaten verhindern wollten ihm nachzulaufen. Einer von den Grenadieren entsprang, und lief mit aufgehobnem Säbel auf den Hrn. de Malseigne zu, um ihn niederzuhauen. Der General zog seinen Degen, parirte die Hiebe, und stach nach dem Grenadier. Der Degen machte nur eine leichte Wunde, und sprang auf einer Rippe entzwei. Hr. de Malseigne riß einem Offizir, der neben ihm stand, den Degen aus der Hand, und gieng ganz ruhig und langsam, nach der Wohnung des Hrn. de Noue. Die Soldaten in der Kaserne, welche diesen Auftritt mit angesehen hatten, rissen sich von ihren Offiziren los, welche sie aufhalten wollten, warfen einige derselben über den Haufen, und umgaben das Haus des Hrn. de Noue, in welchem sich der General befand. Acht Offizire des Regiments du Roi waren bei Tische in einem benachbarten Hause, und da sie hörten, in welcher Gefahr der General sich befinde, eilten sie ihm zu Hülfe. Sie stellten sich unten an die Treppe, und erwarteten, ohne Furcht, den Angriff der Schweizer, welche sie die Straße herunter kommen sahen. Die Schweizer kamen und drangen auf die Offizire los. Diese vertheidigten sich nicht, sondern öffneten ihre Brust, und riefen den Schweizern zu: sie könnten auf keine andere Weise

zu dem General gelangen, als wenn sie ihnen erst das Leben nähmen. Da die Schweizer sahen, daß die Offizire unbewaffnet waren, so wollten sie sich auch ihrer Waffen nicht bedienen, sondern kamen mit ihnen in ein Handgemenge. Aber die Offizire blieben stehen, und warfen die Soldaten über den Haufen.

Indessen würden doch die Offizire von der weit größern Anzahl der Soldaten bald überwältigt worden seyn, wenn nicht der Major von Salis mit einigen andern Schweizeroffiziren, herbeigeeilt, und in das Haus des Herrn de Noue eingedrungen wäre. Die Gegenwart dieser Offizire hielt die Soldaten im Respekt, und sie ließen sogleich die andern Offizire los, mit denen sie handgemein geworden waren.

Während dieser Zeit kamen sehr viele Offizire der Regimenter du Roi und Mestre de Camp, welche von der Gefahr des Generals gehört hatten, zu seiner Vertheidigung herbei. Aber sie konnten nicht in das Haus kommen, weil dasselbe mit bewaffneten Schweizern ganz umgeben war. Hr. Gouvernet, der Sohn des Kriegsministers, welcher mit dem Herrn de Malseigne nach Nancy gekommen war, suchte die Schweizer zu beruhigen, aber vergeblich. Hierauf verlangte er: der Bürgerrath solle, durch sein Ansehen, den Aufruhr dämpfen. Der Bürgerrath befahl, daß die Bürgermiliz ausrücken, und sich an den Ort des Aufruhrs hinbegeben solle. Die Soldaten des Regiments du Roi sandten zwölf Abgesandte, an die vor dem Hause des Hrn. de Noue versammelten Schweizer, und ließen denselben sagen: sie möchten zu ihrer Pflicht zurückkehren, sonst müsse das Regiment du Roi sich ihnen widersetzen, weil dieses Regiment niemals zugeben werde, daß der General mißhandelt werde. Der vor dem Hause des Herrn

de Noue in grosser Menge versammelte Pöbel lobte die Schweizer, rief denselben: Bravo! Bravo! zu, und wiederholte einmal über das andere, der Herr de Malseigne müsse auf der Stelle gehängt werden. Vorzüglich war ein Tischler, Namens Masson geschäftig. Dieser gieng unter dem Pöbel und unter den Schweizern herum, und rieth, den General sogleich aufzuhängen: „denn“ sagte er „ich habe zu Strasburg „gesehen, daß ein Soldat, welcher das Gewehr gegen „seinen General angeschlagen hatte, durch den Kriegs„rath verurtheilt wurde, daß ihm die Hand abgehauen, „und er nachher aufgehängt werden solle. Nun sind „aber alle Menschen gleich, und folglich findet zwischen „dem General und dem Soldaten kein Unterschied statt. „Wir müssen also den Herrn de Malseigne aufhängen, „weil er sich an einem Soldaten, mit dem Degen in „der Hand, vergriffen hat.“

Bald nachher kam ein Detaschement des Regiments du Roi, und ein Detaschement des Regiments Mestre de Camp. Diese nöthigten die Schweizer, die versammelten Offizire in das Haus des Herrn de Noue zu lassen. Mehr als hundert Offizire drangen in das Haus und versicherten den General: sie würden eher ihr Leben lassen, als zugeben, daß ihm ein Leid zugefügt werde.

Hierauf sandte der versammelte Bürgerrath eines seiner Mitglieder zu dem Hrn. de Malseigne, um denselben zu bitten, daß er sich, unter einer starken Begleitung, nach dem Rathhause begeben möge. Der General war eben bei Tische, als diese Botschaft ankam. Er willigte sogleich ein mitzugehen. Er gieng die Treppe herunter, begleitet von sechzig Offiziren der Garnison, von einem starken Detaschement der Bür-

germiliz und der Garnison. In dieser Begleitung begab er sich, durch einen grossen Theil der Stadt, nach dem Rathhause, mitten durch den zusammengelaufenen Pöbel, welcher ohne Aufhören rief: „An die Laterne! „An die Laterne!“ aber es doch nicht wagte, sich an ihm „zu vergreifen.

Als der General auf dem Rathhause ankam, erzählte derselbe dem Bürgerrathe alles was ihm geschehen war. Dann verlangte er, daß drei Schweizersoldaten, welche ihn nicht verlassen hatten, hereingerufen werden möchten; um, für oder gegen ihn, Zeugniß abzulegen. Die Soldaten kamen, und der General erzählte, noch einmal, in ihrer Gegenwart, was er vorher schon erzählt hatte, und forderte die Soldaten auf: zu zeugen, ob er die Wahrheit gesagt habe? Die drei Schweizer bezeugten einstimmig: „Was der „General erzählt habe, sey die Wahrheit; er habe sich „wie ein braver Offizir betragen; seine dem Regiment „gemachten Vorschläge seyen gerecht und billig gewesen; „sie wären entschlossen, den General mit Gefahr ihres „Lebens zu vertheidigen; und sie forderten hiemit die „Soldaten der übrigen Regimenter der Garnison auf: „sie möchten nicht zugeben, daß sich die Schweizer an „dem Generale vergriffen, und Ausschweifungen beginnen, welche der ganzen Schweizerischen Nation zur „Schande gereichen würden.“ Der Bürgerrath lobte diese braven Schweizersoldaten. Die Soldaten der beiden Regimenter du Roi nnd Mestre de Camp, welche in dem Saale gegenwärtig waren, bezeugten lebhaft ihren Unwillen über das Betragen des Schweizerregiments. Hr. de Noue kam nach dem Rathhause, um die Gefahr, in welcher der General sich befand, mit demselben zu theilen.

Bald nachher kam eine Gesandtschaft der Schweizer an, welche verlangten, der General solle sogleich mit ihnen nach der Kaserne kommen. Hr. de Noue hielt eine Anrede an diese Abgesandten. Er stellte ihnen vor: die Soldaten seyen bestimmt die öffentliche Ruhe zu erhalten; dessen ungeachtet hätten sie sich unterstanden, mit Gewalt in sein Haus einzudringen, und sich des größten aller Verbrechen schuldig zu machen, indem sie in die Wohnung eines Staatsbürgers, und in die Wohnung ihres Generals eingedrungen seyen. Hr. de Malseigne sagte zu diesen Abgesandten: „Ich werde nicht mit Euch ge„hen; sondern ich erwarte Euch hier, morgen Vormittag: „und dann hoffe ich Euch gelassener zu finden als heute."

Der General gieng zurück nach seinem Hause. Er erhielt die Nacht über eine starke Wache. Ehe er sich zu Bette legte, sagte er zu der Wache: „Freunde, wenn „es in der Nacht Lärm giebt, so weckt mich auf: und „dann sollt Ihr erfahren, was für einen Kameraden „Ihr an mir habt."

Am folgenden Tage, am 26 August, kam der General, um acht Uhr des Morgens, nach dem Rathhause. Daselbst versammelten sich ebenfalls alle Offizire des Schweizerregiments. Gegen zehn Uhr erschien eine Gesandtschaft der Schweizersoldaten. Man fragte: was sie verlangten? Sie antworteten: sie wollten, daß der General heute noch, und ohne Aufschub, ihnen Gerechtigkeit verschaffe, und sie wollten sogleich Geld haben. Hierauf antwortete Hr. de Malseigne: „Ehre und „Pflicht fordern von mir, daß ich den Soldaten Gerechtig„keit verschaffe, aber niemals werde ich mir von denselben „Etwas vorschreiben lassen. Wenn ich jetzt einige Punkte „noch nicht entscheide, so geschieht dieses darum, weil ich „es nicht thun kann, ohne vorher den König darüber be-

„fragt zuhaben. In acht Tagen werden die Befehle des „Königs hier seyn; solange habt Geduld.“ Hierauf erklärte der General, daß er, zufolge der erhaltenen Vollmacht, hiemit befehle, daß die Schweizer, am folgenden Tage, Nancy verlassen, und nach Sarlouis ziehen sollten. Die Abgesandten der Schweizer erklärten: sie würden diesem Befehle nicht gehorchen, und Nancy nicht eher verlassen, als bis sie die verlangte Geldsumme erhalten hätten.

Am 27 August kamen, auf Befehl des Hrn. la Fayette, und des Generals Bouille sehr viele Bürgersoldaten aus der Nachbarschaft zu Nancy an. Gegen den Abend dieses Tages zählte man schon über 2000 Mann. An eben diesem Tage vereinigten sich die beiden andern Regimenter der Garnison mit den Schweizern, und alle drei Regimenter machten nur Eines aus. Die Soldaten giengen mit den fremden Bürgersoldaten in der Stadt herum; sie suchten die Freundschaft derselben; sie tranken mit ihnen; sie behaupteten, ihre Offizier seyen ihnen große Summen schuldig; ihre Forderungen seyen sehr gerecht; und sie könnten nicht glauben, daß ihre Waffenbrüder, welche mit ihnen am 14 Julius zu Paris einerlei Eid geschworen hätten, gekommen seyn sollten, um zu verhindern, daß man ihnen Gerechtigkeit verschaffe. „Ihr seht selbst“ sagten die Soldaten, „daß die Garnison ruhig ist; aber wir „haben hier einen Verräther, der, unter dem Vorwande „die Befehle der Nationalversammlung auszuführen, „gemeinschaftlich mit Hrn. Bouille, Anstalten zu einer „Gegenrevolution macht. Diese beiden Generale stellen sich, als wenn sie hier sehr viele Truppen nöthig „hätten, und sie bedienen sich dieser Gelegenheit, um

„die Truppen von den Grenzen wegzuziehen, und auf diese Weise einer fremden Armee den Einzug zu erleich„tern. Wir wissen, daß dieses ihr Plan ist, und bald „genug werdet ihr hievon eben so überzeugt seyn, als „wir es schon sind.“ Durch diese und durch ähnliche Mittel, wurden die Bürgersoldaten überredet, und ein großer Theil von ihnen machte mit den aufrührischen Soldaten gemeinschaftliche Sache. Der Bürgerrath war in großer Bestürzung, als er erfuhr, daß die Bürgermiliz, welche gekommen war um die Ruhe herzustellen, geneigt schien die Forderungen der Aufrührer zu unterstützen. Die fremden Bürgersoldaten, 2000 an der Zahl, giengen sogar mit den Soldaten durch die Straßen, Arm in Arm, und wiegelten dieselben noch mehr auf, indem sie dieselben versicherten, daß sie ihnen Beistand leisten würden. Die Schweizer weigerten sich durchaus abzureisen, und bestanden darauf, daß sie sogleich Geld haben wollten.

Am 28 August gieng Hr. de Malseigne abermals nach dem Rathhause. Er ließ ein gedrucktes Blatt unter die Soldaten austheilen, um dieselben zu vermahnen, daß sie ruhig seyn, und sich dem Gesetze unterwerfen möchten. Aber dieses Blatt that keine Wirkung. Gegen Mittag versammelten sich die Soldaten, in großer Menge, vor dem Rathhause, mit lautem Geschrei, und mit der Drohung, daß sie den General und die Mitglieder des Bürgerraths ermorden wollten. Der General fürchtete sich so wenig vor diesen Drohungen, daß er sich auf den Balkon stellte und sich dem Volke zeigte.

Um ein Uhr Nachmittags verließ er, mit seiner gewöhnlichen Wache, das Rathhaus, und begab sich nach seinem Hotel. Die Soldaten folgten ihm nach, mit schreck-

lichen Verwünschungen. Endlich entstand plötzlich ein großes Geschrei: „ins Gewehr! ins Gewehr!“ und alle Soldaten liefen nach ihren Kasernen. Hierauf kamen einige wohlgesinnte Bürger zu dem General, und sagten ihm: sein Leben sey in der größten Gefahr, und ihm bliebe kein anderes Mitel übrig, als die Stadt Nancy zu verlassen. Er weigerte sich; aber man drang in ihn, und man stellte ihm vor, das Beste der Stadt erfordere seine Abreise. Endlich entschloß er sich, diesem Rathe zu folgen. Er befahl, daß man sein Pferd satteln möchte. Er nahm einen seiner Freunde, einen Offizir der Karabiniers, mit sich, ritt langsam durch die Stadt, und aus dem Thore. Sobald er aber eine Viertelstunde weit außer der Stadt war, gab er seinem Pferde die Sporen, und ritt, in vollem Galoppe, nach Lüneville, einer kleinen Stadt, sieben Stunden von Nancy. Seine Absicht war: sich an die Spitze des Regiments der Karabiniers zu stellen, welches zu Lüneville in Garnison lag, nnd welches er vormals kommandirt hatte. Dort wollte er sich so lange aufhalten, bis er eine hinlängliche Anzahl von Truppen würde erhalten haben, um die Befehle der Nationalversammlung in Ausübung bringen zu können. Die Karabiniers, welche ihn außerordentlich liebten, nahmen ihn mit großer Freude auf.

Eine Viertelstunde nach seiner Abreise erfuhr man zu Nancy, daß er sich entfernt hatte. Die Soldaten beschlossen, ihm sogleich nachzusetzen. Die Dragoner setzten sich zu Pferde, und galoppirten hinter ihm her. Ihrer waren ungefähr sechzig an der Zahl. Die Bürger erschraken sehr, als sie diese Kerle, deren Absicht sie nicht kannten, im gestreckten Galopp, und mit dem Säbel in der Hand, durch die Straßen reiten sahen.

Die Soldaten des Regiments du Roi waren untröstlich darüber, daß ihnen der General entwischt war. Sie verlangten ein anderes Schlachtopfer ihrer Rache, und dieß sollte der Kommendant der Stadt, Hr. de Noue, seyn. Er war eben bei Tische, als sie vor seinem Hause ankamen. Sie rissen ihn vom Tische weg, und führten ihn, durch den in ungeheurer Menge versammelten Pöbel. Er wurde durch die Straßen geschleppt, beschimpft, mit Fäusten geschlagen, gezwickt, und fortgestoßen. Auf dem Wege begegneten ihm einige Offizire, und diese faßten den Entschluß ihn zu befreien. Sie zogen den Degen und fielen auf den Haufen zu, ohne jedoch irgend jemand zu verletzen. Die Dragoner, welche zu Pferde waren, setzten sich den Offizieren entgegen, verwundeten dieselben zum Theil, und nahmen sie gefangen. Hrn. de Noue schleppten sie weiter, und stießen ihn mit Rippenstößen und mit Fußtritten fort. Die Soldaten brachten ihn nach ihrer Kaserne, und warfen ihn in den Kerker. Hier sagten sie ihm: sie würden sich nun berathschlagen, auf welche Art sie ihn umbringen wollten. Indessen könne er, wenn er hungrig sey, Kommißbrodt essen, und wenn er durstig sey, seinen eigenen Urin trinken a). Darauf schlugen sie die Thüre des Kerkers zu. Dann wurde in der Stadt Lärm

---

a) Les soldats le deshabillèrent, lui mirent une casaque de toile de prisonnier, et un bonnet de police sur la tête, puis le firent entrer dans un cachot souterrein, l'asyle des malfaiteurs. En fermant la porte sur lui, ils eurent la cruauté de lui dire: qu'en attendant qu'on décidat du genre de sa mort, s'il avoit faim, il pouvoit manger du pain de munition, et boire son urine, s'il avoit soif. *Léonard* p. 83.

geschlagen; mehr als 4000 Bürgersoldaten versammelten sich auf dem Paradeplatz; und der Pöbel sprengte die Thüre des Zeughauses ein, und bemächtigte sich des größten Theils der in demselben befindlichen Waffen.

Die Bürgersoldaten, nebst den Soldaten der Garnison, waren versammelt, und die Dragoner waren zu Pferde. Di, Soldaten erwarteten mit Ungeduld die Rückkehr des Hrn. de Malseigne, von welchem sie glaubten, daß ihn die Dragoner zurückbringen würden. Indessen begaben sie sich nach dem Hause, worin sich die verwundeten Offizire befanden, welche den Hrn. de Noue zu befreien versucht hatten. Einen derselben, Hrn. de St. Sauveur, der in seinem Blute schwamm, und den man zu Bette gebracht hatte, rissen sie aus dem Bette heraus, warfen ihn ganz nackt in einen Miethwagen, führten ihn nach ihrer Kaserne, und schleppten ihn dort in das Gefängniß. Mit einem andern, Hrn. de Bailly, verfuhren sie eben so. Und der bewaffnete Pöbel folgte nach, mit Jauchzen und Jubelgeschrei.

Herr Iselin, ein ehrwürdiger Greis, und Hauptmann des Regiments Chateauvieux, mochte nicht länger ein Zeuge dieser Unordnungen seyn. Er zog daher die Uniform eines Bürgersoldaten an, und wollte Nancy verlassen. Die Schweizer erkannten ihn, seiner Verkleidung ungeachtet, und bemächtigten sich seiner. Sie mißhandelten ihn auf die schändlichste Weise, und der herbeigelaufene Pöbel, sowohl als einige Bürgersoldaten, nahmen an diesen Grausamkeiten Theil. Man riß ihm seinen Rock ab, man zog ihm die Perüke von dem Kopfe, und schon wurden Anstalten gemacht ihn umzubringen, als ein Kapitain der Bürgermiliz, Hr. Hoener,

sich, durch den Haufen seiner Mörder, bis zu dem Unglücklichen hindrängte und ausrief: „Nichtswürdige! „was habt Ihr vor! wollt ihr Euch mit dem Blute eines Greises beflecken! Ihr Barbaren! Diese Anrede brachte die Mörder einige Augenblicke zu sich selbst. Aber einer unter ihnen, Namens Careme, griff dennoch zu, und warf einen Strick um den Hals des Herrn Iselin. In demselben Augenblicke ergriff Hr. Hoener den Kerl beim Kragen und sagte: „Ich bringe dich sogleich „um, wenn du dich unterstehest, diesem braven Manne „ein Leid anzuthun. Du sollst mir für sein Leben mit dem deinigen stehen." Der Kerl erschrak, ließ den Strick los, und versprach, daß er selbst den Hrn. Iselin unter seinen Schutz nehmen wolle. Nun führten die Mörder Hrn. Iselin durch die Straßen der Stadt, und überhäuften ihn mit Stößen und Schlägen. Der Zug kam über den Paradeplatz, auf welchem die Bürgermiliz von Nancy versammelt war. Hr. Pointkarre, der Kommendant dieser Miliz, führte einige Kompagnien gerade auf die Mörder los. Gewalt durfte er nicht anwenden: aber er bat, daß man den Hrn. Iselin nach dem Rathhause führen möge. Dieses geschah. Kaum war er in den Saal gebracht, als schon die, in Menge vor dem Rathhause versammelten Schweizer, mit fürchterlichem Geschrei verlangten, daß ihnen der unglückliche Greis ausgeliefert werde. „Her mit ihm!" so riefen sie „Her mit ihm! wir wollen ihn in unserer Kaserne „sein Recht anthun!" Der Pöbel stimmte mit ein in dieses Mordgeschrei. Da trat ein Bürgersoldat, Namens Rambunoy hervor, und sprach zu den Soldaten: „Meine Herren, Hr. Iselin gehört nicht mehr „seinem Regimente. Man hat ihn in der Kleidung ei-

„nes Bürgersoldaten gefangen genommen, und darum „muß er hier bleiben, und in das Stadtgefängniß ge„bracht werden.“ Diese Anrede that gute Wirkung, und Hr. Iselin wurde in das Gefängniß geführt, wo er ganz sicher war.

Um sechs Uhr Abends kam die Nachricht: die vierzig Dragoner, welche dem Herrn de Malseigne nachgesetzt hatten, seyen alle von den Karabiniers niedergehauen worden. Diese Nachricht brachte die Soldaten der Garnison in Wuth, und sie entschlossen sich, nach Lüneville zu ziehen. Alle riefen, mit Einer Stimme: „Geschwind, geschwind nach Lüneville, unsern Brüdern „zu Hülfe, die man ermordet!“ Die Dragoner setzten sich zu Pferde, und die Offizire ebenfalls: die Letztern in der guten Absicht, der Wuth der Soldaten wo möglich Einhalt zu thun. Bald saß das ganze Regiment zu Pferde und zog weg, im stärksten Galopp. Die Bürger schlossen erschrocken die Thüren ihrer Häuser und ihre Läden zu, und erwarteten, in größter Angst, das Ende des Bürgerkrieges, der jetzt seinen Anfang zu nehmen schien. Das Regiment du Roi und die Schweizer folgten den Dragonern nach, und mit ihnen vereinigten sich 500 Mann Bürgersoldaten von Lüneville, welche sich dieser Gelegenheit bedienten, um nach Hause zurück zu kehren. Eine Stunde vor Nancy machte die Kavallerie Halte, sie erwartete die Infanterie, und zog alsdann im Schritte weiter. Die Infanterie marschirte voraus, und die Kavallerie folgte nach. Die Offizire waren müßige Zuschauer; die Grenadiere, welche sich an der Spitze der Armee befanden, übernahmen das Kommando, und alle Befehle kamen von ihnen her.

Auf der Hälfte des Weges, zu Dombasle, erfuhr man das Schicksal der Dragoner, welche Hrn. de Malseigne verfolgt hatten. Die ersten waren beinahe zu gleicher Zeit mit ihm angekommen. Hr. de Malseigne sah sie hinter ihm her galoppiren. Er rief daher, als er in Lüneville herein ritt: zu Pferde! zu Pferde! Die Karabiniers setzten sich zu Pferde, und ein Eskadron ritt den Dragonern entgegen. Sie griffen die Dragoner an, hieben sie nieder, schossen sie nieder, oder machten sie zu Gefangenen. Die Karabiniers blieben die ganze Nacht über zu Pferde.

Nachdem die Armee diese Nachricht erfahren hatte, machte sie Halte. Man sagte: die Karabiniers kämen ihnen entgegen, und da es sehr finster war, so hielten die Grenadiers eine Hecke für ein Eskadron Karabiniers. Sie schossen darauf, so lange bis sie ihren Irrthum einsahen. Anderthalb Stunden vor Lüneville lagerte sich die Armee, mit dem Entschlusse, die Nacht da zuzubringen. Die Armee stellte sich in Schlachtordnung, auf eine doppelte Linie. Hinter der Infanterie war die Kavallerie, um die Infanterie zu unterstützen. Die Bürgersoldaten waren alle in der zweiten Linie, und hatten die Kavallerie zur Linken. Während der ganzen Nacht stiessen die Soldaten, ohne Aufhören, die schrecklichsten Verwünschungen und Drohungen gegen die Offizire aus.

Bei Anbruch des Tages setzte die Armee ihren Marsch fort. Die Bürgermiliz war schon früher weggezogen, und hatte sich in die Stadt nach ihren Häusern begeben. Eine Viertelstunde weit von der Stadt kam der Bürgerrath von Lüneville, in voller zeremonieller Kleidung, der Armee der Rebellen entgegen, und schlug Bedingungen zum Frieden vor. Die Soldaten wählten aus jeder

Kompagnie einen Mann. Diese Leute ließen sie voran marschiren, um mit dem Bürgerrath zu unterhandeln. Der Maire von Lüneville hielt an die Abgesandten der Armee folgende Anrede: „Meine Herren! Wir sind „Euch entgegen gekommen, um Euch zu bitten, daß „Ihr das Blut Eurer Brüder schonen, und daß Ihr „suchen möget, die erste Aufwallung der Rachsucht zu „unterdrücken, welche die Nachricht von der Nie„derlage Eurer Kameraden in Euch erweckt haben „muß. Aber diese haben zuerst angefallen. Und wie „könntet Ihr den Karabiniers ein Verbrechen daraus „machen, daß sie ihren General vertheidigten, dessen „Leben in Gefahr war? Die Karabiniers bitten sogar „um Verzeihung; sie bitten, daß Alles, was vorgefal„len ist, vergessen werde. Sie wollen Euch Eure ge„fangenen Kameraden zurück geben; denn man hat die„selben nur um ihrer eigenen Sicherheit willen in das „Gefängniß gebracht. Die Karabiniers verlangen sich „mit Euch auszusöhnen. Sie reichen Euch die Arme, „reicht Ihnen die Eurigen, und möge dieser schöne „Tag ein Tag der Freude und der Versöhnung seyn. „Wenn das Blut Eurer Kameraden um Rache schreit, „so erwartet diese Rache von dem Gesetze. Dieses muß „entscheiden, und wir alle müssen uns demselben unter„werfen. Wenn Ihr selbst ein wenig ruhiger seyd, so „werdet Ihr erst einsehen, daß Ihr gefehlt habt, „und dann werden Euch die Schritte gereuen, die „Ihr jetzt thut. Wollt Ihr diese Stadt zu Grunde „richten? Nein! Ihr seid keine Unmenschen. Ihr ver„langt nicht, Eure Brüder unglücklich zu machen! „Beweist uns, daß Ihr unsere Brüder seid, und dann „könnt Ihr ewig auf unseren Dank rechnen.“ Diese

Rede machte Eindruck auf die Abgesandten der Soldaten; aber Einer von den Dragonern gab alsobald zur Antwort: „Nicht durch schöne Worte wird das Blut unserer Brüder gerächt. Blut wollen wir; Blut müssen „wir haben! Ja! Blut! Anders können wir uns nicht „versöhnen, als durch Blut!" Hierauf kehrte sich dieser Kerl zu seinen Kameraden, und sagte: „Fort! Fort! „Hören wir Niemand!"

Die Armee rückte in Lüneville ein. Das Regiment du Roi und das Regiment Chateauvieux stellten sich auf dem Schloßplatze in Schlachtordnung, und die Kavallerie besetzte alle Straßen. Die Karabiniers waren auf dem Märzfelde, zu Pferde, mit dem General Hrn. de Malseigne, an ihrer Spitze. Die Armee befreite sogleich die 27 gefangenen Dragoner. Dann schickte dieselbe eine unbewaffnete Gesandschaft nach dem Märzfelde, an die Karabiniers, und die Karabiniers schickten Gesandte, welche mit diesen unterhandeln sollten. Der General sandte einen seiner Adjutanten, um zu erfahren, wie weit die Unterhandlungen gediehen wären. Indem dieser Adjutant vor der Fronte der Armee vorbeiritt, erkannte ihn ein Dragoner für einen von denen, die ihn am vorigen Abende gefangen genommen hatten. Er tritt aus dem Gliede, und schoß den Adjutanten auf der Stelle todt. Die Armee, die sich nunmehr fürchtete, von den Karabiniers angegriffen zu werden, welche anzugreifen sie selbst nicht wagte, zog aus der Stadt, formirte das Bataillon karré, und erwartete, was die Karabiniers thun würden. Der General ließ der Armee sagen: „Er sey gesonnen nach Nancy zu kommen, unter der Bedingung, daß er drei Stunden vor der Ar„mee abreise, mit einer seiner Würde angemessenen Es-

„forte, und daß er von der Armee das Versprechen er„halte, daß sie ihm nicht nach dem Leben trachten, und „ihn zu Nancy auf eine Weise behandeln wolle, welche „der Stelle, die er bekleide, angemessen sey.“

Die Armée nahm, mit großer Freude, einstimmig diesen Vorschlag an. Hierauf begab sich der General nach dem Rathhause, und ließ sich, von den Abgesandten der Armee, das Versprechen wiederholen.

Indessen gereute die Soldaten das Versprechen, welches sie dem General gethan hatten. Sie stießen gegen ihn die größten Verwünschungen aus, und verlangten in die Stadt zurückzukehren, um die Karabiniers auf dem Märzfelde, auf welchem dieselben verschanzt waren, anzugreifen. Andere behaupteten: der General suche nur Zeit zu gewinnen, und sie wüßten, daß ein Regiment Husaren, und ein Regiment Schweizer, zu seiner Hülfe, im Anmarsche begriffen sey; alle Offizire seyen Verräther, und man müßte sie ohne Verzug umbringen. Ein panisches Schrecken verbreitete sich über die ganze Armee, und die Soldaten verlangten nach Nancy zurückzukehren. Die Schweizer allein bestanden darauf, daß man die Karabiniers angreifen müsse. Endlich wurde der Beschluß gefaßt, nach Nancy zurück zu marschiren, aber vorher alle Offizire zu ermorden. Doch führten sie diesen Vorschlag nicht aus, sondern begnügten sich mit Drohungen und Verwünschungen.

Sobald der Beschluß nach Nancy zu ziehen gefaßt war, verließen sehr viele Soldaten die Armee, und liefen nach Lüneville, in der Absicht sich in den Häusern zu verstecken, und auf den General zu schießen, sobald derselbe sich zeigen würde.

Nun zog die Armee ab. Die Kavallerie voraus, und die Infanterie hinter ihr her. Die Nachricht von der Abreise der Armee war dem General sehr unerwartet. Dreißig Karabiniers zogen vor dem Rathhause auf, um den General zu eskortiren. Er kam herunter und wollte zu Pferde steigen. Da hielten ihn zwei Karabiniers an, und einer von ihnen sagte: „Herr General, Sie sind verloren. Man will Sie gefangen „nehmen. Sie glauben unter braven Soldaten zu seyn; „aber Sie irren Sich. Man will Sie ausliefern. Es „haben sich viele Soldaten von Nancy in den Häusern versteckt, und diese werden auf Sie schießen. „Wir aber, wir sind entschlossen, mit Ihnen, oder für „Sie, zu sterben.“ Der General dankte, und befahl seiner Eskorte: die Augen beständig auf ihn zu richten, und ihm nachzufolgen. Er stieg zu Pferde, vor dem Rathhause, und ritt, an der Spitze seines Detaschements, nach Nancy zu. Als er nach dem Platze kam, auf welchem die Arrieregarde der rebellischen Armee postirt war, gab er, sobald er diese Truppen erblickte, seinem Pferde die Sporen, machte links um, und ritt durch eine andere Straße. Die Arrieregarde der Armee verfolgte ihn und schoß die beiden Karabiniers, welche neben ihm ritten, todt. Außerdem wurden noch acht andere Karabiniers getödtet, und funfzehn verwundet. Der General selbst erhielt eine leichte Wunde in der Seite. Er sprengte mit seinem Pferde in den Fluß, die Karabiniers, welche ihn eskortirten, folgten nach, und schwimmend erreichten sie das andere Ufer. Nun ritt der General nach dem Märzfelde zu, stellte sich an die Spitze des Regiments der Karabiniers, und wurde von ihnen mit einem

lauten Freudengeschrei empfangen. Er erzählte was geschehen war, und gab einem Eskadron Befehl über die Arrieregarde der Armee herzufallen und Gefangene zu machen soviel sie könnten. Diesen Befehl führten die Karabiniers mit der größten Freude aus. Sie fielen wie wüthend über die Rebellen her, hieben einen Theil derselben nieder, und machten die übrigen zu Gefangenen. Zwei Dragoner nahmen die Flucht, und brachten der Armee die Nachricht: die Arrieregarde sey niedergehauen worden, und die Karabiniers, mit denen sich ein Regiment Husaren vereinigt habe, kämen hinter ihnen her. Furcht und Schrecken verbreiteten sich über die ganze Armee. Die Soldaten liefen alle auseinander; einer hier hin, der andere dort hin. Die Dragoner flohen davon, im gestreckten Galopp. Die Infanterie versteckte sich in den Weinbergen, und in den Feldern hinter den Hecken; und ein Theil derselben lief, mit dem sprechendsten Ausdruck des Schreckens und der Verzweiflung, auf der Chaussee nach Nancy zu. Endlich erfuhren die Soldaten, daß dieses ein falscher Schrecken gewesen war. Die Dragoner brachten die ungegründete Nachricht, von einer die Rebellen verfolgenden Armee, bis nach Nancy. Alle Einwohner der Stadt waren in der größten Furcht. Sie sahen im Voraus, was für ein trauriges Schicksal ihnen bevorstehe: denn sie mochten nun für oder gegen die Garnison streiten, so waren sie, auf jeden Fall, in Gefahr geplündert und ermordet zu werden. Doch hielten sie es für das Beste, sich zu stellen, als wollten sie sich mit der Garnison vereinigen. Der Pöbel lief wüthend zum zweitenmal nach dem Zeughause, und nahm daselbst die noch übrigen Waffen weg. Alles bewaffnete sich, und

sogar Weiber und Kinder liefen, mit Säbeln und mit geladenen Pistolen in der Hand, durch die Straßen von Nancy.

Hierauf zog die Bürgermiliz aus der Stadt der ankommenden Armee entgegen. Es waren zwei tausend Mann Bürgersoldaten, und sie führten vier kleine Kanonen mit sich. Eine Stunde vor Nancy trafen sie die Armee der Rebellen an. Herr Pointcarre, der Kommendant der Bürgermiliz, stellte seine Truppen auf der Chaussee in Schlachtordnung, und redete den Offizir, welcher die Rebellen anführte, folgendermaaßen an: „Wir sind Ihnen nur entgegen gekommen, meine „Herren, um als Vermittler zu dienen, und wir dürfen „hoffen, alles Blutvergießen zu verhindern." Die Armee der Rebellen zog zwischen der, in Schlachtordnung stehenden, Bürgermiliz durch, und in die Stadt Nancy ein. Von dem Pöbel wurden die Rebellen mit wildem Jauchzen und Jubeln empfangen. Die Dragoner kündigten an: sie hätten den Hrn. von Malseigne umgebracht; und da entstand unter dem Volke ein abermaliges Jubelgeschrei. Sehr viele Soldaten gaben vor, daß sie selbst den General umgebracht hätten. Einer rief aus: „Ja! er ist gewiß todt; denn ich habe ihn „mit meinem Säbel vom Pferde gehauen!" Ein Anderer sagte: „und ich habe ihn, mit einem Pistolen„schusse, von dem Pferde herunter geschossen." Der bewaffnete Pöbel vermischte sich mit den Bürgersoldaten, und stellte sich mit ihnen in Reihen und Glieder. Die Rebellen begaben sich in ihre Kasernen, um von dem Zuge auszuruhen.

Hr. de Malseigne war zu Lüneville geblieben. Und am folgenden Tage erfuhr er, daß die Lage der Sache,

in Rücksicht auf ihn, sehr verändert sey. Die Rebellen, welche zu Lüneville zurückgeblieben waren, hatten, während der Nacht, den größten Theil der Bürger auf ihre Seite gezogen. Das Gerücht war allgemein: Hr. de Malseigne sey ein Verräther; er sey ohne alle Vollmacht nach Nancy gekommen; und er habe die Absicht eine Gegenrevolution anzufangen. Hiedurch wurden die Einwohner von Lüneville gegen ihn aufgebracht, und drohten, ihn zu ermorden. Während der Nacht waren auch die Karabiniers durch die Bürger aufgewiegelt worden. Unter dem Vorwande Lebensmittel in das Lager zu bringen, kamen die Bürger nach dem Märzfelde, wo die Karabiniers standen. Sie stellten denselben vor: der General sey ein Verräther; man habe schriftliche Beweise davon; er sey nach Nancy gekommen um eine Gegenrevolution anzufangen; er habe keine Vollmacht; er habe die Karabiniers, für eine Million Livres, an den König von Ungarn verkauft; und 40,000 Oestreicher seyen im Anmarsche, um ihm in der Ausführung seiner Plane beizustehen. Sie sagten ferner, zu den Karabiniers: das Glück von ganz Frankreich befinde sich in ihren Händen; sie könnten keinen größern Beweis ihres Patriotismus geben, als wenn sie den General gefangen nehmen, und denselben dem Bürgerrathe zu Lüneville überliefern wollten. Auch behaupteten viele: sie hätten mit ihren eigenen Augen gesehen, daß der General die beiden Karabiniers neben ihm, durch zwei Pistolenschüsse, umgebracht habe. Diese Reden machten Eindruck auf die Karabiniers, und sie entschlossen sich: den General, welchen sie noch kurz vorher mit Gefahr ihres eigenen Lebens würden vertheidigt haben, gefangen zu nehmen, und dem Bür-

gerrathe auszuliefern. Der General hatte sich indessen auf ein paar Stunden im Schlosse niedergelegt. Die Karabiniers riefen: „zu Pferde! zu Pferde!" Der General glaubte der Feind sey da, er sprang auf von seinem Lager, und kam aus dem Schlosse, um seine Leute zum Streite anzuführen. Zwei Eskadrons formirten sogleich einen Kreis um ihn, und nahmen ihn gefangen. Er stieg vom Pferde, und behielt keine anderen Waffen als seinen Degen. Man überhäufte ihn mit Schimpfwörtern und führte ihn nach dem Rathhause. Einer der Soldaten warf ihm mit Bitterkeit vor: daß er die Karabiniers für eine Million Livres verkauft habe, und setzte hinzu: er müsse ein großer Bösewicht seyn, da er sich habe unterstehen dürfen so Etwas zu thun. Hr. de Malseigne antwortete, standhaft und unerschrocken: „Euch verkauft! um eine „Million! dieß hieße solche H . . . . . r verfl . . . . theuer „verkaufen!" a) Der General wurde gefangen nach dem Rathhause gebracht. Die Offizire gaben sich Mühe die Soldaten von ihrem Irrthum zurückzubringen: aber alle Bemühungen waren vergeblich. Bürger und Soldaten drängten sich herbei, um den General zu beschimpfen, und ihn mit den ungerechtesten Vorwürfen zu überhäufen. Er ertrug Alles mit der größten Gelassenheit. Als aber sogar der Kommendant der Bürgermiliz zu Lüneville, ein Ludwigsritter, und vormals ein Obrist unter der Kavallerie, ihm auch vorwarf: daß er die Karabiniers für eine Million verkauft habe; da

---

a) M. de Malseigne répondit, avec cette fermeté & ce courage qu'on lui connoit: *Vous! un million! Ce ferait payer b . . . t cher de grands jean f . . . . s!* Léonard. p. 105.

schien er zum erstenmal niedergeschlagen und unwillig zu werden. Der Bürgerrath verlangte seine Vollmacht zu sehen: aber zum Unglück hatte Hr. de Malseigne dieselbe in Nancy zurückgelassen, und konnte sie folglich nicht vorzeigen. Hiedurch wurde er verdächtig; und der Bürgerrath gab Befehl, den General nach Nancy zu führen. Des Morgens um acht Uhr wurde er in einen mit vier Pferden angespannten Wagen geworfen und nach Nancy geführt. Dieses geschah am 30. August.

Durch ein Detaschement Karabiniers, welches vor dem Wagen herritt, wurde die Nachricht von seiner Ankunft bald in Nancy verbreitet, und, trunken vor Freude, lief der Pöbel, vereinigt mit den Soldaten, in der Stadt herum. Man berathschlagte sich, auf welche Weise der General umgebracht werden sollte. Einige wollten, man solle ihn aufhängen; andere verlangten, daß er gerädert; noch andere, daß er geviertheilt werden solle. Die Bürgermiliz trat in das Gewehr, und formirte eine doppelte Reihe, von dem Thore bis zu dem Rathhause. Der Platz vor dem Rathhause war mit der Bürgermiliz besetzt, und ein unzähliger Pöbel füllte das Innere dieses Platzes an. Die Thüren der Häuser, und alle Buden und Kramläden wurden zugeschlossen, und ganz Nancy begab sich nach der Gegend, wo der unglückliche General seinen Einzug halten, und dem wüthenden Pöbel zum Spotte dienen sollte. Um drei Uhr Nachmittags wurde angekündigt: der General befinde sich vor dem Thore. Hier befahl der Kommendant der Karabiniers, daß, von den beiden Regimentern, welche den General begleiteten, aus jeder Kompagnie sechs Mann vorreiten, und demselben zur

Eskorte dienen sollten. Den übrigen gab er den Befehl, sogleich nach Lüneville zurückzukehren; und diesem Befehle wurde pünktlich Gehorsam geleistet.

Der größte Theil der Garnison zog dem ankommenden Generale entgegen, in der Absicht, in seinem Unglück über ihn zu spotten. Sobald sie ihn antrafen kehrten sie um, und die Musik der Regimenter, welche vor ihm her zog, spielte das Lied:

On va lui percer le flanc,
Ah! que nous allons rire! u. s. w.

Als sie auf dem Platze vor dem Rathhause ankamen, spielten die Musikanten das bekannte Liedchen:

Marlbroug s'en va t' en guerre,
Ne sait s'il reviendra.

und der Pöbel sang mit dieser Musik. Man drängte sich zu dem Wagen, in welchem der General sich befand; man überhäufte ihn mit Schimpfwörtern und mit Drohungen. Er ertrug alles geduldig, und ohne zu klagen. Er band sein Schnupftuch um seinen Kopf, setzte seinen Hut darüber, hüllte sich in seinen Mantel ein, und saß ruhig und gelassen da. Vor dem Rathhause hielt der Wagen an, die Musik hörte auf zu spielen, und ein schreckliches, dumpf schallendes, und wiederholtes Geschrei: „an die Laterne!“ ließ sich von allen Seiten her zu gleicher Zeit hören. Sogar die Bürgermiliz stimmte in dasselbe mit ein. Man führte den General nicht auf das Rathhaus, wo der versammelte Bürgerrath ihn erwartete, sondern in die Kasernen des Regiments-du Roi, woselbst er aus seinem Wagen gerissen, und in einen finstern Kerker geworfen wurde, in welchen der Pöbel zuvor alle Unreinigkeiten der ganzen Stadt zusammengetragen hatte. Als Hr.

de Malseigne in den Kerker eintrat, sprach er: „Hier „riecht es sehr übel.“ Und diese wenigen Worte waren alles was er sagte. Die Thüre des Kerkers wurde zugeschlagen, und eine starke Wache vor dieselbe gesetzt.

Nun berathschlagten sich die Soldaten: auf welche Weise sie ihn umbringen wollten. Aber, auf die Vorstellung einiger Bürger, gaben sie zu, daß er nach dem Stadtgefängnisse geführt werde. Er wurde, von einer zahlreichen Wache begleitet, dahin gebracht. Als er vor dem Gefängnisse ankam, sagte er: „ich sterbe vor „Durst; gebt mir ein Glas Wein und ein Stück „Brodt.“ Beides erhielt er. Da tunkte er das Brodt in den Wein, aß es, und trank den Wein ruhig aus, ob ihn gleich die ihn umgebenden Soldaten alle Augenblicke zu ermorden drohten. Er schien auf ihre Reden ganz und gar nicht zu achten. Endlich trat ein Grenadier vor ihn, und sagte: „Du verfl.... H....t, „Du mußt wohl einen dicken Panzer tragen, denn ich „habe Dir wenigstens vier Flintenschüsse auf die Brust „geschossen.“ Hr. de Malseigne kehrte sich um, gegen diesen Kerl, riß seine Weste und sein Hemd auf, zeigte ihm seine bloße Brust, und sprach zu ihm: „Hier siehst „du den einzigen Panzer, welchen ein braver Mann „tragen darf; ich trage niemals einen andern. Hast „du viermal auf mich geschossen, so verstehst du das „Schießen nicht.“

Das Stadtgefängniß, in welches der General gebracht wurde, war abermals ein finsterer Kerker. Nicht einmal Stroh lag darin. In der Thüre befand sich eine große Oeffnung, mit eisernen Stäben verwahrt. Durch diese konnten die Soldaten alles sehen was der

General that. Er gieng hin und her. Die Wache steckte die Flinten, mit gespanntem Hahn, durch das Gitter, und schlug auf ihn an, um ihn sogleich nieder-zuschießen, wenn er etwa einen Versuch machen sollte sich selbst das Leben zu nehmen. Der Bürger Careme, dessen oben schon Erwähnung geschehen ist, streckte zwei geladene Pistolen durch das Gitter, und rief dem General, einmal über das andere, zu: „Hier habe ich „Etwas für Dich! Hier habe ich Etwas für Dich!“ Herr de Malseigne näherte sich dem Gitter, und sagte zu dem Kerl: „Schieß, wenn Du darfst! Aber dazu „hast Du nicht Muth genug! Ein Blick von mir macht „Dich zittern!“ Der General verlangte eine Matratze. Es wurde ihm eine gebracht, und er warf sich darauf, ganz ruhig und gelassen.

Indessen hatte der tapfere und unerschrockene, im höchsten Grad rechtschaffene, aber zuweilen auffahrende und unbesonnene General, de Bouille, zu Metz, von Allem was zu Nancy vorgieng Nachricht erhalten: und sogleich war derselbe bereit, mit eben dem Heldenmuthe gegen diese Rebellen zu Felde zu ziehen, mit welchem er, im vorigen Kriege, in Amerika gefochten hatte.

Am 29. August sandte Hr. de Bouille einen Kourier an den Kriegsminister nach Paris. Er stellte die traurige Lage der Sachen zu Nancy vor, und verlangte zwei Kommissarien, welche, gemeinschaftlich mit ihm, die Ruhe herstellen sollten. Allein wollte er es nicht über sich nehmen, weil man überall das Gerücht ausgestreut hatte, daß er seine Truppen nur darum zusammenziehe, um eine Gegenrevolution zu bewirken. Diesen Brief theilte der Kriegsminister der Nationalversammlung mit, und am 31. August berathschlagte

sich die Versammlung darüber. Hr. Emery verlangte, die Nationalversammlung solle beschließen: „daß sie „sich 1) der Weisheit des Königs, in Rücksicht auf „die von Sr. Majestät zu gebenden Befehle, damit die „Garnison von Nancy zu ihrer Pflicht wiederum zurück„kehre, gänzlich überlassen wolle. 2) Daß dieselbe „Alles billige, was Hr. de Bouille unternehmen möchte, „um die Beschlüsse des 6. und 16. Augusts in Ausübung „zu bringen. 3) Daß alle Personen, welche mit den „aufrührischen Truppen gemeinschaftliche Sache ma„chen möchten, als Rebellen behandelt werden sollten."

„Dieß heißt den bürgerlichen Krieg ankündigen!" rief Hr. Cottin.

„Ich aber stimme diesem Vorschlage bei" sagte der Herzog de la Rochefoucault.

Hr. Robespierre fand einen solchen Beschluß viel zu strenge. Er berief sich auf die Aussage der Bürgermiliz von Nancy, und verlangte, daß die Abgesandten derselben, welche zu Paris angekommen seyen, vor den Schranken der Versammlung, gehört werden sollten.

Diese Abgesandten erschienen. Sie entschuldigten die Garnison; sie behaupteten, die Ursache des Aufruhrs sey der allzugroßen Härte der Offizire, und dem allzustrengen Verfahren des Hrn. de Malseigne zuzuschreiben. Ein Theil der Versammlung klatschte dieser Ehrenrettung der Rebellen Beifall zu. Aber der größte Theil derselben hielt dafür: man könne der Erzählung der Abgesandten um so viel weniger Glauben beimessen, da bekannt sey, daß die Bürgermiliz zu Nancy sich selbst mit den Rebellen vereinigt habe. Die Herren Duquesnoy, Coster und de la Fayette sprachen für den Beschluß, und der Herr Biauzat, der Pfarrer

Gouttes, und Hr. Robespierre dagegen. Der Letztere sah in dem Aufruhr der Soldaten weiter nichts als einen Irrthum des Patriotismus, und die Armee des Hrn. de Bouille nannte er: eine Verbindung der Aristokraten und der besoldeten Despoten, um die patriotischen Soldaten zu ermorden. Man müsse erst Beweise haben, sagte er, daß die Soldaten wirklich gefehlt hätten. Man müsse die Offizire strafen, so gut wie die Soldaten; und die Versammlung müsse vier Abgesandte nach Nancy senden, um die Sache gehörig zu untersuchen.

Hr. Barnave hielt dafür: der Fall sey nicht so dringend, als derselbe vorgestellt werde. Er schlug vor: die Nationalversammlung solle nach Nancy eine Proklamation ergehen lassen, und in derselben erklären: sie würde alle Verbrecher strenge bestrafen; sie würde eine genaue Untersuchung über Alles anstellen; Diejenigen, die da Gerechtigkeit forderten, müßten, vor allen Dingen, zu ihrer Pflicht zurückkehren; es dürfe Niemand ein Leid zugefügt werden, und die Bürger, sowohl als die Soldaten, seyen unter dem Schutze des Gesetzes.

Dieser Vorschlag wurde von der Versammlung, durch Akklamation, angenommen: denn es war schon, am Abende vorher, in dem Jakobinerklubb beschlossen worden, daß gegen ihre Brüder zu Nancy keine andere als gelinde Maaßregeln sollten vorgeschlagen werden.

Hierauf las Hr. Barnave eine von ihm aufgesetzte Proklamation vor. Man fand dieselbe schwülstig, deklamatorisch, und unfähig irgend einen Eindruck zu machen. Die Rebellen wurden gebeten zu ihrer Pflicht zurückzukehren: aber man befahl ihnen nicht, daß sie

es thun sollten; der Bestrafung wurde kaum Erwähnung gethan.

Hr. Roederer las eine andere Proklamation, welche kürzer und kräftiger war, als die des Hrn. Barnave. Sie erhielt den Beifall der Versammlung; aber Hr. Barnave widersetzte sich, als dieselbe angenommen werden sollte. Hr. Malouet sagte: „Wenn Gefahr „über unserm Haupte schwebt, so sind künstliche Perioden, wie die des Hrn. Barnave, ganz und gar unnütze."

Hr. Toulongeon. Am 16. August sandtet Ihr einen Beschluß nach Nancy, welcher Ernst und Unwillen anzeigte. Jetzo ist die Gefahr weit größer als damals, und dennoch wollt Ihr mit Güte und Sanftmuth sprechen. Welch ein Widerspruch!

Die Versammlung beschloß: die fernere Berathschlagung über diese Proklamation bis auf den folgenden Tag aufzuschieben; und indessen flossen zu Nancy Ströme von Blut. Da konnte man mit Recht sagen: Dum deliberant Romae, perit Saguntus!

Am ersten September kam abermals ein Brief vom Hrn. de Bouille. Er zeigte an, daß die Unordnung und der Aufruhr in Nancy zunähmen; daß er die unter seinem Befehle stehenden Truppen zusammenziehe; daß er gesonnen sey, denselben den Beschluß der Versammlung vom 16. August vorzulesen, und sich von ihnen Gehorsam und Unterwürfigkeit versprechen zu lassen; daß er alsdann gegen Nancy marschiren werde; und daß er, in dieser Absicht, folgende Proklamation habe drucken, und zu Nancy austheilen lassen:

„DIE NATION, DER KÖNIG, „UND DAS GESETZ."

„Im Namen des Königs."

„Franziskus Claudius Amour DE BOUILLE,
„Generallieutenant der Armee, Ritter der königlichen
„Ritterorden, Kommendant und General der Armee
„am Rhein, an der Meurthe, an der Mosel, an der
„Meuse, und in den benachbarten Ländern, bis an die
„Gränzen der Pfalz und Luxenburg."

„Da die Garnison zu Nancy dem, von der Natio-
„nalversammlung am 6. August gefaßten, und von
„dem Könige genehmigten Beschlusse, ungehorsam ge-
„wesen ist, und sowohl gegen ihre Offizire, als gegen
„den bevollmächtigten General, sich Gewaltthätigkeiten
„erlaubt hat; da sie diesen General gefangen genom-
„men; da verschiedene Soldaten, in Gegenwart ihrer
„Kameraden, von denen sie dazu aufgefordert wurden,
„versucht haben ihn zu ermorden; da diese Soldaten,
„schon seit einigen Tagen, mehrere aufrührische Hand-
„lungen verübt haben; vorzüglich das Regiment Cha-
„teauvieux, welches sich geweigert hat seine Reue zu
„bezeugen, und zu der Ordnung zurückzukehren; wel-
„ches noch überdieß sich geweigert hat dem Befehle
„des Königs zu gehorchen, wodurch ihm befohlen
„wurde, von Nancy abzureisen, und nach Saarlouis
„zu ziehen; da dieses Regiment ferner alle Bande der
„Unterwürfigkeit und des Gehorsams zerrissen, und den
„Beschlüssen der Nationalversammlung, sowohl als den
„Befehlen des Königs, sich widersetzt, ungeachtet die

„Schweizerische Nation dem Könige mit so vielem Eifer
„dient, und mit einer Treue, gegen welche, seit meh-
„rern Jahrhunderten, kein einziges Schweizerregiment
„gefehlt hat; da also das Regiment Chateauvieux ein
„bis auf diesen Tag unerhörtes Beispiel giebt; da auch
„die Dragoner des Regiments Mestre de Camp den
„Herrn de Malseigne, ihren General-Inspektor, mit
„dem Säbel in der Hand, bis vor die Thore von Lüne-
„ville verfolgt, und daselbst die Karabiniers angegriffen
„haben; da endlich ein Theil der Garnison dieser Stadt
„sich vor die Stadt begeben, und die, zu Ausführung
„der Beschlüsse der Nationalversammlung und der Be-
„fehle des Königs bestimmten Truppen, angegriffen
„hat; da es also nothwendig ist, solchen Ausschweifun-
„gen Einhalt zu thun, und diejenigen Truppen, welche
„sich dem Gehorsam der Gesetze entzogen haben, zu
„demselben zurückzuführen: so befehlen Wir, zufolge
„des Beschlusses der Nationalversammlung vom 19.
„August, und der Befehle des Königs, den Truppen,
„zu marschiren, sobald dieselben Ordre dazu erhalten
„werden, und zu der Stunde welche ihnen angezeigt
„werden soll, um den, von dem Könige genehmigten
„Beschluß der Nationalversammlung in Ausübung zu
„bringen; und um, mit der Bürgermiliz vereinigt, die
„aufrührischen Soldaten, mit Gewalt, zu dem Gehor-
„sam gegen das Gesetz zurückzuführen. Wir laden die
„Bürgermiliz der Stadt Nancy ein, sich mit den Trup-
„pen zu vereinigen, welche marschiren werden diesen
„Beschluß in Ausübung zu bringen; und Wir ersuchen
„die rechtschaffenen Bürger, und die getreuen Solda-
„ten, zufolge des geleisteten Eides, ihre Kräfte zu ver-
„einigen, damit die Gesetze und Beschlüsse in Ausübung

„gebracht, und Ordnung und Ruhe, in der Stadt
„Nancy, wiederum hergestellt werden."

„Toul, am 30, August 1790."

„Bouille."

Nach Ablesung dieser Proklamation des Hrn. de Bouille, nahm die Nationalversammlung die in äußerst gelinden Ausdrücken abgefaßte Proklamation des Hrn. Barnave, mit Veränderung einiger Ausdrücke an, und beschloß, daß dieselbe, von zwei Abgesandten der Versammlung, nach Nancy überbracht werden solle. In dieser Proklamation fielen folgende Worte vorzüglich auf: „Soldaten, gehorcht dem Gesetze. Die Na„tionalversammlung verlangt es; sie befiehlt es."

Aber diese Proklamation und diese Berathschlagungen kamen zu spät.

Nachdem die Proklamation des Hrn. de Bouille, am 30. August, in Nancy war ausgetheilt und bekannt gemacht worden, machten sich die Rebellen zur Gegenwehr bereit. Sie sagten: sie würden sich bis auf ihren letzten Blutstropfen vertheidigen; und sie würden in der Stadt Alles durch Feuer und Schwerdt zerstören, was nicht mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen wollte. Durch solche Drohungen nöthigten sie die rechtschaffenen Bürger, sich mit ihnen zu vereinigen. Sie plünderten alle Pulvermagazine, welche sich vor der Stadt befanden, und führten das Pulver in die Stadt: so daß sie zuletzt mehr als 300 Zentner Pulver in ihrer Gewalt hatten. Sie verdoppelten alle Posten, nahmen die Kanonen aus der Zitadelle weg, und stellten dieselben vor die Städtthore, welche zugeschlossen und verrammelt wurden. Die Kanonen wurden theils mit

Kartätschen, theils mit Kieselsteinen geladen, weil es an Kugeln fehlte.

Die Armee, mit welcher Hr. de Bouille gegen Nancy anrückte, bestand: aus 500 Bürgersoldaten von Metz, 300 von Toul und von Pont-a-Mousson. Mit diesen vereinigten sich: die Schweizerregimenter Castella und Vigier, das Regiment Royal Liegois, vier Grenadierkompagnien und vier Jägerkompagnien der Garnison zu Metz, 200 Husaren von dem Regimente Lauzun, das Kavallerieregiment Royal Normandie, 200 Mann von Royal Allemand Dragoner, 200 Mann von Royal Dragoner, 200 von Monsieur, 200 von Conde, und ein Detaschement Jäger von Hainaut, zwei Kompagnien Artillerie, mit sechs Feldstücken, welche von den Bürgersoldaten von Metz, und von dem Regimente Vigier begleitet wurden. Die ganze Armee bestand: aus 2,220 Mann Infanterie regelmäßiger Truppen, aus 3020 Mann Bürgersoldaten, aus 1480 Mann Kavallerie, und aus acht Kanonen, mit 50 Artilleristen. Die Schweizer allein machten 1270 Mann aus.

Am Abend des 30. Augusts schrieb Hr. de Bouille, von Toul, wo er sich mit einem Theile seiner Armee befand, folgenden Brief nach Nancy, an den Herrn de Noue:

„Mein Herr."

„Zufolge eines Beschlusses der Nationalversamm„lung bin ich hier angekommen, um die Ruhe in der „Stadt Nancy und die Disziplin unter den Truppen „dieser Stadt wiederum herzustellen. Wenn die Sol„daten sich so vieler Ausschweifungen schämen, und

„mir ihre Reue bezeugen wollen; so ist der erste Be„weis, den ich verlange, die Befreiung des Hrn. de „Malseigne, welchem ich befehle, auf dem Wege nach „Pont a Mousson zu mir zu kommen. Er wird mich „daselbst, morgen, am 31, um zehen Uhr des Vor„mittags antreffen, und alsdann meine ferneren Be„fehle vernehmen. Wo nicht: so will ich mit meinen „getreuen Truppen alle rechtschaffene Soldaten der „Bürgermiliz vereinigen; und jene Soldaten, welche „verrätherisch gegen ihr Vaterland gehandelt haben, „werden sehen, daß die ganze Nation gegen sie mar„schirt, um ihren Aufruhr zu strafen, und sie zu zwin„gen, dem Gesetze und dem Könige gehorsam zu seyn."

„De Bouille."

Am 31. August wurde, um sieben Uhr des Morgens, auf Befehl des Bürgerrathes, dieser Brief des Hrn. de Bouille gedruckt und in der Stadt ausgetheilt. Aber die Soldaten schworen: daß sie sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen wollten.

Um acht Uhr ließen die Soldaten Lärm trommeln, und erklärten: daß, wenn sich die Bürgermiliz nicht sogleich in das Gewehr stelle, und sich mit ihnen vereinige, so würde dieselbe mit feindlichen Augen angesehen, und auch feindlich behandelt werden. Welch eine traurige Lage für die Bürgermiliz zu Nancy! Ergriff sie die Waffen, so war sie rebellisch gegen den König und gegen das Gesetz; blieb sie unbewaffnet, so wurde sie von den Aufrührern ermordet. Sie bewaffneten sich, weil sie dieses für ihre eigene Sicherheit am zuträglichsten hielten.

Zwischen acht und neun Uhr des Vormittags kamen alle Truppen des Hrn. de Bouille in dem Hauptquartier, zu Frouard, zwei Stunden vor Nancy, an. Um zehen Uhr erhielt die Armee Befehl, ihre Posten einzunehmen, und um eilf Uhr erfuhr der General, in seinem Quartier, daß eine Gesandtschaft von der Abtheilung de la Meurthe (zu welcher Nancy gehört) von dem Bürgerrathe zu Nancy, und von der Garnison ankomme, und daß diese Gesandten sehr ermüdet seyen. Hr. de Bouille befahl sein Pferd zu satteln, damit er diesen Abgesandten entgegen reiten, und denselben einen Theil des Weges ersparen könne. Aber die Gesandten kamen an, ehe noch dieser Befehl in Ausübung gebracht werden konnte. Der General gieng die Treppe herunter und empfieng sie an dem Thore des Schlosses. Die Abgesandten sagten: sie bäten Hrn. von Bouille um Mitleiden gegen eine Stadt, welche durch den Ungehorsam ihrer Garnison schon unglücklich genug seye; sie kämen jetzo, setzten sie hinzu, alle miteinander zu ihm, um sich ihm unter denjenigen Bedingungen zu unterwerfen, welche es ihm vorzuschreiben selbst gefallen möchte. Hr. de Bouille antwortete: „Eure Garnison verdient keine Gnade. Sie hat sich „gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung und „gegen die Befehle des Königs empört; sie hat gegen „die Gesetze der militairischen Disziplin gehandelt, „welchen sie treu zu bleiben geschworen hatte; sie hat „Frechheit und Verbrechen so weit getrieben, daß sie „ihre Generale in Arrest gesetzt und gemißhandelt hat. „Ich will keine Vorschläge anhören, bis die Bedingun„gen, welche ich vorschreiben werde, erfüllt sind. Ein „General läßt sich niemals in Unterhandlungen mit

„Rebellen ein. Ich sollte unerbittlich seyn; aber, in
„Rücksicht auf die rechtschaffenen Bürger von Nancy,
„will ich es über mich nehmen, zu verzeihen, unter der
„Bedingung, daß die ganze Garnison, mit dem Gewehr
„unter dem Arm, die Stadt verlasse, und sich, vor
„der Stadt, auf der Wiese, in Schlachtordnung stelle.
„Daselbst soll die Garnison auf ihren Waffen ruhen;
„mit der gebührenden Ehrerbietung die Befehle des
„Königs und die Beschlüsse der Nationalversammlung
„anhören, welche ich vorlesen will; und dann soll die
„Garnison, auf der Stelle, die Befehle ausführen,
„die ich ihr, zufolge meiner Vollmacht, geben werde.
„Jedes Regiment muß mir vier Mann, von denen die
„am alleraufrührischten sind, so wie auch die Anstifter
„dieser schändlichen Rebellion, ausliefern. Vor allen
„Dingen aber verlange ich, daß die Herren de Mal-
„seigne und de Noue hieher geführt, und in meine
„Hände überliefert werden sollen. Wenn diese Bedin-
„gungen nicht pünktlich erfüllt werden; wenn irgend
„ein Offizir der Garnison auch nur beleidigt wird: so
„rücke ich an, mit dem Beschlusse der Nationalversamm-
„lung in der Hand, an der Spitze meiner Armee; und
„Alles; was ich mit den Waffen in der Hand antreffe,
„werde ich über die Klinge springen lassen."

Die Abgesandten des Bürgerrathes gaben zur Ant-
wort: daß die meisten Einwohner der Stadt an dem
Aufruhr gar keinen Theil hätten. Hr. de Bouille erwie-
derte: „Ich kann mich auf die Tapferkeit meiner Ar-
„mee verlassen. Gegen die Rebellen wird dieselbe un-
„erbittlich seyn; aber die Bürger wird sie nicht belei-
„digen. Ich wiederhole es: Alles, was mit den
„Waffen in der Hand angetroffen wird, muß über die

„Klinge springen; aber wer sich ruhig verhält, dem
„soll kein Leid geschehen. In zwei Stunden marschire
„ich, und ich warte keinen Augenblick länger. Die
„Greuel, welche diese Leute (indem er auf die abge-
„sandten Soldaten des Regiments du Roi wies) sich
„unterstanden haben gegen mich zu verbreiten, sind mir
„nicht unbekannt: aber ich verachte diese feigen Mem-
„men und all ihr Geschwätze. Haben sie einen heimli-
„chen Groll gegen mich — Wohlan! ich will beständig
„fünf und zwanzig Schritte vor meiner Kolonne voraus
„marschiren, und ich will fünf und zwanzig mal an-
„rücken, wenn es nöthig ist. Es steht ihnen frei, nach
„Gefallen auf mich zu schießen. Ich werde unbedeckt
„seyn. Aber das weiß ich, daß meine tapferen Kame-
„raden, deren Befehlshaber ich bin, meinen Tod rächen
„werden — und folglich wird auf alle Fälle mein Auf-
„trag ausgerichtet werden."

Während der General an die Abgesandten diese An-
rede hielt, erschien bei ihm eine Gesandtschaft des
Schweizerregiments Vigier. „Wir schämen uns"
sagten sie „der Aufschläge unserer Uniform, weil die-
„selben ungefähr von eben der Farbe sind, als die Auf-
„schläge der Räuber, welche sich hier, Herr General,
„bei Ihnen befinden (indem sie auf die Soldaten von
„Chateauvieux wiesen). Es sind die ersten welche diese
„Uniform geschändet haben; wir aber, wir haben un-
„sere Aufschläge umgewandt, damit uns nichts ähn-
„liches überbleibe mit diesen Rebellen, die aufgehängt
„werden müssen." Zu gleicher Zeit rief die, unten,
im Schloßhofe, versammelte Schweizerarmee, mit
Einer Stimme, laut, und zu wiederholtenmalen, aus:
„Keine Gnade! keine Gnade! An die Laterne mit

„den Rebellen, die unsere tapfere Nation geschändet „haben! An die Laterne mit ihnen!“ a)

Hr. de Bouille wiederholte dreimal die vorgeschriebenen Bedingungen. Endlich reisten die Gesandten ab. Die Abgesandten der Garnison wurden von der Armee des Hrn. de Bouille verspottet und ausgelacht; und bloß allein Gefühl der Ehre, und der dem General schuldigen Ehrfurcht, hielt die Truppen von wirklichen Mißhandlungen zurück. Die Abgesandten kamen erschrocken und zitternd nach der Stadt zurück. Sie stellten ihren Kameraden vor: Hr. de Bouille komme mit einer zahlreichen Armee, Widerstand zu thun sey unmöglich, und das Beste, was sie thun könnten, würde seyn, sich zu ergeben.

Auf diese Nachricht berathschlagten sich die Soldaten unter einander, und beschlossen: die Herren de Noue und de Malseigne dem General auszuliefern. Sie berichteten ihren Entschluß dem Bürgerrathe, und dieser war sehr erfreut darüber.

Noch war die von dem General bestimmte Zeit nicht ganz verflossen, als er seinen Truppen Befehl gab, sich auf der Chaussee in Ordnung zu stellen. Ein Theil der Infanterie marschirte schon, um vor die Kavallerie zu rücken. Aber in demselben Augenblicke kam ein Offizir des Regiments du Roi, mit zwei Bürgern von Nancy an. Sie brachten dem General einen Brief des Hrn. de Noue. „Ich habe“ rief der General diesen Abge-

a) Les Suisses surtout, outrés de la tâche, que le Régiment de Chateau-vieux faisoit réflechir sur leur brave nation, étoient comme des forcénés. Ils crioient: *au falot! au falot! Journal général de France.*

sandten entgegen „meine Bedingungen vorgeschrieben, und von denselben werde ich nicht abgehen." — „Aber" sagte der Offizir „lesen Sie doch, um Gottes willen, „den Brief." — „Was kann das helfen" erwiederte Hr. de Bouille „Hr. de Noue schreibt nicht freiwillig, „sondern gezwungen." Hierauf nahm Hr. de Bouille den Brief, las denselben, und sagte: „Man befolge „meine Bedingungen; ich will sie aufschreiben." Hr. de Gouvernet, welcher dem Generale zur Seite war, schrieb, mit einem Bleistifte, die Bedingungen auf. Hr. de Bouille unterschrieb das Papier, gab es dem Offizir, und sagte: „In einer Stunde rücke ich ein."

Die Infanterie setzte ihren Marsch fort, und bald war die Avantgarde der Armee an dem Eingange der Vorstadt. Nun kamen 400 Bürgersoldaten aus der Stadt, die da sagten: sie bedaurten die Verwirrung, in welcher ihre unwürdigen Kameraden sich befänden, die gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung, und gegen die Befehle des Königs handelten. Darauf begaben sie sich hinter die Armee.

Um ein Uhr Nachmittags erschien der General, an der Spitze der Armee, vor der Stadt. Die Unterhandlungen wurden, in Zeit von einer Stunde, zehen bis zwölf mal wiederholt: aber Hr. de Bouille bezog sich immer auf die vorgeschriebenen Bedingungen, von denen er nicht abgehen werde.

Bei dem Anblicke dieser Armee war der Schrecken unter den aufrührischen Soldaten so groß, daß sie sich endlich entschlossen, die Herren de Noue und de Malseigne dem General zuzuführen. Beide wurden aus ihren Gefängnissen befreit, und in einen Wagen gesetzt. Aber mit der größten Lebensgefahr: denn die Schweizer

schlugen, zu verschiedenen malen, auf Hrn. de Malseigne ihre Gewehre an, und drohten ihn todtzuschiessen. Nicht ohne Mühe und Gefahr kam der Wagen vor die Stadt. Die beiden Generale stiegen aus. Beide waren in Uniform gekleidet, und Hr. de Malseigne hatte ein Schnupftuch um den Kopf gebunden. Sie wurden von zwei Bürgern und von sechs Bürgersoldaten begleitet. Sobald Hr. de Bouille sie ankommen sah, sandte er ihnen ein Detaschement Husaren entgegen. Er selbst stieg vom Pferde, und umarmte Hrn. de Malseigne und Hrn. de Noue. Nachher befahl er, daß den beiden Generalen Pferde gegeben werden sollten, und sagte: „Dieses ist der schönste Tag meines ganzen Lebens."

Hr. de Noue versicherte: er habe sein Ehrenwort gegeben, daß er einen allgemeinen Pardon und Amnestie auswirken wolle. Eben dieses versicherten auch Diejenigen, welche den Hrn. de Noue begleiteten. Aber Hr. de Bouille gab zur Antwort: „Ich weiche nicht „von den Bedingungen ab, die ich vorgeschrieben habe." Und die Schweizersoldaten, welche den General umgaben, riefen: „Die Bedingungen! die Bedingungen!" Die Bürger von Nancy, welche Hrn. de Noue begleitet hatten, waren hierüber untröstlich. Sie sagten: die Garnison habe geschworen, alle Einwohner, ohne Unterschied, zu ermorden, wenn man sie zwingen wolle, von jedem Regimente vier Mann auszuliefern. Hr. de Noue wollte nach der Stadt zurückkehren, um sein gegebenes Ehrenwort nicht zu brechen: aber der General gab es nicht zu. Er sagte: „Wenn die Garnison „keinen Widerstand leistet, so kann dieselbe auf meine „Mäßigung rechnen. Meine Truppen sind bestimmt „die Einwohner zu beschützen, und zu verhüten daß

„denselben kein Leid zugefügt werde; und wenn die „Soldaten der Garnison Wort halten, so soll kein „Schuß geschehen.“

Hr. de Malseigne ritt vor der Fronte der Kavallerie vorbei, und da riefen tausend Stimmen ihm zu: „Hoch „lebe unser General! Hoch lebe unser General! Wir „wollen ihn rächen, oder umkommen!“

Nun zögerte Hr. de Bouille noch länger als drei viertel Stunden. Als ein erfahrner und vorsichtiger General nahm er seine Maaßregeln, um die Stadt anzugreifen, falls er Widerstand finden sollte. Er theilte seine Armee in zwei Kolonnen, in der Absicht, an den Thoren Stanislas und Stainville zwei falsche Attaken zu machen, in die Stadtmauer Bresche zu schießen, und durch dieselbe, mit seiner Armee, mitten in die Stadt, auf den Paradeplatz zu ziehen, wo er keinen Angriff mehr zu fürchten hatte. Da er aber erfuhr, daß die Aufrührer sich ihm unterwerfen wollten; da sie ihm die beiden geforderten Generale entgegen sandten: da glaubte er, es bleibe ihm weiter nichts mehr übrig, als in die Stadt einzuziehen, und, ohne Blutvergießen, dieselbe einzunehmen. Er rückte an. Die geladenen Kanonen standen bereit, und die Bürgermiliz von Metz, welche verlangt hatte, die Ehre zu haben die Avantgarde der Armee auszumachen, stand daneben, in Schlachtordnung, längst der Mauer. Alles war ruhig und in voller Erwartung.

Endlich öffneten die Rebellen das Thor Stainville. Sie winkten mit ihren Hüten, und riefen: „Kommt her! kommt her! kommt herein!“ Der General befahl der Armee vorzurücken, jedoch ohne Feuer zu geben. An der Spitze der Armee befand sich Hr. Karl Schup-

hauer, ein Offizir aus Freiburg in der Schweiz. Er führte die Bürgersoldaten an. Die Rebellen spotteten, und drohten ihm. Hierauf näherte er sich, bis auf funfzig Schritte. Hr. de Bouille befahl, daß ein Achtpfünder an die Spitze der Armee, welche in Einer Kolonne marschirte, vorgeführt werden solle. Dieses geschah. Neben den Achtpfünder wurde noch ein zweiter Achtpfünder nebst einem Vierpfünder gestellt. In demselben Augenblicke öffneten sich drei Nebenthore, in welchen vier Kanonen standen, wovon die größte ein vier und zwanzig Pfünder war. Diese Kanonen waren gerade gegen die Kolonne gerichtet. Hr. Desilles, ein Offizir des Regiments du Roi, stand neben den Kanonen. Er verhinderte die Rebellen loszubrennen. Bald warf er sich über das Zündloch, bald stellte er sich vor die Mündung. Er bat, er flehte, und hielt die Rebellen mehr als eine halbe Stunde auf. Die aufrührischen Schweizer, welche sich bei den Kanonen befanden, rissen den Hrn. Desilles, der sie an ihrem sträflichen Vorhaben zu verhindern suchte, von den Kanonen weg; aber umsonst: er warf sich sogleich wieder über die Zündlöcher, oder stellte sich vor die Mündung. Hierauf riefen sie der Armee Schimpfwörter zu, um sie zu bewegen den ersten Schuß zu thun. Diese folgten aber dem Befehl des Generals und feurten nicht. Endlich schossen die Aufrührer, mit vier Flintenschüssen, welche zugleich losgiengen, den Hrn. Desilles durch den Rücken. Der Held fiel. Hr. Schuphauer sieht es. Angefeurt durch das Beispiel des Helden, dringt er in das Thor, mitten unter seine Mörder, und fällt, so wie er. Die Bürgersoldaten, deren Anführer er war, rächen seinen Tod durch eine Generalsalve. Aber die mit Kartätschen

geladene Kanone wird losgebrannt, und streckt eine ganze Reihe dieser tapfern Soldaten leblos dahin. Nun ruft Hr. Descriennes, welcher die Kanonen der Armee des Hrn. Bouille kommandirt, den Bürgersoldaten zu: sie sollten sich rechts und links theilen, um die Kanonen bloß zu stellen. Die drei Kanonen werden abgefeurt. Die Rebellen fliehen, und verlassen die übrigen drei geladenen Kanonen, ohne dieselben loszuschießen. Hr. Tschudy, ein Schweizeroffizir von Glarus, bemächtigt sich des Thors, ungeachtet er beständig dem heftigsten Feuer ausgesetzt ist. Die noch geladenen Kanonen der Rebellen werden umgeworfen. Die Husaren und die übrige Kavallerie dringen ein und verfolgen die Rebellen. Die Artillerie mit der Infanterie zieht ihnen nach. Die Garnison wehrt sich anfänglich, und tödtet viele, vorzüglich von den Husaren und von den Schweizern. Die Rebellen fliehen durch einige Nebenstraßen; und durch diese folgt ihnen die Infanterie mit den Kanonen nach.

Die Infanterie befand sich zwischen einem dreifachen Feuer. Vor sich hatten sie die Rebellen, und zu beiden Seiten der Straße wurde von den Dächern, aus den Fenstern, und aus den Kellerlöchern auf sie geschossen. Die tapfern Soldaten fielen von der Hand feiger Meuchelmörder, und ihre Kameraden sahen sich außer Stand den Tod ihrer Brüder zu rächen, da sich die Mörder, sobald sie losgedrückt hatten, in die Häuser zurückzogen, in denen sie schußfrei waren.

Die Armee bemächtigte sich des Paradeplatzes, und auf demselben wurden die Kanonen postirt. Die Infanterie der Schweizer führte Hr. de Bouille selbst an, und sie that Wunder. Durch die, von allen Seiten her,

auf sie gerichteten Schüsse der treulosen Einwohner, fielen die Schweizer, einer nach dem andern, und die übrigen marschirten, im stärksten Schritte, weiter, bis sie auf dem Platze ankamen. Aus einem benachbarten Garten wurde, hinter den Hecken hervor, auf sie geschossen. Die Schweizer drangen ein, fanden zwanzig versteckte Meuchelmörder, baten einige herbei reitende Husaren um die an ihren Sätteln befestigten Stricke, und hängten alle diese Kerle an die Säulen der Kolonnade auf.

Den Muth und die Tapferkeit des Hrn. de Bouille kann man nicht genug loben. Er befand sich immer da wo die Gefahr am größten war. Sein Beispiel feurte die Soldaten zur Nachahmung an. Sein Sohn befand sich beständig neben ihm, und theilte mit seinem Vater alle Gefahr.

Das Regiment du Roi that wenig Widerstand. Das Regiment Mestre de Camp zog sich in seine Kaserne zurück. Aber das Schweizerregiment Chateauvieux focht sehr hitzig, und war lange nicht zum Weichen zu bringen.

Gegen sieben Uhr des Abends hatte das Feuren aufgehört, und da begab sich Hr. de Bouille ganz allein nach der Kaserne des Regiments du Roi, und fand, vor derselben, das ganze Regiment unter den Waffen. Er befahl ihnen: in Zeit von einer halben Stunde Nancy zu verlassen, und sich nach Verduh zu begeben. Die Soldaten wollten Vorstellungen machen. Aber er sagte: „Gehorcht; ich befehle es.“ So sprach er, mitten unter zweitausend bewaffneten und aufrührischen Soldaten — und sie gehorchten. Um neun Uhr marschirten sie aus Nancy, nach Verdun. An demselben

Abends sandte er das Regiment Chateauvieux nach Vic und nach Marsal; und das Regiment Mestre de Camp nach Void.

Die Nacht über war die ganze Stadt ruhig, und die heldenmüthigen Ueberwinder waren großmüthig genug, um sich an den verrätherischen Einwohnern nicht zu rächen, und die Häuser derselben, aus denen Mördergruben gemacht worden waren, nicht zu plündern.

Das Gefecht hatte um vier Uhr des Nachmittags angefangen, und daurte bis halb acht Uhr. Die unaufhörlichen Schüsse, aus den Fenstern und aus den Kellerlöchern, tödteten sehr viele. Hr. de Bouille befahl, aus Achtung für das Eigenthum, daß die Truppen nicht in die Häuser einbrechen, und diese feigherzigen Meuchelmörder nicht verfolgen sollten. Die Truppen gehorchten dem Befehl: aber in die Fenster, aus denen auf sie geschossen wurde, schossen sie wieder zurück.

Diese Geschichte giebt einen deutlichen Beweis, daß es im Kriege nicht auf die Anzahl, sondern auf die Tapferkeit der Truppen ankommt, und daß eine weit zahlreichere Bürgermiliz niemals im Stande ist, einer weit geringeren Anzahl regelmäßiger Truppen Widerstand zu thun. Mit 2600 Mann Infanterie, und mit 1480 Mann Kavallerie eroberte Hr. de Bouille, in so kurzer Zeit, eine Stadt, welche sechs Bataillon Infanterie, und mehr als 3000 bewaffnete und entschlossene Bürger zu ihrer Vertheidigung hatte. Dieses ist ein lehrreiches Beispiel, welches zeigt, daß man sich, zu Vertheidigung eines Landes niemals auf eine Bürgermiliz verlassen darf. Irre ich nicht, so beweist die alte und die neue Geschichte diesen Satz unwiderleglich.

Von

Von der Armee des Hrn. de Bouille wurden sehr viele, Offizire sowohl als Soldaten, getödet und verwundet. Der Verlust der Rebellen war gering; aber 400 von ihnen wurden, mit den Waffen in der Hand, gefangen genommen. Die Bürgermiliz von Metz und von Toul focht sehr tapfer. Da dieselbe den Ehrenposten, an der Spitze der Armee, hatte, so wurden viele getödtet und verwundet. Auch die beiden Kommendanten der Bürgermiliz fielen.

Der folgende Tag, der erste September, war für Nancy ein trauriger Tag. Die Bürger beweinten ihre todtgeschossenen Brüder, Freunde und Bekannte. Die Stadt schien einsam und verlassen. Alle Häuser und Buden waren zugeschlossen, und die Fenster der Häuser waren von den durchgeschossenen Kugeln zersplittert. Hin und wieder sah man in den Straßen lange Streifen von Menschenblut; und aus den Häusern ertönte das Heulen der Weiber und das klägliche Wimmern der Kinder, welche um ihre getödteten Anverwandten trauerten; oder das klägliche Aechzen, welches der Schmerz den Verwundeten auspreßte. Ich war in Nancy am ersten September; und leider! sah und hörte ich selbst was ich hier beschreibe. Als ich, am Nachmittage, von Toul nach Nancy fuhr, begegneten mir, auf der großen Ebene zwischen diesen beiden Städten, kleine Detaschementer des Dragonerregiments Mestre de Camp. Es war war ein schrecklicher Anblick! Offizire und Soldaten ritten, mit gesenktem Haupte und in der größten Stille daher. Da sah man gesattelte Pferde ohne Reuter; Reuter mit verbundenem Kopfe, denen das Blut zwischen dem Verbande durchlief, und auf die Kleider tröpfelte; andere, die sich kaum vor

Mattigkeit zu Pferde halten konnten, und von den, neben ihnen reitenden Kameraden, unterstützt werden mußten. Einzelne Montirungsstücke lagen auf den Pferden, von den Kugeln durchlöchert, und von dem Blute ihrer vormaligen Besitzer befleckt. Wahrlich! es giebt kein schrecklicheres Schauspiel in der Natur als ein bürgerlicher Krieg! Es giebt keine entsetzlichere Lage für den Menschen, als wenn er seine Mörder unter seinen eigenen Landsleuten, unter seinen nächsten Verwandten, und in seinem eigenen Hause findet! Und es giebt keinen rührendern Anblick, als den Anblick einer Gegend, welche durch einen bürgerlichen Krieg verheert worden ist! — Ein solcher Krieg ist aber, wie die Geschichte lehrt, allemal die unausbleibliche Folge einer plötzlichen Veränderung in der Regierungsform. Unvergeßlich wird mir, so lange ich lebe, der traurige Anblick der Stadt Nancy am ersten September 1790 seyn!

Hr. de Bouille nahm Besuche und Gesandtschaften von allen Klassen der Bürger an. Er behandelte sie mit einer ihm eigenen Güte und Mäßigung; er war selbst traurig darüber, daß sie, durch ihren Ungehorsam und ihre Verrätherei ihn gezwungen hatten, sie so empfindlich zu strafen. Sie baten ihn um schnelle und strenge Justiz: und er gewährte ihre Bitte. Der ganzen Bürgermiliz wurden die Waffen weggenommen, und in den Häusern wurde Haussuchung gehalten, und die versteckten Waffen hervor geholt. Das Haus, in welchem der Jakobinerklub seine Versammlungen hielt, ward mit Truppen umgeben, und die Papiere wurden weggenommen und versiegelt. Dieser sträfliche Klub war die einzige Ursache des Unglücks der Stadt. Die Korrespondenz mit den Pariser Jakobinern fand man nicht. Diese

war, schon vor der Ankunft des Generals, verbrannt worden: sonst hätte man abscheuliche Geheimnisse entdeckt!

Gegen zehen Uhr in der Nacht fuhr ich von Nancy nach Lüneville, und traf auf dem Wege einen Theil des Regiments der Karabiniers an, welche 27 von ihren aufrührischen Kameraden, an Händen und Füßen geschlossen, auf einem Wagen, dem General zur Bestrafung nach Nancy brachten. Abermals ein Anblick, der traurige Gefühle erweckte!

Am 2 September wurden die beiden getödeten Kommandanten der Bürgermiliz von Metz und von Toul feierlich begraben: und alle rechtschaffenen Bürger von Nancy trauerten bei ihren Gräbern. Der Bürgerrath und sehr viele Bürger trugen Trauerkleider um sie bis zum 20 September.

Da, zufolge der Kapitulation der schweizerischen Staaten mit Frankreich, die Schweizer in Frankreich, ob sie gleich im königlichen Solde stehen, dennoch nicht anders als von ihren Landesleuten gerichtet werden können: so konnte auch Hr. de Bouille über die aufrührischen Soldaten des Regiments Chateauvieux kein Kriegsgericht halten, sondern er überließ die Bestrafung derselben ihren eigenen Landesleuten. Schon hatten vorher alle schweizerischen Staaten die Soldaten des Regiments Chateauvieux für infam erklärt und sie auf ewig aus der Schweiz verbannt. Am 3. September versammelten sich die Offizire der Schweizerregimenter Vigier und Castella, um über die 137 Schweizersoldaten, welche, zu Nancy, mit den Waffen in der Hand waren gefangen worden, das Urtheil zu sprechen.

Am 4. September versammelten sich alle, in Nancy vorhandenen Truppen auf dem Paradeplatze, um sechs Uhr des Morgens, und stellten sich daselbst in Schlachtordnung. Die beyden Regimenter Vigier und Castella formirten das Bataillon karré und hielten Kriegsrath über die Aufrührer von ihrer Nation. Die 137 Gefangenen erschienen vor den Richtern, und betrugen sich mit einer unerhörten Frechheit. Sie betrachteten die sechs vor ihren Augen aufgerichteten Galgen und das Schafot mit der größten Gleichgültigkeit.

Nach geendigtem Kriegsrathe, sprach Hr. Tschudy von Glarus, im Namen der Offizire, folgendes Urtheil aus:

„Alle diese Männer sind strafbar vor dem Gesetze, „und folglich ist ihre Bestrafung gerecht. Ich verdamme sie zur Strafe, wegen des Blutes, das sie haben „vergießen machen, und welches um Rache schreit. Ich „verdamme sie zur Strafe, um Frankreich wegen der „gerechten Besorgniß zu rächen, die es hatte, als es erfuhr, in welcher Gefahr sich der Held befinde, der uns „anführte. Ich verdamme sie zur Strafe, um zweien „Generalen Genugthung zu verschaffen, die deßwegen, „weil sie ihrer Pflicht getreu geblieben sind, auf eine „unwürdige Weise behandelt wurden. Eben diese Genugthuung bin ich auch ihren Befehlshabern und Offiziren schuldig; ich bin dieselbe den Befehlshabern unserer beiden Regimenter schuldig, welche wir lieben, „und für deren Leben wir zitterten. Ich bin diese Genugthuung der ganzen französischen Armee schuldig, „mit welcher wir jederzeit glorreich gefochten; welcher „nachzueifern wir uns jederzeit bestrebt haben; und „welche jetzo ihre Augen auf uns richtet, und unser

„Urtheil erwartet, um aus demselben den Grad des „Unwillens zu ersehen, mit dem ein solcher Aufruhr „uns erfüllt hat. Um aller dieser Gründe willen opfere „ich sie auf; ich opfere sie den abgeschiedenen Geistern „unserer tapferen Voreltern, welche, wenn sie wieder„kommen könnten, vor Schrecken zurückbeben würden, „zu erfahren, daß sich Verräther unter ihren Nachkom„men befinden. Ich verurtheile alle Gefangene des „Schweizerregiments Chateauvieux aufgehangen zu wer„den, wegen des Antheils, den sie an der Rebellion „dieses Regimentes genommen, und wegen der Schand„thaten, deren sie sich schuldig gemacht haben. Ausge„nommen den Soldaten Soret, welcher Soret eines „der fünf Mitglieder der Rebellen war; dieses Aus„schusses, von welchem alle die aufrührischen Beschlüs„se herkamen, denen wir unser Unglück zu verdanken „haben: den Soret verurtheile ich, lebendig gerädert „zu werden."

Die schweizerischen Staabsoffizire milderten dieses Urtheil auf folgende Weise: „Zwei und zwanzig Gefan„gene des Regiments Chateauvieux sollen, zufolge des „gegen sie ausgesprochenen Urtheils, sogleich hingerich„tet werden. Folgende ein und vierzig Gefangene des „Regiments Chateauvieux . . . . . sollen dreißig Jah„re lang auf die Galeeren kommen. Die übrigen sollen „im Gefängnisse bleiben, und nachher den Offiziren ih„res Regiments zur Bestrafung übergeben werden. Der „Soldat Soret soll lebendig gerädert werden, aber doch „den Gnadenstoß erhalten."

Zufolge dieses Urtheilsspruches, wurden die zwei und zwanzig Aufrührer auf der Stelle gehängt, und Soret gerädert. Sie blieben frech und gefühllos bis an ihr Ende.

Der junge Held Desilles war an den erhaltenen Wunden nicht gestorben.

Am 2 September kam die Nachricht, von demjenigen, was zu Nancy am 31 August vorgefallen war, nach Paris. Es entstand darüber unter den sogenannten Patrioten und den demokratischen Schwärmern eine große Gährung, und die Orleansche Parthei, welche nur einen Vorwand suchte, die gegen sie angefangene Prozedur des Chatelet aufzuhalten oder zu vernichten, bediente sich dieser Stimmung der Gemüther; um Aufruhr zu erregen. Es wurde Geld in großer Menge unter den Pöbel ausgetheilt; aufrührische Reden wurden im Palais Royal und in den Thuillerien gehalten; Hr. de Bouille ward ein Aristokrate, ein Mörder genannt; die Ermordung aller Minister wurden beschlossen: und die Unruhen nahmen auf einen schrecklichen Grad zu.

Die Sitzung der Nationalversammlung, am Abende des 2 Septembers, fieng mit Ablesung verschiedener Zuschriften an. Hierauf erschien vor den Schranken, eine Gesandtschaft der in Paris wohnenden, sogenannten patriotischen Schweizer. Sie gaben vor: sie kämen im Namen ihrer Landsleute, im Namen der schweizerischen Staaten. Sie wären, sagten sie, sehr betrübt über den Ungehorsam des Regiments Chateauvieux. Nachher erfrechten sie sich, auf die unverschämteste Weise, die Offizire dieses Regiments zu lästern, so wie auch die Regierungsform der Schweiz überhaupt, und der militärischen Kapitulationen der Schweiz mit Frankreich, deren Aufhebung und gänzliche Abänderung sie verlangten. Sie würden, setzten sie hinzu, einen Vermahnungsbrief an alle Schweizerregimenter in Fran-

zösischen Diensten schreiben, um den Soldaten Gehorsam zu empfehlen.

Diesen vorgeblichen Abgesandten antwortete der President der Versammlung, Hr. de Jesse, in einer zierlichen Rede; eben so, als wenn er seine Anrede an wirkliche Abgesandte der schweizerischen Nation gehalten hätte. Er sagte:

„Die Nationalversammlung wundert sich nicht darüber, daß die Abgesandten einer Gesellschaft, welche „aus Schweizern von allen Kantonen und von allen „Ständen besteht, hieher kommen, um derselben ihre „Mißbilligung der Aufführung des Regiments Chateau„vieux und des Aufruhrs desselben zu bezeugen. Noth„wendig müssen dieses die Gesinnungen jenes stolzen und „großmüthigen Volkes seyn, welches Unerschrocken„heit in der Schlacht, Liebe zur Freiheit, und die voll„kommenste Unterwürfigkeit unter das Gesetz, mit ein„ander zu vereinigen weiß, und welches, schon seit so „vielen Jahrhunderten, der getreueste Verbündete der „französischen Nation gewesen ist. Ein solches Volk „muß bei seinen Freunden die Freiheit schätzen, welche „zu erwerben ihm selbst soviel gekostet hat, und welche, „durch den Ungehorsam der Soldaten, in ihrer Wiege „erstickt werden würde. Die Nationalversammlung ist „sehr betrübt darüber, daß das Regiment Chateau„vieux sich die gerechte Strenge des Gesetzes zugezogen „hat: aber dieses vorübergehenden Fehlers einiger „Ihrer Landesleute wird sich die Geschichte weit we„niger erinnern, als der Gesinnungen, welche Sie jetzo „dargelegt haben. Der Name des schweizerischen Volks „ist, in den Jahrbüchern der Welt, mit dem Anden„ken der allermännlichsten und der allerrührendsten Tu„genden unzertrennlich verknüpft."

Der President sprach noch, als sich in den Thuillerien, vor dem Hause der Versammlung, ein fürchterliches Geschrei hören ließ. Ein ungeheurer Haufe rasender Menschen, und solcher die sich stellten, als wären sie rasend, hatte sich vor dem Hause versammelt. „Minister weg! Minister weg!“ riefen sie alle mit Einer Stimme. „Weg mit den Mördern zu Nancy! Weg „mit den Mördern! Knüpft den Bouille auf! La Fayette an die Laterne! Weg mit den Aristokraten! Weg „mit den Mördern unserer Brüder und Freunde! zum „T....l die Nationalversammlung! Wir kommen! wir „kommen, um Eure Köpfe zu holen!“ Mit diesen Worten drängte sich ein Haufe des Pöbels auf den Eingang des Saals wüthend zu. Die Bürgermiliz, welche die Wache hatte, ward niedergeworfen, die Schranken vor dem Saale wurden eingestoßen; und eben waren diese rasenden Bösewichter im Begriffe in den Saal selbst zu dringen und das Blut der Stellvertreter der Nation zu vergießen, als la Fayette mit 600 Bürgersoldaten und mit einigen Kanonen ankam, und, in wenigen Minuten, den wüthenden Pöbel zerstreute.

In dem Saale selbst herrschte, während dieser Zeit, eine feierliche Stille. Die Mitglieder der Versammlung saßen da, in banger Erwartung des traurigen Schicksals welches ihnen drohte. Mit großer Verwunderung bemerkte man, daß Mirabeau fehlte; und noch größer war die Verwunderung, als derselbe, sobald der Tumult gestillt, und alles wiederum ruhig war, in den Saal hinein trat. Man schloß hieraus — daß er vorher, außer dem Saale, beschäftigt gewesen seyn müsse.

Am dritten September wurden, in der Nationalversammlung, die Berichte des Hrn. de Bouille und des

Bürgerraths von Nancy vorgelesen. Nachher stand Hr. Prugnon auf, und verlangte: die Versammlung solle der Bürgermiliz von Metz und Toul, dem Bürgerrathe der Stadt Nancy und dem Hrn. de Bouille Danksagungsschreiben zusenden. Hierauf entstand ein heftiger Lärm in der Versammlung. Eine Menge Stimmen riefen: „Nein! Nein!“. Aber der größte Theil der Versammlung schrie: „Ja! Ja! Ja!“ Die Heren de Beauharnois und de Praslin billigten den Vorschlag des Hrn. Prugnon, und vertheidigten Hrn. de Bouille, wegen der Beschuldigungen, durch welche man den unvergeßlichen Dienst, welchen derselbe der Nation geleistet hatte, herab zu setzen suchte. Niemand wagte es, diesen Herren geradezu zu widersprechen. Aber Hr. Alexander de Lameth verlangte: die Versammlung sollte Kommissarien nach Nancy schicken, um den ganzen Verlauf des Aufruhrs, von seinem ersten Ursprunge an, zu untersuchen, damit die Schuldigen, von welchem Range oder Stande dieselben auch seyn möchten, bestraft werden könnten. Mirabeau, welcher, jetzt mehr als jemals, den Demagogen spielte, suchte die Versammlung durch eine Sophisterei zu verführen. „Die Versammlung“ sagte er „muß der Bürgermiliz von Metz und von Toul danken; denn diese hat sich für das Vaterland aufgeopfert, „und folglich eine tugendhafte That gethan. Hingegen „hat Hr. de Bouille mit seiner Armee weiter nichts als „seine Pflicht erfüllt; diese verdienen also bloßen Beifall, aber keinen Dank.“ Die Versammlung beschloß:

„Daß das Direktorium der Abtheilung de la Meurthe, sowohl als die Bürgerräthe zu Nancy und Lüneville, wegen ihres Eifers Dank verdienten. Daß die „Burgermiliz, welche unter dem Befehl des Herrn

„de Bouille nach Nancy marschirt ist, wegen ihres Pa„triotismus, und wegen ihrer bürgerlichen Tapferkeit, „die sie zu Nancy gezeigt haben, bedankt seyn sollen. „Daß Hr. Desilles, wegen seiner heroischen Aufopferung, Dank verdiene. Daß die Nation für die Weiber „und Kinder der zu Nancy getödeten Bürgersoldaten „sorgen solle. Daß der General und die regelmäßigen „Truppen, weil sie so ehrenvoll ihre Pflicht erfüllt ha„ben, Beifall verdienen. Daß die Kommissarien der „Versammlung sich, ohne Verzug, nach Nancy verfü„gen sollen, um die zu Erhaltung der Ruhe nöthigen „Maaßregeln zu nehmen, und eine genaue Untersuchung „des ganzen Vorfalls anzustellen, damit die Schuldi„gen, von welchem Grade, Rang und Stande, diesel„ben auch seyn mögen, bestraft werden können."

Hierauf schrieb Hr. de Bouille, am 11. September folgenden Brief an die Nationalversammlung:

„Meine Herren!"

„So schmeichelhaft für mich der Auftrag war, den „Sie mir haben geben wollen: so kann ich mich doch „nicht enthalten, Ihnen zu sagen, daß ich, in einer „so äusserst schwierigen Unternehmung, alle die Liebe „zu meinen Pflichten, alle die Ehrfurcht und Un„terwürfigkeit unter die Beschlüsse der Nationalver„sammlung, und die gänzliche Ergebenheit für den „Dienst des Königs und für die Ausübung seiner Be„fehle vonnöthen hatte, von denen ich mich wirklich „durchdrungen fühle. Die Erzählung der Begeben„heiten des 31. August, welche der Versammlung ist „vorgelegt worden, und welche die traurigen Umstän„de des Todes der, in der Ausübung der Gesetze

„umgekommenen Schlachtopfer enthält, hat den Be„schluß des 3. Septembers veranlaßt, in welchem ich, „eben so gerührt als dankbar, gesehen habe, daß die „Nationalversammlung meine Aufführung billigt. Ich „habe der Nation, dem Gesetze und dem Könige ge„schworen: aus allen meinen Kräften die von der Na„tionalversammlung beschlossene Konstitution zu ver„theidigen; und ich werde diesem Eide getreu bleiben. „Ich darf nicht befürchten, daß man mit Recht Zwei„fel über die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen he„gen könne; und es ist für mich hinlänglich, innig „von dem Bewußtseyn durchdrungen mich zu fühlen, „daß alles was ich gethan habe, und künftig thun „werde, jederzeit aus Anhänglichkeit und Gehorsam „gegen die Gesetze entspringt."

„Bouille."

Dieser Brief wurde von der Versammlung mit großem Beifalle aufgenommen.

Am 21 September ward zu Paris eine große Messe für die Seelen der zu Nancy umgekommenen Bürgersoldaten gehalten. Das ungeheure Amphitheater auf dem Märzfelde war mit schwarzem Tuche ganz überzogen, und gegen 200,000 Zuschauer saßen auf den Bänken. Das kleinere Amphitheater, welches an die Militärschule angebaut ist, war ebenfalls schwarz überzogen, und mit schwarzen nnd weißen Bändern geziert. Es saßen auf demselben 24 Abgesandte der Nationalversammlung, der Bürgerrath von Paris, und die Wahlherren des Jahres 1789.

In der Mitte des Märzfeldes waren, auf dem Altar des Vaterlandes, vermittelst in einandergestell-

ter Flinten und Schwerdter, kriegerische Trophäen aufgestellt. Der ganze Altar war schwarz überzogen, mit weißen Bändern verbrämt, und rund herum wurden Pappelbäume und Zipressen gepflanzt. Sechzig Priester standen, rund herum, auf den Stufen des Altars. Den Fuß des Altars umgaben hundert Fahnen, alle mit langem schwarzem Flor geziert.

Auf der einem Seite des Altars las man folgende Inschrift:

„Den abgestorbenen Seelen der tapfern
„Krieger, welche am 31 August zu Nancy
„gestorben sind, indem sie das Vaterland
„und das Gesetz vertheidigten."

Auf der zweiten Seite stand:

„Zittert, ihr Feinde des Vaterlandes, sie hin-
„terlassen euch ihr Beispiel."

Auf der dritten Seite:

„Marmor und Erz sind vergänglich: aber
„ihr Ruhm bleibt ewig, so wie das Reich
„der Freiheit'

Auf der vierten Seite las man:

„Hier kamen sie her, um zu schwören,
„daß sie der Nation, dem Gesetze und dem
„Könige getreu seyn wollten."

Auf den vier Ecken des Altars brannten Trauerfakkeln. Rund um den Altar standen Chorknaben, in leinene Kittel gekleidet.

Die Pariser Bürgermiliz und die Bürgermiliz der benachbarten Gegenden nahm den ihr angewiesenen Platz ein, und alle Fahnen derselben umgaben den Altar. Hierauf kündigten vier Kanonenschüsse allen vier Gegenden der Welt an, daß die Feierlichkeit ih-

ren Anfang nehme. Eine sehr zahlreiche kriegerische Musik spielte Trauergesänge. Nun hielten die Priester eine feierliche Seelmeße für die Seelen der Abgestorbenen. Hierauf kam Hr. la Fayette, zu Fuß, mit den Priestern, von dem Altare nach dem kleineren Amphitheater, auf welchem die Abgesandten der Nationalversammlung sich befanden, und ersuchte diese, sich mit ihm nach dem Altare zu begeben, und den Gestorbenen die letzte Pflicht zu leisten. Die Abgesandten stiegen die Stufen des Altars hinauf, und sprengten Weihwasser auf das errichtete Denkmal. Dann wurden sie, in feierlicher Stille, wiederum an ihre Plätze zurück begleitet, und nachher begaben sie sich traurend und betrübt nach Hause.

Zehnte Abtheilung.

Geschichte der französischen Revolution von dem bürgerlichen Kriege zu Nancy bis zu dem Ende des Jahres 1790.

Berathschlagung wegen der Assignate. Schändliche Mittel, deren sich die Demagogen bedienten, um den Assignatenplan durchzusetzen. Necker soll ermordet werden, und rettet sich nach St. Ouen. Neckers Abschied. Seine Abreise von Paris. Er wird angehalten. Freude des Volkes über seine Abreise. Berathschlagung wegen Avignon. Veränderung die Wahlherren betreffend. Bürgerrath von Marseille. Die Staatsinquisition bemächtigt sich der Madame de Persan. Aufruhr zu Angers. Räuber zu Versailles. Versuch die Schweizergarde zu verführen. Aufruhr zu Soissons, zu Niort. Abgesandte der Lütticher. Aufruhr zu Brest. Unruhen zu St. Domingue. Berathschlagungen über den Bericht des Chatelet wegen der Greuelthaten des sechsten Oktobers. Gegenrevolution zu Rouen. Einschränkung der Postfreiheit. Aufhebung der Parlamenter. Theaterkrieg. Mißlungene Versuche der Pariser Propaganda in der Schweiz. Berathschlagungen über die Minister. Veränderung der französischen Flagge. Briefwechsel der Minister mit dem Könige. Die Pariser verlangen die Absetzung der Minister. Die Minister legen ihre Stellen nieder, und der König erwählt andere. Anekdote Hrn. Duport betreffend. Hrn. Merlins Rede, über die Rechte der deutschen Fürsten im Elsaß. Ausgaben für das Jahr 1791. Berathschlagungen wegen Avignon. Priestereid. Mißlungener Versuch den Grafen von Artois zu

vergiften. Was die Revolution kostet. Zweikampf der Herren de Lameth und de Castries. Debatten in der Versammlung über diesen Vorfall. Anekdote. Unruhen zu Befort, zu Vareze, zu Perpignan, zu Versailles, in der Pikardie, in Quercy, zu Auxon. Krieg zu Avignon. Grausamkeit an der Gräfinn de la Mire ausgeübt. Unruhen zu Uzes, zu Chantilly, zu Aix, auf der Insel Martinique, in Korsika. Rousseaus Witwe.

Ce que vous m'apprenez qui s'est passé dernièrement dans vôtre ville me fâche encore, mais ne me surprend plus. Comment! votre Conseil souverain se met à rendre des jugements criminels? Les Rois, plus sages que lui, n'en rendent point. Voilà ces pauvres gens prenant à grands pas le train des Athéniens, et courant chercher la même destinée, qu'ils trouveront, hélás! assez tôt, sans tant courir. Mais: *Quos vult perdere Iupiter, dementat.*

I. I. Rousseau.

Der wichtigste Gegenstand, welcher, nach dem glücklich geendigten bürgerlichen Kriege zu Nancy, die Nationalversammlung beschäftigte, war die Einrichtung der Finanzen. Die 400 Millionen Assignate, welche die Nationalversammlung hatte verfertigen lassen, waren, in dieser kurzen Zeit, schon alle ausgegeben, und es kam also darauf an, neues Geld anzuschaffen, um den dringendsten Bedürfnissen des Staats abzuhelfen. Die Auflagen wurden nicht bezahlt: denn, seit der in Frankreich eingeführten Freiheit, behauptetete das Volk: die Freiheit des Staatsbürgers bestehe darin, daß er gar nichts bezahlen dürfe; und mit Gewalt

die Auflagen einzutreiben, dieß hielt die Versammlung nicht für gut.

Am 27 August legte Hr. Montesquiou der Versammlung einen Plan zu Bezahlung der ungeheuren Nationalschuld vor. Er gab, im Namen des Finanzausschusses, den Werth der Nationalgüter zu zwei bis drei tausend Millionen an, und verlangte: daß diese Güter verkauft, und mit dem Werthe derselben die Schulden bezahlt werden sollten a). In dieser Rechnung ist eine kleine Ungewißheit von tausend Millionen Livres!

Hierauf stieg Mirabeau auf den Rednerstuhl. Als er aber eben anfangen wolte zu sprechen, kündigte Hr. Dupont, der President, an: daß er so eben einen Brief von Hrn. Necker über diesen Gegenstand erhalten habe, und denselben der Versammlung vorlesen wolle. „Ey!“ rief Mirabeau „seit wann ist ein Mitglied der „Versammlung, auf dem Rednerstuhle, durch den „Brief eines Ministers unterbrochen worden!“ Man klatschte Beifall. Und nunmehr las Mirabeau eine lange Rede vor, um zu beweisen, daß es nöthig sey, für zwei tausend Millionen Livres Assignate zu verfertigen. Seine Rede war weiter nichts als ein Auszug aus einer Schrift, welche der Genfer, Hr. Claviere, vor kurzer Zeit hatte drucken lassen.

Die Schrift des Herrn Necker wurde vorgelesen. Der Finanzminister zeigt, ausführlich und deutlich, daß der

a) Les domaines nationaux sont estimés, y compris les domaines de la couronne & le rachat des rentes et des droits féodaux, de deux à trois milliards. *Discours de M. de Montesquiou.*

ter Plan des Hrn. Mirabeau und seiner Freunde, Frankreich geradezu dem Verderben zuführen werde.

Ungeachtet der vortrefflichen Bemerkungen des Hrn. Necker vertheidigten die Herren Gouy, Abbe Gouttes, Reubel und Chabroud den Plan des Hrn. Mirabeau. Hierauf sagte Hr. Brillat de Savarin: „Die 400 „Millionen Assignate, welche schon vorhanden sind, ver„halten sich zu dem zirkulirenden Gelde wie eins zu fünf, „und sie verlieren fünf bis sechs pro Zent. Verfertigt „Ihr nun Assignate für 2000 Millionen, so wird die „Menge des Papiergeldes eben so groß seyn, als die „Menge des zirkulirenden wirklichen Geldes, und die „Assignate werden dreißig pro Zent verlieren. Diejeni„gen, welche keine Gläubiger des Staates sind, wer„den großen Verlust leiden, und die Gläubiger werden „zu Grunde gerichtet seyn."

Hr. le Brun. Sehr ungerne habe ich gesehen, daß man Euch den Plan zur Berathschlagung vorgelegt hat, welcher Euch jezo beschäftigt. Man sagt Euch: es sei ein großer, gerechter, heilsamer Plan; es sey das einzige Mittel, gegen die Uebel welche uns drücken. Man ruft Euch zu: Eilt! Eilt! seht ihr nicht den Winter, der da ankommt! seht ihr nicht die langen Nächte, und alle die Plagen, welche dieselben mitbringen! So erfüllt man Euch mit Schrecken und mit Hoffnung, um Euch hinzureißen. Aber mit solchen Hebeln kann man nicht eine gesetzgebende Versammlung bewegen. Gestern hielt man Lobreden auf diesen Plan; heute debattirt man darüber. Gestern war dieser Plan eine wunderbare Universalmedizin, welche Frankreich retten und seine Wunden heilen sollte. Heute ist derselbe ein gefährliches Gift, welches die Nationalversammlung und

die Konstitution tödten wird. Ihr habt eine Schuld von drei bis vier tausend Millionen. Unstreitig würde es rathsam seyn dieselbe zu bezahlen. Wenn das Mittel, welches man Euch vorschlägt, gerecht ist; wenn es nicht schädliche Folgen hat, so muß man es heute noch ergreifen. Laßt uns sehen! Ihr werft Euren Gläubigern 2000 Millionen Papiergeld hin. Sie haben weder Brodt noch Geld: folglich muß Euer Papier sich in Geld und in Brodt verwandeln. Wollt Ihr Eure Beamten mit Papier bezahlen? Soll man die Armee mit Papier bezahlen? soll man mit Papier Linienschiffe ausrüsten und in die See schicken? Ich will nicht einmal von dem Verluste sprechen, welcher dadurch dem Wechsel, den Manufakturen, und dem Handel zuwachsen wird.

Hr. Pethion sprach, in einer langen Rede, zu Gunsten der Assignate; eine Rede, welche keine neuen Ideen enthielt, und keine große Kenntniß von Finanzsachen verrieth. Er berief sich auf das Beispiel Englands, da doch die englischen Banknoten ein Papiergeld von ganz anderer Art sind, als die französischen Assignate: denn sie haben ihren Werth nicht in Gütern, sondern in Geld; und Niemand ist gezwungen dieselben zu nehmen, welches bei den Assignaten der Fall ist. Herr Pethion endigte seine Rede mit einem heftigen, und höchst unanständigen Ausfall auf den Hrn. Necker.

Hr. de Landine. Wird der Plan angenommen, so werden alle Schulden in Assignaten bezahlt werden. Jeder Schuldner wird seine Schuld abtragen, jeder Gläubiger wird, in Papier, den Ertrag der Sparsamkeit seiner Voreltern und seiner eigenen Betriebsamkeit erhalten. Folglich wird dieses Papier sich in den Händen der Güterbesitzer, in den Händen der ei-

gentlichen Kinder des Staats, anhäufen. Diese, welche schon mit Gütern und mit Auflagen überladen sind, werden nun noch ihre Geldeinkünfte verlieren; die einzigen Einkünfte, durch welche sie die Güter fruchtbar machen, und die Abgaben bezahlen konnten. Sie werden sich genöthigt sehen, neue Güter zu kaufen, und die Anzahl ihrer nichts einbringenden Felder mit neuen unfruchtbaren Feldern zu vermehren. Aus Furcht zu verlieren, werden sie ihre Besitzungen vergrößern, und sich zugleich aller Mittel beraubt sehen, um dieselben einträglich zu machen. Mitten im Besitze vieler Güter werden sie dürftig seyn. Sie werden Ländereien besitzen, aber keine Arme, um dieselben anzubauen. Sie werden wenig einerndten, und der Staat wird viel von ihnen verlangen. Aber, wenn sie zu Grunde gerichtet sind, so wird der Staat ihren Verlust tragen. Denn der Staat ist nur alsdann reich, wenn seine Mitglieder reich sind; er ist nur blühend, wenn die Glücksgüter gehörig vertheilt sind, wenn der Ackerbau viel einbringt, wenn die Abgaben nicht zu groß sind; mit Einem Worte, nur dann ist der Staat glücklich, wenn er gut verwaltet wird. Werden für 2000 Millionen Assignate verfertigt, so wird die Zirkulation des Geldes im Staate plötzlich verdoppelt. Folglich werden alle Lebensmittel um die Hälfte theurer werden, der Preis der Handarbeit wird doppelt so groß werden, die Manufakturen werden darunter leiden, und der Staat wird zu Grunde gehen. Das Geld wird verschwinden und zu unsern Nachbarn übergehen. Den wahren Reichthum werden wir verlieren, den eingebildeten Reichthum werden wir behalten. Gold wird uns fehlen, aber Papier wird im Ueberflusse vorhanden seyn. Unfruchtba-

re'Güter werden in Menge zu verkaufen seyn, aber kein Thaler wird da seyn, um dieselben fruchtbar zu machen.

Hr. de la Blache. Wenn es wahr ist, wie es mir zu seyn scheint, daß die plötzliche Verfertigung von 2000 Millionen Assignaten den Werth aller Lebensmittel erhöhen würde, was wird alsdann aus Eurem Finanzsystem, wenn alle Grundlagen desselben erschüttert sind! Wer kann behaupten, daß alsdann nicht die Armee, welche jetzo 88 Millionen zu unterhalten kostet, 150 Millionen kosten werde? Daß das Seewesen 80 Millionen statt 40 kosten werde? Und was soll aus Euren Beamten, aus Euren Offizīren, aus den Landpriestern, aus der ganzen besoldeten Geistlichkeit werden, wenn alle diese Leute gezwungen sind, Assignate statt Geld für ihren Gehalt anzunehmen, während die Assignate gegen Geld einen Viertheil, einen Drittheil, und vielleicht gar die Hälfte verlieren? Entweder muß man ihren Gehalt erhöhen, oder sie werden Hungers sterben!"

Hr. de Boislandry. „Ich wundre mich sehr darüber, daß Hr. Mirabeau jetzt ein so großer Vertheidiger des Papiergeldes ist; Er, der, zu Versailles, so heftig dagegen gesprochen hat. Nicht nur wird die Nation durch die Verfertigung der Assignate nichts gewinnen, sondern dieselbe wird verlieren: denn die nothwendige Folge dieser Assignate wird eine Vermehrung der Auflagen seyn. Wenn die Assignate zehen, funfzehn, zwanzig pro Zent verlieren, so werden die Liferanten der Regierung diesen Verlust nicht tragen wollen. Sie werden der Regierung um zehen, funfzehn, zwanzig pro Zent theurer verkaufen. Eine solche Erhöhung des Preises, macht, auf die Summe von zwei bis drei hun-

dert Millionen, eine Zunahme der Ausgabe von zwanzig bis dreißig Millionen; und dieses Defizit muß durch neue Auflagen gedeckt werden. Man hat uns das Beispiel Englands angeführt. Aber England hat kein anderes Papiergeld, als Banknoten, welche auf Sicht zahlbar, folglich eben so gut sind als Geld, und Niemand kann gezwungen werden, diese Noten an Geldes statt zu nehmen. Der amerikanische Kongreß schuf auch eine große Menge Papiergeld, dessen Hypothek Ländereien waren. Aber dieses Papier fiel so tief, daß es jetzt, und schon seit langer Zeit, 95 pro Zent verliert. Eben dieß geschah in Schweden mit dem Papiergelde, dessen Hypothek Ländereien waren. (Die Bank zu Ayr in Schottland wurde in kurzer Zeit bankerott, ungeachtet die Güter aller Theilnehmer dieser Bank den Noten derselben zum Pfande dienten.)

Hr. Decretot (einer der reichsten Tuchfabrikanten zu Louviers). Wenn eine große Menge Assignate verfertigt wird, so müssen dieselben nothwendig von ihrem ursprünglichen Werthe verlieren. Schon jetzt, da man sich vor dieser Verfertigung fürchtet, ist das Geld seltener geworden, weil es zurückbehalten wird; und die schon vorhandenen Assignate sind, seit einigen Tagen, im Preise gefallen. Schon jetzt wird, wegen dieser Furcht, das Pariserpapier im Auslande mit Verlust verkauft, und der Wechsel steht zu unserem Nachtheile. Schon jetzt sind alle Materialien, welche wir, für unsere Fabriken, aus dem Auslande ziehen, im Preise gestiegen. Die Piaster kosten 5 Livres 7 Sous gegen Geld, und 5 Livres 18 Sous gegen Assignate. Der Bordeaux Wein kostet 200 Livres gegen Geld, und 220 Livres gegen Assignate. Dieses sind Thatsachen, und

solche Thatsachen beweisen mehr als alle Vernunftschlüsse.

Hr. Dupont. Aus der Schrift des Hrn. Arnaud erhellt, daß im Jahr 1720, mitten im Ueberflusse, das Korn im Preise stieg, und daß es nachher plötzlich fiel, als die Illusion aufgehört hatte. Auf diese Thatsache stütze ich mich. Mein Gegner, Hr. de Montesquiou, hat behauptet, daß dasjenige, was im Jahr 1720 geschehen ist, jetzo nicht geschehen werde, und daß man das damalige Papiergeld mit dem jetzigen nicht vergleichen könne. Aber er irrt sich: denn gerade zu der Zeit, als jenes Papiergeld einen reellen Geldeswerth hatte, stieg das Korn im Preise. Die Erfahrung hat Euch gelehrt, daß Eure Assignate sechs pro Zent verloren haben, und die allerrichtigste Arithmetik zeigt, daß sie neun bis zehnmal so viel verlieren werden, wenn ihre Masse verzehnfacht wird. Wenn einst der Verlust, den sie leiden werden, alle Rechnungen der Landwirthschaft und der Handlung in Unordnung gebracht haben wird; dann wird der Diskredit, in welchem sie stehen werden, schrecklich seyn. Ihr habt vor Euren Augen ein auffallendes Beispiel. Vor zehen Jahren gab es in den amerikanischen Staaten ein Papiergeld, welches, eben so wie dasjenige das man Euch vorschlägt, die Ehre und Rechtschaffenheit der ganzen Republik, nebst ungeheuren Gütern zur Hypothek hatte; welches, eben so, durch vortreffliche Reden vertheidigt und angepriesen, durch Beschlüsse gestempelt, und auf das Wohl des Staates gegründet war. Was geschah! Ungeachtet dessen, was der Kongreß that; ungeachtet dessen was Franklin und Washington thaten; kostete dennoch ein paar Stiefeln 36,000 Livres in Papier-

geld, und ein Nachtessen für vier Personen, dessen Werth 30 Livres war, kostete 150,000 Livres in Papiergeld. Man sagt Euch: diejenigen, welche Assignate haben, werden Nationalgüter kaufen. Niemand kauft. Es giebt nur wenige Bürger des Staats, die im Stande sind Kapitale anzuhäufen. Der Handwerksmann, welcher am Ende der Woche, ein Assignat von 6 Livres erhält, braucht dasselbe, um in der künftigen Woche davon zu leben. Die Handwerker, die Tagelöhner, die Bauren, die Kaufleute und die Künstler, werden ihre Assignate gegen Silber verkaufen, und dieses erwarten die spekulirenden Kapitalisten. Der Verkauf wird mit 50, vielleicht, vielleicht mit 75 pro Zent, Verlust geschehen. Laßt mich Alles sagen! Der Assignatenplan ist weiter Nichts, als eine Erfindung, um einige kluge Leute in den Besitz der Nationalgüter zu setzen, ohne daß es ihnen einen Heller kostet. Sie verfahren dabei auf folgende Weise. Sie kaufen für eine Million auf Termin, königliche Papiere, oder Aktien der alten ostindischen Kompapnie, welche 25 pro Zent verlieren. Diese Effekten tragen sie nach der Nationalkasse, und erhalten dafür eine Million in Assignaten. Nach dem Verfalle des Termins zahlen sie 750,000 Livres, und gewinnen also 250,000 Livres, welche sie in Assignaten behalten. Macht man diese Operation noch drei mal, so hat man eine Million in Assignaten. Nun kauft man Nationalgüter für eine Million. Und dieses sind alsdann die guten Bürger des Staats, die sich rühmen, für eine ganze Million Nationalgüter gekauft zu haben; da ihnen doch diese Güter keinen Heller kosten. Der Assignatenplan ist nicht in dieser Versammlung entstanden. Es ist ein Plan, den Ausländer

(der Genfer Claviere) gemacht haben, die gewohnt sind in unseren Fonds zu spielen, die Alles angewandt haben, um diejenigen von unseren Kollegen irre zu führen, deren Bescheidenheit ihnen nicht erlaubt, eine Meinung für sich zu haben."

Die Rede des Hrn. Dupont dauerte drei volle Stunden. Sie enthielt das Beste und das Richtigste, was über die Assignate gesagt worden ist. Er entdeckte das eigentliche Geheimniß Mirabeaus und seiner Freunde, welche sich gerne, ohne Kosten, in den Besitz der geistlichen Güter setzen wollten.

Um den großen Eindruck, welchen diese Rede, eines in Finanzsachen so sehr erfahrnen Mannes, gemacht hatte, zu widerlegen, stieg Mirabeau auf den Rednerstuhl. Seine Rede war mit vieler Mühe und mit großer Kunst ausgearbeitet. Sie enthielt sehr viele Uebertreibungen, viele leere Deklamationen, und viele demagogische Schmeicheleien. Er sagte: die Konstitution, die Revolution, die Freiheit sogar, seyen verloren, wenn dieselben nicht, durch die, von ihm vorgeschlagene, ungeheure Papiermasse unterstützt würden. Er widerlegte alle, gegen die Assignate vorgebrachten, schwachen Einwürfe, weitläuftig; und der starken Einwürfe erwähnte er nicht. Seine eigenen Widersprüche rechtfertigte er durch neue Widersprüche. Um seine Rede interessant zu machen, brachte er, hin und wieder, lange Tiraden und bittere Sarkasmen gegen die Herren Necker, Dupont, Condorcet, und gegen Andere an, welche dem Assignatenplan entgegen waren. Er sprach drei volle Stunden.

Hr. Bergasse Laziroule nannte die Assignate: Wechselbriefe, auf eine unbestimmte Zeit ausgestellt, und in unbeweglichen Gütern zahlbar.

Der Abbe Maury sprach gegen die Assignate, und wiederholte was Hr. Dupont schon gesagt hatte.

Hr. Barnave sprach lange, zu Gunsten des Assignatenplans.

Eine grosse Menge Zuschriften, welche, aus verschiedenen Handelsstädten des Königreichs, an die Versammlung gekommen waren, von denen die meisten dringend baten, eine so verderbliche Maasregel, welche Handlung und Manufakturen unfehlbar zu Grunde richten würde, nicht anzunehmen, sollten vorgelesen werden. Aber Mirabeau widersetzte sich heftig; und die Zuschriften und Bittschriften wurden nicht gelesen.

Mirabeau hatte sich, seit der Zeit da er Mitglied der Nationalversammlung war, niemals so viele Mühe gegeben, um einen Plan durchzusetzen, als er sich um den Assignatenplan gab; um diesen Plan, welcher ihm und seinen Freunden, auf Kosten der betrogenen Nation, ungeheure Reichthümer verschaffen sollte. Er liess Geld, in grosser Menge, unter den Pariser Pöbel austheilen, um diesen aufzuwiegeln. Man bediente sich aller der Mittel, deren man sich schon vormals bedient hatte, als von dem Veto die Rede gewesen war. Proskriptionslisten wurden ausgetheilt; die rechtschaffenen Mitglieder der Versammlung, welche gegen die Assignate votirten, wurden als Aristokraten verschrien und ihnen wurde mit Ermordung gedroht. An dem Tage, als Hr. Dupont seine vortrefliche Rede, gegen den Assignatenplan, in der Versammlung gehalten, und die Ränke der Demagogen aufgedeckt hatte, wurde er, als er die Versammlung verließ, von dem Pöbel angefallen. Man rief ihm zu: „Habt Ihr gegen die

„Assignate gesprochen?" — „Allerdings!" gab er zur Antwort „Ihr wißt nicht was Ihr verlängt. Wenn „man Assignate verfertigte, so müßtet Ihr das Brodt „um doppelten Preis bezahlen." Sogleich fielen einige bestellte Kerle über ihn her, und wollten ihn in das große Bassin der Thuillerien werfen, um ihn, wie sie sich ausdrückten, kalt baden zu lassen. Die Bürgermiliz kam dazu, und befreite ihn aus den Händen seiner Mörder.

Hr. Dupont ließ sich, durch diesen Vorfall, nicht, wie Mirabeau gehofft hatte, in Schrecken bringen. Sondern er trat, am 7. September, in der Versammlung auf, und entdeckte den ganzen schändlichen Plan.

„Ich habe Euch" sagte er „Thatsachen zu erzählen, denen Ihr, aus Liebe für die Konstitution, und aus Eifer dieselbe bald zu endigen, Eure ganze Aufmerksamkeit schenken müßt. Ich hätte diese Thatsachen Eurer Klugheit und Eurer Gerechtigkeit schon lange angezeigt, wenn ich es nicht für Pflicht gehalten hätte, ihre Verbindung zu untersuchen, damit ich desto zuverlässiger von den Mitteln sprechen könnte, durch welche sie hervorgebracht werden. Ihr wißt, wie viele Mühe sich die Feinde der, von Euch beschlossenen, und von dem Könige genehmigten Konstitution geben, derselben zu schaden. Diese Feinde sind: theils solche, die den vorigen Zustand des Reiches zurückwünschen; theils solche, welche, bei der jetzt herrschenden Anarchie, sich eine sträfliche Gewalt angemaaßt haben; oder es sind auch, zum Theil, Agenten auswärtiger Mächte, welche, bei dem gegenwärtigen politischen Zustande von Europa, Eure Augen auf einen andern Gegenstand zu lenken, und Eure Kräfte, durch innerliche Unruhen, zu verrin-

gern suchen. Voller Verzweiflung über die schnelle Herstellung der Ruhe zu Nancy, bleibt ihnen nichts mehr übrig, als Unruhen in Paris selbst zu erregen. Sie haben eine Armee von Räubern und Mördern, welche unter ihren Befehlen steht; welche sie von einem Theil des Königreichs nach dem andern schicken; von welcher sie ein Detaschement zu Nancy hielten; und von welcher ein anderes Detaschement zu Paris befindlich ist. Diese Armee geben sie, mit unerhörter Frechheit, für das französische Volk aus, ungeachtet sich unter derselben nur sehr wenige Frankreicher befinden, und ungeachtet dieselbe nur ein zusammengerafftes Gesindel, von Menschen ohne Heimath und ohne Vaterland ist, von denen die meisten dem Arme der Gerechtigkeit entlaufen sind. Mit diesen Leuten haben sie sich unterstanden, in Gegenwart des wirklichen, und mit Recht darüber aufgebrachten französischen Volkes, am vorigen Donnerstag (am 2 September) durch ein schreckliches Mordgeschrei Eure Berathschlagungen zu stören; durch ein Mordgeschrei, welches, mit großem Geheule, unter Euren eigenen Fenstern, und mit einer Kriegserklärung gegen Euch selbst, vorgebracht worden ist. Man hatte, durch ein Modell der Bastille, welches in der Stadt herumgetragen, und alsdann hieher gebracht wurde, eine große Menge Volks versammelt; man hat unter dieses Volk ungefähr vierzig, theils wirkliche, theils vorgebliche Enthusiasten, die das Schreien recht verstehen, vertheilt; und außer diesen noch vier bis fünf hundert besoldete Kerle. Man hat ihnen die Parole gegeben: „Bist Du sicher?" und die Antwort: „Ein sicherer Mann." Man hat Geld in Menge ausgetheilt, um durch Geld noch An-

dere in die Verbindung zu ziehen. Viele Zeugen haben, bei der Bürgermiliz, und auf dem Rathhause, ausgesagt: daß man ihnen zwölf Livres angeboten habe, wenn sie mit schreien wollten, und daß man ihnen diese zwölf Livres in der Hand gelassen habe. Man hat öffentlich angekündigt: dieser Lärm solle noch eine Zeit lang fortdauren; es würde alle Tage Etwas vorfallen: und in der That hat man auch jeden Tag das Mordgeschrei gehört. Man hat öffentlich angekündigt: am 10. September, an demjenigen Tage, an welchem Ihr über die Assignate zu beschließen Euch vorgenommen habt, solle der Hauptsturm ausbrechen. Diese Ankündigungen, welche unbesonnen scheinen möchten, sind die feinste Kriegslist, in diesem schändlichen Kriege. Zufolge solcher Ankündigungen, die man weit umher verbreitet: daß nehmlich, an einem gewissen, bestimmten Tage, große Unordnungen vorfallen würden; daß Mordthaten geschehen würden; daß es viel zu plündern geben werde; und daß vorher, unter die subalternen Anführer, unter die sicheren Männer, Geld werde ausgetheilt werden: zufolge solcher Ankündigungen, kommen die Räuber auf dreißig bis vierzig Stunden weit her, und eine kleine Anzahl von Menschen verschafft sich, auf diese Weise, eine zahlreiche und fürchterliche Armee von Verbrechern, ohne daß es ihnen so viel Geld kostet, als wenn sie dieselben beständig im Solde halten müßten. Und diese Kerle kommen an dem bestimmten Tage an, ohne eine andere Bezahlung, als die Hoffnung einen guten Fang zu thun. Die klugen Leute, welche solche Pläne anlegen, haben, gerade so wie die Nation selbst, eine kleine regelmäßige Armee, welche bezahlt wird und nicht viel kostet, und zahlreiche

Hülfstruppen, welche über das ganze Königreich zerstreut sind, welche kein Geld kosten, und welche, im Falle der Noth, sogleich bei der Hand sind. Trommelschläger und Trompeter, um diese Armee zu versammeln, sind: theils ausgestreute Proskriptionslisten, theils die Ankündigung, daß, an einem bestimmten Tage, ein großer Aufruhr seyn werde. Sie werden sich selbst erinnern, meine Herren, daß keine einzige große Volksbewegung vorgefallen ist, welche nicht einige Tage wäre vorhergesagt worden: und ohne die Vorhersagung würde dieselbe niemals erfolgt seyn."

Solcher Mittel bediente sich Mirabeau, um seinen Assignatenplan, welcher ihn, der voller Schulden war, auf einmal zum reichen Manne machen sollte, durchzusetzen. Die Versammlung nahm indessen den Plan nicht in seinem ganzen Umfange an, sondern sie beschloß: statt der vorgeschlagenen 2000 Millionen Assignate, nur 800 Millionen verfertigen zu lassen.

Sollte der Assignatenplan gelingen, so mußte nothwendig Hr. Necker entfernt werden: denn dieser kannte das Geheimniß, und er würde alle Plane vereitelt haben. Mirabeau beschloß daher, den Hrn. Necker ermorden zu lassen. Die Meuchelmörder waren schon bestellt, und die Gassenhauer waren schon verfertigt, welche gesungen werden sollten, wenn der Kopf des Hrn. Necker in den Straßen von Paris würde herum getragen werden. Die Nacht zwischen dem zweiten und dem dritten September war zu der Ausführung bestimmt. Aber Hr. la Fayette erhielt Nachricht von diesem schrecklichen Vorhaben Mirabeaus. Am zweiten September sandte Hr. la Fayette einen seiner Adjutanten an den Hrn. Necker, um denselben wissen zu lassen,

in welcher Gefahr er sich befinde, und um ihn dringend zu bitten, daß er sein Haus sogleich verlassen möge. Hr. Necker ließ anspannen, und fuhr nach seinem Landhause zu St. Ouen, in der Nähe von Paris. Als er ankam war es Nacht, und alle Einwohner des Dorfes schliefen schon. Sie erwachten, als sie das Gerassel einer Kutsche hörten, und kamen aus ihren Häusern heraus. Hr. Necker erschrak, er fürchtete das Schicksal eines Foulon, und hielt es für nöthig, sich zu verstecken. Er verließ, in der Finsterniß, allein und zu Fuße, sein Landhaus, und irrte, bis am Morgen, in dem kleinen Thale zu Montmorenty herum. Dann kam er nach Paris zurück, und schrieb an die Versammlung folgenden Brief:

„Meine Herren."

„Durch ununterbrochene Geschäfte, durch Kummer „und durch Unruhe, ist meine Gesundheit, schon seit „einiger Zeit, sehr geschwächt worden. Indessen habe „ich es doch, von einem Tage zum andern aufgeschoben, nach dem Brunnen zu reisen, welches man mir „dringend gerathen hatte. Ich that was mein Eifer „und meine Ergebenheit von mir verlangten, und fieng „an, mich mit einer außerordentlichen Arbeit zu beschäftigen, welche mir von der Nationalversammlung „aufgetragen worden war. Aber ein neuer Anfall derjenigen Krankheit, die mich diesen Winter schon in „so große Gefahr gesetzt hat, und die quaalvolle Unruhe „einer eben so tugendhaften als geliebten Frau, haben „in mir den Entschluß erregt, es nicht länger anstehen „zu lassen, meiner Bestimmung zu folgen. Ich darf „Ihnen nicht vorenthalten, daß es meine Absicht ist,

„indem ich mich von den Geschäften zurückziehe, den
„Zufluchtsort wiederum zu suchen, welchen ich verlassen
„habe um Ihren Befehlen zu gehorchen. Ich biete
„Ihnen an, meine Herren, und ich lasse Ihnen, als
„Kaution meiner Verwaltung: mein Haus zu Paris,
„mein Landhaus, und meine, in dem königlichen Schatze
„liegenden Kapitalien. Diese bestehen, schon seit lan-
„ger Zeit, aus 2,400,000 Livres. Ich verlange davon
„nicht mehr als 400,000 Livres mitzunehmen, welche
„ich, bey meiner Abreise von Paris, nothwendig brauche,
„um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.
„Das Uebrige lasse ich, ohne Furcht, unter dem Schutze
„der Nation. Es liegt mir sogar daran, auf diese
„Weise ein Depositum zurückzulassen, welches mir für
„mich sehr ehrenvoll zu seyn scheint, weil ich es zu An-
„fange des letzten Krieges übergab, und weil ich, aus
„Achtung für das beständige Bedürfniß des königlichen
„Schatzes, dasselbe, auch mitten unter den allerbeun-
„ruhigendsten Umständen, und in der langen Zwischen-
„zeit, in welcher Andere die Verwaltung der Geschäfte
„hatten, nicht habe zurücknehmen wollen. Die Feind-
„schaft und die Ungerechtigkeit, welche ich erfahren
„mußte, haben mich auf den Gedanken gebracht, diese
„Kaution anzubieten. Aber, wenn ich diesen Gedanken
„mit meiner Aufführung in der Verwaltung der Finan-
„zen zusammenhalte, so ist es mir wohl erlaubt, den-
„selben unter die übrigen Sonderbarkeiten meines Le-
„bens zu rechnen. Ich bin u. s. w.

„Necker."

„N. S."

„Das was ich jetzo leide, erlaubt mir nicht, in
„diesem, in Eile geschriebenen Briefe, die verschiede-

„nen Gefühle auszudrücken, welche ich die Absicht
„hatte demselben beizufügen.“

Welch ein Brief! Hr. Necker, der die Stellvertreter der französischen Nation mit den Besorgnissen seiner lieben Frau unterhält! Der Finanzminister Frankreichs, der die ungeheuren Einkünfte dieses grossen Reichs verwaltet hat, und nun zwei Millionen als Kaution zurückläßt, während Tausende von Millionen durch seine Hände gegangen sind! Der Finanzminister, der sich stellt, als ob Er mit seinen zwei Millionen den Staat vom Verderben und vom Umsturze gerettet habe! In der That man muß die ungeheure Eitelkeit dieses Mannes bedauren, der da vom Bankier zum Minister befördert wurde, und als Minister noch immerdar Bankier blieb!

Während der Ablesung dieses Briefes brach ein grosser Theil der Versammlung in ein lautes Gelächter aus. Die rechtschaffenen Mitglieder der Versammlung wurden über diesen unanständigen Ausbruch einer unzeitigen Freude höchst unwillig. „Man wisse nicht“ sagten sie „ob man mehr über die unanständige Einfalt „des Hrn. Necker aufgebracht seyn solle, welcher, in „seinem Abschiedsbriefe an die Nationalversammlung, „von seiner Frau und von seiner häuslichen Unruhe „spricht, oder über das empörende und grausame Gelächter, mit welchem eben diese Versammlung die „letzten Klagelieder eines weinenden und jammernden „Ministers jetzt aufnehme.“

Die Ursache dieser grossen Freude der Demagogen blieb indessen nicht lange verborgen. Der Brief des Hrn. Necker war kaum vorgelesen, als schon Hr. de

Biau-

Biauzat aufstand, und vorschlug: die Versammlung solle die Verwaltung des königlichen Schatzes selbst übernehmen. Niemand widersetzte sich: und so hatte dann endlich die Versammlung, was dieselbe schon lange gewünscht hatte, das Geld der Nation in ihren Händen! – Hr. Necker reiste, am 8. September, heimlich von Paris ab. Ruhig sollte er nicht reisen. Mirabeau ließ, durch den Jakobinerklub, an die verbrüderten Klubs schreiben, daß sie Hrn. Necker aufhalten möchten. Dieß geschah zu Arcy sür Aube. Hr. Necker wurde daselbst von dem Bürgerrathe der Stadt angehalten, und von der Bürgermiliz bewacht. Er schrieb an den Presidenten der Nationalversammlung wie folgt:

„Mein Herr."

„Ich habe die Ehre, Ihnen, in einem Gasthofe zu „Arcy sür Aube, zu schreiben, wo die Bürgermiliz „mich und die Madame Necker anhält, bis die Natio„nalversammlung befehlen wird, daß man mich meine „Reise fortsetzen lasse. Die Versammlung mag, ohne „daß ich dieselbe darauf aufmerksam mache, sich vor„stellen, was ich hiebei empfinden muß. Ich habe, „ohne alle Belohnung, und mit der völligsten Ergeben„heit, dem Staate gedient, und ich darf versichern, „daß, während meines Ministeriums, jeder Augenblick „dazu angewandt worden ist, nach meinen Kräften, „und nach meinen Einsichten, Gutes zu thun. Ich „ersuche die Versammlung, nicht zu erlauben, daß, „am Ende aller meiner Bemühungen, ich nicht einmal „derjenigen Freiheit genießen könne, welche die Gesetze „allen Bürgern des Staates zusichern. Ich habe die „Ehre, u. s. w.

„Necker."

Die Versammlung beschloß: daß der President dem Hrn Necker einen äußerst trocknen Brief schreiben, und ihm erlauben solle, seine Reise fortzusetzen.

Hr. Necker reiste weiter. Aber zu Vesoul, wo ihn die Einwohner, ein Jahr vorher, bei seiner Rückreise aus der Schweiz nach Frankreich, beinahe vergöttert hatten, rottete sich der Pöbel zusammen, und es wurde vorgeschlagen, ihn aufzuhängen. Der Bürgerrath der Stadt rettete ihn, und sorgte dafür, daß er, ohne weitere Schwierigkeiten, seine Reise fortsetzen konnte.

Zu Paris war über diese Abreise des Hrn. Necker eine allgemeine Freude. Ein unbegreiflicher Haß und eine ungerechte Verachtung gegen diesen Exminister zeigte sich unter allen Ständen. Auf dem Rathhause wurde, unter das Brustbild, welches ihm die Stadt Paris, ein Jahr vorher, aus Dankbarkeit, auf dem Rathhause hatte setzen lassen a), folgende Unterschrift, nach seiner Abreise, bevestigt: Populus me sibilat, sed ipse mihi plaudo domi, dum video nummos in arca.

Diejenigen Männer, welche, von einem unbesonnenen Ehrgeize angetrieben, ohne die Welt zu kennen, es für das höchste Glück halten, in derselben eine ausgezeichnete Rolle zu spielen, mögen aus dem Beyspiele des Hrn. Necker lernen, wie verächtlich, wie unwürdig eines Weisen, der Beifall des Pöbels ist. Noch waren nicht funfzehn Monate verflossen, als Hr. Necker, mit schwärmerischer Abgötterei, angebetet wurde; als der Tag seiner Abreise ein Tag der Trauer und des Schreckens war; als man sein Brustbild, wie das Palladium der Freiheit, in den Straßen herum trug; als

a) Man sehe Band 2. S. 129.

er in die Stadt Paris einen Triumpheinzug hielt; als der Pöbel die Pferde von seinem Wagen spannte, und ihn selbst zog; als Straßen, Plätze, und öffentliche Gebäude, um seinetwillen erleuchtet waren; als die Luft vom Jubelgeschrei und vom Vivatrufen ertönte; als es ein Verbrechen war, ihn nicht anzubeten; als Jedermann sagte: Er allein sey der Retter Frankreichs; als jeder Zweifel an Hrn. Neckers Rechtschaffenheit und an Hrn. Neckers Allwissenheit, den Mann, welcher solche Zweifel hegte, des Aristokratismus verdächtig, und folglich des Todes schuldig machte; als ganz Paris vor Neckern auf die Kniee fiel; als der König seine Krone verlor, weil er kein Zutrauen mehr in Hrn. Necker hatte; als ihn die Stellvertreter der Nation mit Schmeicheleien und mit Lobeserhebungen überhäuften; als man Ludwig dem Sechszehnten sagte: sein Volk habe ihn erobert; und Hrn. Necker: Er habe das französische Volk und den König erobert. Zu der Zeit, als alles dieses geschah, war Necker auf dem Gipfel seines Glückes. — Aber welch ein Fall! — und dieser Fall fieng noch an demselben Tage an, an welchem sein Glück am größten war. Im Monat September 1790, ein Jahr nachher, wurde Necker, von denselben Menschen, die ihn angebetet hatten, verspottet und verlacht; man plagte ihn, man quälte ihn, man widersprach ihm; jeden Tag war er neuen Anfällen ausgesetzt; auf die bitterste Weise warf man ihm seine Fehler vor, und gedachte nicht mit Einem Worte des Guten, das er gethan hatte; in den schändlichsten Pasquillen ward er, vor der ganzen Nation, gelästert, und an den Pranger gestellt; alle seine Freunde verließen ihn, und seine Vertrauten wurden seine ärgsten und bittersten Feinde;

er ward gezwungen sich, mit Lebensgefahr, aus derjenigen Stadt zu entfernen, deren Abgott er gewesen war; eben das Volk, welches ihn einen Retter des Staats genannt hatte, verlangte, schäumend und tobend seinen Kopf; auf seiner Rückreise ward er, von denselben Menschen, die ihn, auf seiner Herreise, vergöttert hatten, als ein Verbrecher angehalten und bewacht; und die Nationalversammlung, welche ihn mit entzückender Freude aufgenommen hatte, spottete und lachte nunmehr, wenn er klagte, daß er, in ihrem Dienste, seine Gesundheit aufgeopfert, und sein Leben verkürzt habe. Wahrlich! die Gunst des Volkes, der Beifall des großen Publikums, ist ein leerer Hauch; nicht werth, daß sich der Weise, der nur den Beifall seines eigenen Herzens sucht, und, wenn er diesen erhält, der ganzen Welt trotzt, darum bewerbe! Der wahre Ruhm, derjenige Ruhm welcher des Weisen würdig ist, ist ein Ruhm von einer ganz andern Art. Es ist der Beifall einiger wenigen Auserwählten. Nach diesem strebt er; und wenn er ihn erhält, dann läßt er gerne dem großen Haufen, dem Pöbel, seine selbstgemachten Götter; überzeugt, aus Erfahrung, daß das Reich derselben nur kurze Zeit dauren werde. Als der Pabst Alexander der Sechste Krieg führte, nahm er eine kleine Stadt ein. Er hielt an dem Einen Thore seinen siegreichen Einzug, und durch das andere, entgegengesetzte Thor, zog die Armee seiner Feinde, der Ursini, heraus. Als er auf dem Marktplatze ankam, fand er die Einwohner beschäftigt, einen Strohmann mit der dreifachen Krone, welcher Ihn selbst vorstellen sollte, von einem aufgerichteten Galgen abzunehmen, und, nahe dabei, sah er, daß Andere die Bildsäule

eines Ursini umwarfen, um seine eigene auf das Fußgestelle derselben zu setzen. Alexander lachte, und sagte, zu Cäsar Borgia, seinem Sohne: „Da siehst „du, lieber Sohn, wie gering der Unterschied zwischen „dem Galgen und einer Ehrensäule ist!“ (Vides, mi fili, quam leve discrimen patibulum inter et statuam) Eine wichtige Lehre, für Alle Diejenigen, welche die Gunst des Pöbels suchen!

Am 27. August berathschlagte sich die Versammlung über die Frage: ob die Bitte der Einwohner von Avignon, welche sich der Herrschaft des Bischofs von Rom zu entziehen, und mit Frankreich zu vereinigen wünschten, angenommen werden solle, oder nicht? Hr. Tronchet las, über diesen Gegenstand, einen langen und vortreflich abgefaßten Bericht vor, in welchem er die Versammlung zu den wahren Grundsätzen, nach denen sie urtheilen müsse, zurückzuführen suchte. „Man hat behauptet“, sagte er „daß alle Gewalt von der Nation herkomme; daß das Volk zu Avignon sich seines natürlichen Rechts bedient habe, als es sich für frei, für souverain und für unabhängig erklärte. Nachher habe es sich, sagt man, mit Frankreich vereinigen wollen, und diese Vereinigung sey der allgemeine Wille des Volks gewesen; folglich habe Avignon ein Recht zu erwarten, daß Frankreich diese Vereinigung annehme. Dieser Vernunftschluß läßt einige, sehr gegründete Zweifel zu. Die Abgesandten von Avignon geben vor: sie seyen die Ueberbringer des allgemeinen Willens der Einwohner. Aber auf welche Weise hat sich dieser allgemeine Wille zu erkennen gegeben? Durch die einstimmige Berathschlagung aller Distrikte der Stadt. Aber die Berathschlagungen der Distrikte sind fehlerhaft

in der Form; denn außerdem, daß sie nicht sagen, alle Stimmen seyen für die Vereinigung gewesen, so erwähnen sie nicht einmal der Anzahl der Stimmenden. Und bei welcher Gelegenheit sind diese Stimmen eingesammelt worden? Die Bürgermiliz war unter sich im Kriege, in allen Straßen standen aufgerichtete Galgen. Mitten im Lärm, als Ströme von Blut flossen, unter den Galgen, und über den Leichnamen der, ihrer Wuth aufgeopferten Schlachtopfer, versammeln sich die Distrikte, wählen unter sich Abgesandte, und senden Euch dieselben her. Unstreitig ist es weder der Würde, noch der Rechtschaffenheit der französischen Nation gemäß, eine Bitte zu gewähren, welche durch solche Greuelthaten erzwungen worden ist. Ungeachtet des Grundsatzes, den Sie angenommen haben, daß nehmlich die Souverainetät in dem Volke ruhe, können Sie, meine Herren, dennoch die Vereinigung Avignons mit Frankreich nicht annehmen: denn diese Vereinigung ist nicht der bekannte und deutliche Wille des größeren Theils des Volkes; und wäre es auch der deutliche Wille des größeren Theils, so ist doch dieser Wille, durch entsetzliche Greuel und Mordthaten, erzwungen worden, und es ist demzufolge kein freier Wille. Ferner macht der Bischof zu Rom doch wenigstens einen Theil der Regierung zu Avignon aus, und folglich kann Avignon sich nicht mit Frankreich vereinigen, wenn Er nicht einwilligt. Ihr habt beschlossen, daß Ihr allen Eroberungen entsagtet. Ihr habt versprochen, fremde Besitzungen nicht anzugreifen, und auch die Eurigen nicht angreifen zu lassen. Würdet Ihr nun nicht diesem Beschlusse offenbar entgegen handeln, wenn Ihr die Bitte der Avignoner annähmet? Wollt Ihr etwa sagen:

in Eurem Beschlusse hättet Ihr nur solche Eroberungen verstanden, welche durch Gewalt der Waffen gemacht werden; auf diese hättet Ihr Verzicht gethan: aber hier sey keine Rede von Gewalt der Waffen, oder von Krieg. Nein! meine Herren, auf diese Weise wollen wir nicht sprechen! Dieses System, welches eine Eroberung durch Waffen von einer Eroberung durch Ueberredung unterscheiden wollte, würde ein sehr gefährliches System seyn. Es würde uns selbst gefährlich werden. Denn, unter dem Vorwande der Souverainetät des Volkes, könnten sich auch unsre Provinzen losreißen, und sich an andere Mächte übergeben. Mit Einem Worte, meine Herren, Sie haben ganz und gar kein Recht, sich in den Streit zwischen dem Volk zu Avignon und der Regierung zu mischen."

Hr. Malouet hielt eine lange Rede. Er wiederholte alle die Gründe, welche Hr. Tronchet schon vorgebracht hatte, und behauptete: daß sich Frankreich, ohne die schreiendste Ungerechtigkeit, der Grafschaft Avignon nicht bemächtigen könne.

Ganz anderer Meinung war Hr. Bouche, einer der vorzüglichsten Urheber der Unruhen zu Avignon. Wenn Avignon mit Frankreich nicht vereinigt werde, meinte er, so würde es immer ein Kontrerevolutionsnest bleiben; und die vielen Mönche daselbst; und die große Menge von Aristokraten! Aus allen diesen Gründen hielt Hr. Bouche dafür, daß Frankreich wohl thun werde, wenn es sich der Grafschaft Avignon ohne Aufschub bemächtige.

Hr. de Clermont Tonnerre. Wenn man Hrn. Bouche raisonniren hört, so glaubt man, man befinde sich in dem Staatsrathe Ludwigs des Vierzehnten. Er

ist ungehalten darüber, daß ein, dem Pabste zugehöriges Ländchen, mitten in Frankreich liegen solle. Aber, meine Herren, dieses Ländchen wird in Frankreich das seyn, was die Strohhütte des Armen in dem Parke eines großen Königs ist: ein Denkmal der Gerechtigkeit, durch welche dieselbe beschützt wird.

Die Versammlung entschied Nichts, sondern schob die fernere Berathschlagung, bis zu einer unbestimmten Zeit, auf.

Anfänglich war die neue französische Konstitution eine ganz uneingeschränkte Demokratie. Alle Wahlen wurden dem versammelten Volke überlassen; alle öffentlichen Stellen sollte das Volk, durch freie Wahl, besetzen. Man gab vor, solche Volksversammlungen seyen Versammlungen von freien und unbestechlichen Patrioten, die nicht irren könnten, und jederzeit den Würdigsten wählen würden. Aber die Erfahrung lehrte bald die Gesetzgeber Frankreichs, was dieselben aus der Geschichte schon lange hätten wissen können: daß der Pöbel jederzeit aus Leidenschaft, und niemals aus Vernunft handelt. Die Nationalversammlung nahm daher, am 7. September, den schönklingenden aber unwahren Grundsatz, auf welchen sie ihre ersten Gesetze gegründet hatte, zurück, und beschloß: daß die, von dem Volke einmal gewählten Wahlherren, ihre Stellen zwei Jahre lang behalten, und, während dieser Zeit, alle öffentlichen Aemter, ohne Mitwirkung des Volks, zu besetzen die Macht haben sollten. Also haben nunmehr die Wahlherren die ungeheure Gewalt: Gesetzgeber, Stellvertreter der Nation, Verwalter öffentlicher Einkünfte, Richter, Geistliche, und Bürgerräthe, nach Gutdünken zu wählen; und das Volk ist,

so wie es unter der vorigen Regierung war, von aller Mitwirkung zu diesen Wahlen ausgeschlossen.

Am 9. September machte der Kriegsminister der Versammlung bekannt, daß er dem Regimente Vexin Befehl gegeben habe seine Garnison zu verändern, und nach Antibes zu marschiren; daß aber der Bürgerrath von Marseille, zufolge seiner selbst angemaaßten Oberherrschaft, für gut befunden habe, zu befehlen, daß das Regiment nicht marschiren solle. Die Versammlung befahl dem Bürgerrathe zu Marseille: er solle der Ausübung der Befehle des Kriegsministers keine Hindernisse entgegensetzen.

Kaum war diese Sache abgethan, als, im Namen der Staatsinquisition, Hr. Voidel auf den Rednerstuhl trat, und (mit dem Tone des Cicero, als derselbe die Verschwörung des Katilina entdeckte) folgendermaaßen sprach: „Der Untersuchungsausschuß, immer seiner „Pflicht getreu, und schuldig dem Vaterlande von der „Anwendung seiner Zeit Rechenschaft abzulegen, hat „die ganze Nacht schlaflos zugebracht, und sich mit einer „äußerst wichtigen Sache beschäftigt." Die tiefste Stille herrschte in der Versammlung, in Erwartung der Dinge die da kommen würden — und da erfuhr man folgendes:

Eine Wäscherinn, Namens Cus, holte unreine Wäsche bei der Madame de Persan ab. In einer Tasche findet sie einen Brief. Sie zeigt den gefundenen Brief ihrem Manne. Dieser kann nicht lesen. Er bringt den Brief nicht der Eigenthümerinn zurück, sondern er behält denselben drei Wochen lang bei sich. Dann zeigt er ihn einer Gewürzkrämerinn, Namens Houde. Diese Frau läßt sich den Brief geben, und zeigt denselben einer

ihrer Freundinnen, Namens Arnoult. Diese bringt den Brief nach ihrem Distrikte; und der Präsident des Distrikts übersendet derselben der Staatsinquisition. Dieser wichtige Brief lautet wie folgt: „Es ist mir „unmöglich, Frau Gräfinn, Ihnen Alles zu schreiben, „was ich Ihnen zu sagen habe; aber was ich Ihnen „geschrieben habe, ist verständlich genug, um keiner „weiteren Erklärung zu bedürfen. Je weiter wir kom„men, um desto mehr rücken wir der Entwicklung näher. „Die Mine wird täglich mehr geladen, und ich bin im „Stande Ihnen Nachricht zu geben, wenn dieselbe an„gesteckt wird. Die Folgen des Zerplatzens derselben „werden sich weit umher verbreiten. Sorgen Sie „dafür, daß Sie von den herumspringenden Stücken „nicht getroffen werden. Sie haben die Güte gehabt, „mich als Ihren Freund anzusehen, und jetzt erfülle ich „meine Pflicht, indem ich Sie warne, auf Ihrer Huth „zu seyn. Ihr Papa wird Ihnen mehr sagen. Ich „bin."

„Der Graf Heinrich."

Sobald die Staatsinquisition diesen Brief erhielt, wollte dieselbe vor allen Dingen wissen, wer dieser Graf Heinrich sey Sie sandte daher einen ihrer Spione zu dem Bedienten der Madame de Persan, um densel ben zu fragen: wo der Graf Heinrich wohne? Der Bediente gab zur Antwort: er wisse es nicht. Hierauf wurde der Spion zu der Madame de Persan selbst gesandt, um ihr dieselbe Frage vorzulegen. Sie sagte: der Graf befinde sich nicht zu Paris. Nun sendet die Inquisition zwei ihrer Mitglieder, mit einer zahlreichen Wache von Bürgersoldaten, in der Nacht um zwei Uhr, nach dem Hause der Madame de Persan. Man dringt

in ihr Zimmer, man reißt sie aus dem Bette, man schleppt sie nach dem Rathhause und verhört sie. Zugleich bemächtigt man sich aller ihrer Papiere. In den Papieren wird nichts verdächtiges gefunden, und sie erklärt: der Brief komme von dem Grafen Heinrich de Cordon, einem Savoyarden, welcher sich aber jetzt zu Lyon aufhalte. Wahrscheinlich habe er geglaubt, daß Truppen aus Savoyen nach Frankreich marschiren würden, um eine Kontrerevolution zu bewirken, und er habe ihr davon Nachricht geben wollen, damit sie sich in Sicherheit setze.

Ueber diese Erzählung entstanden in der Versammlung lange und heftige Debatten. Die Vorsicht der Staatsinquisition wurde sehr gelobt, und das ganze Verfahren ward gebilligt. Hr. Despremenil zeigte, mit großer Beredtsamkeit, den fürchterlichen Mißbrauch, welchen die Staatsinquisition von der ihr anvertrauten Gewalt zu machen anfange, da sie sich erlaube, ohne Rücksicht auf Rang oder Geschlecht, Bürger des Staates, die nicht einmal angeklagt seyen, des Nachts aus ihren Betten zu reißen, und vor Gericht zu schleppen. „Worin“ sagte er „besteht das Verbrechen der Ma„dame de Persan? Sie hat einen Brief bekommen. — „Aber konnte sie verhindern, daß dieser Brief an sie „geschrieben wurde? Ist sie strafbar, weil Jemand „an sie schreibt? und zwar einen Brief, an welchem „ihr so wenig gelegen ist, daß sie denselben in der Tasche „liegen läßt, wenn sie ihre Kleider zu waschen „giebt!“

Die Versammlung beschloß: daß das Gericht des Chatelet eine Kriminaluntersuchung gegen den Grafen Heinrich de Cordon anstellen solle, weil derselbe einer

Verschwörung gegen die öffentliche Freiheit sich verdächtig gemacht habe; und daß Madame de Persan zu Paris in dem Gefängnisse bleiben solle. — Von solcher Art waren die ersten Früchte der so hochgepriesenen französischen Freiheit!

Madame de Persan schrieb, am folgenden Tage, an den Presidenten der Nationalversammlung:

„Mein Herr President.“

„Eine unterdrückte Bürgerinn des Staates, welche, „während der Nacht, aus ihrem Hause ist herausgerissen, und vor ein von den Gesetzen nicht anerkanntes „Tribunal ist gebracht worden, darf wohl mit Recht „ihre Klagen vor die erhabene Versammlung bringen, „welcher es aufgetragen ist Frankreich glücklich zu „machen. Ich erhalte einen Brief von einem meiner „Freunde, in welchem er mir seine freundschaftlichen „Besorgnisse wegen der gegenwärtigen Lage der Sache „entdeckt. Ein Verräther findet diesen Brief; ein besoldeter Spion bringt in mein Haus; ich verstehe „nicht was er haben will; ich sage ihm, daß ich die „Person nicht kenne, deren Namen er mir nennt; man „fällt über meine Papiere her, und man untersucht „dieselben; man findet nichts verdächtiges darunter; „man holt mich hierauf, während der Nacht, aus „meinem Bette; man bringt mich vor den Untersuchungsausschuß; man fragt mich vier Stunden lang „aus. Ich sage Alles was ich weiß, und werde dennoch nicht freigelassen. Darum flehe ich die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit der Versammlung an, „daß mir die Freiheit wiedergegeben werde. Die Versammlung welche ganz Frankreich frei machen will,

„wird doch nicht zugeben, daß ein unschuldiges Weib,
„gegen alle Gesetze, und gegen alle natürlichen Rechte,
„derselben beraubt bleibe."

Madame de Persan erhielt hierauf ihre Freiheit wieder; und hiemit war diese wichtige und so gefährlich gemachte Sache glücklich zu Ende gebracht.

Am 14. September hob die Versammlung alle Ordenskleidungen der Mönche auf, und erlaubte jedem Priester, sich zu kleiden wie er es selbst für gut halte.

An eben diesem Tage wurde der Versammlung, von einem großen, in der Stadt Angers ausgebrochenen Aufruhr Bericht abgestattet. Der Aufruhr fieng am 4. September an, und daurte vier Tage lang. Der Pöbel zu Angers vereinigte sich mit den Handwerksgesellen. Dieses zusammengelaufene Gesindel widersetzte sich der Bürgermiliz, und dem, zu Angers in Garnison liegenden, Regimente Pikardie. Die rothe Fahne wurde am Rathhause aufgesteckt, das Kriegsgesetz wurde vorgelesen, und alsdann ward unter den Pöbel geschossen. Acht bis zehen fielen, und die übrigen liefen auseinander. Ohne das Regiment Pikardie wäre die ganze Stadt geplündert, und in einen Aschenhaufen verwandelt worden.

Zu Versailles zog eine bewaffnete Räuberbande umher, die gegen 3000 Mann stark war. Diese Bande erfüllte die Einwohner mit Furcht und Schrecken. Schon waren sie in den königlichen Park eingedrungen, sie hatten alles Gewild niedergeschossen, was ihnen vorkam, und man war besorgt, daß sie auch das königliche Schloß plündern möchten. Nicht ohne große Mühe wurden sie auseinander gejagt.

Am 19. September kündigte Hr. de Noailles an: daß ein Versuch gemacht worden sey, die königliche Schweizergarde zu verführen. Einige Mitglieder des sogenannten patriotischen Schweizerklubs zu Paris hatten, unter die Soldaten, Pasquille, und aufrührische Schriften, gegen den König und gegen die schweizerischen Obrigkeiten, ausgetheilt, und dabei den Soldaten verboten, ihren Offizieren Etwas davon zu sagen. Aber diese, ihrer Pflicht getreu, zeigten diese sträflichen Manövers dem Bürgerrathe an, worauf die Sache genauer untersucht, und dem Klub verboten wurde sich dergleichen ferner zu unterfangen.

Am 23. September erhielt die Versammlung Nachricht von einem großen Aufruhr zu Soissons. Die Stadt Metz war ohne Korn, und in Gefahr einer Hungersnoth. Sie sandte einen Agenten nach Soissons, um daselbst Korn einzukaufen. Er kaufte Korn, ließ dasselbe auf 21 Wagen laden, und wollte es nach Metz führen. Aber da verbreitete sich ein Gerücht in der Stadt: das Korn sey für die Oestreicher bestimmt. Der Bürgerrath gab dem Pöbel nach, behielt das Korn zurück, und berichtete an den Untersuchungsausschuß nach Paris. Einige Tage nachher nahm der Aufruhr zu, und der Pöbel hielt den Bürgerrath, sowohl als den Agenten von Metz gefangen. Endlich wurde die rothe Fahne herumgetragen, das Kriegsgesetz vorgelesen, und unter die Aufrührer geschossen: da liefen sie auseinander.

Auch zu Niort war, am 5. September, ein großer Aufruhr. Der Pöbel schlug die Bürgermiliz in die Flucht, entwaffnete dieselbe, verfolgte die Rathsherren mit

Steinwürfen, und zwang den Bürgerrath, den Preis des Brodtes herunter zu setzen.

Am 18. September hielt die Versammlung eine äusserst stürmische und lärmende Sitzung. Vorgebliche Abgesandte des Lüttichischen Volks erschienen vor den Schranken der Versammlung. Ihr Anführer fieng eine pompöse, hochtrabende Rede abzulesen an. Hr. Merlin unterbrach diesen Lüttichischen Demosthenes, und bemerkte: daß die Abgesandten eines auswärtigen Volkes nicht vor den Schranken, sondern in dem Saale selbst, gehört werden müßten.

Hr. Durget. Die ehrenvolle Aufnahme, welche Ihr den sogenannten Abgesandten der Schweizer erzeigt habt, deren Anführer ein aus seinem Vaterlande verbannter Mann war, hat die Schweizerischen Staaten mit Unwillen gegen Euch erfüllt. Ich habe schriftliche Beweise in Händen, aus denen erhellt, daß dieser Unwille auf einen so hohen Grad gestiegen ist, daß die Schweiz vielleicht ihre Regimenter aus unserm Dienste zurückrufen, und ihrem Bündnisse mit uns entsagen wird. Wollt Ihr nun, auf das Neue, eine ähnliche Unvorsichtigkeit begehen! Wenigstens laßt Euch erst die Vollmacht dieser vorgeblichen Deputirten zeigen!

(Die ganze rechte Seite der Versammlung stimmt Hrn. Durget bei.)

Hr. Mirabeau. Ey was Vollmacht! wozu Vollmacht! wahrscheinlich hat der Hr. President ihre Vollmacht vorher schon gesehen und untersucht.

Hr. la Cheze. Wir wollen wissen, ob diese Leute als Partikularen, oder als Abgesandte hier erscheinen. Und Sie, Herr President, erkundigen Sie sich darnach.

Auf der linken Seite entsteht ein schrecklicher Lärm. Der Lüttichische Redner fängt seine Rede an; aber von der rechten Seite wird derselbe, durch ein lautes und wiederholtes Geschrei! „Eure Vollmacht! Eure Voll„macht!" unterbrochen.

Hr. de Foucault. Diese Leute kommen hieher, um, im Namen des Lüttichischen Volks, eine große Summe Geldes von uns zu fordern. Da ist es dann wohl billig, erst zu untersuchen, ob sie dazu bevollmächtigt sind, oder nicht.

Hr. Alexander de Lameth. Der Wille des größern Theils dieser Versammlung ist der Wille der Nation. Wenn der kleinere Theil der Versammlung fortfährt unsere Geduld auf das äußerste zu treiben, so zittere er; denn das Volk wird dieser Widersetzlichkeit endlich müde werden.

(Die Zuhörer, auf den Gallerien, klatschen lauten und wiederholten Beifall.)

Hr. de Murinais. Welch eine infame Rede! Sie hören es selbst, meine Herren, man droht, uns zu ermorden. Sie hören wie die Gallerien rasen. Sie sehen das Schicksal, welches Sie erwartet. Laßt uns demselben ruhig entgegen sehen! Aber bemerken Sie, mit mir, von was für einer besonderen Art die Freiheit ist, die uns nicht erlaubt, unsere Meinung zu sagen, wenn wir nicht erwarten wollen, der Wuth des Volkes Preis gegeben zu werden!

Mirabeau vertheidigte Herrn Lameth. Die rechte Seite schwieg stille; und der Lüttichische Demosthenes las seine schwülstige Rede, ohne ferner unterbrochen zu werden, ab. Er machte eine sehr einseitige und sehr übertriebene Beschreibung der Lüttichischen Unruhen;

er

er gab allen Fürsten derbe Lektionen; er überhäufte die Nationalversammlung mit faden und lächerlichen Schmeicheleien; und machte, im Namen des Landes Lüttich, an die Nationalversammlung eine Schuldforderung von anderthalb Millionen Livres.

Der President der Versammlung dankte diesen Lüttichischen Abgesandten, in einem nicht weniger schwülstigen Styl. Er sagte: „Wir haben über Frankreich die „Sonne der Freiheit glänzen lassen, und Ihr, die alten „Anhänger derselben, seyd niedergefallen, um sie anzubeten a)“ Die Gallerien klatschten diesem pompösen Unsinne lauten und wiederholten Beifall zu, und Herr Merlin verlangte, daß die Rede des Lüttichischen Demosthenes und die Antwort des französischen Cicero gedruckt werden möchten, welches beschlossen wurde. Aber in der gedruckten Rede fand der President für gut die angeführte Periode wegzulassen.

Kaum war der Aufruhr der Garnison zu Nancy gestillt, als ein anderer eben so schrecklicher Aufruhr, unter den Matrosen, auf der im Hafen zu Brest liegenden Flotte ausbrach. An diesem Aufruhr hatte der Jakobinerklub zu Paris ganz allein Schuld. Zufolge eines Beschlusses der Nationalversammlung, hatte der König Befehl gegeben, daß zu Brest einige Schiffe sollten ausgerüstet werden, um bereit zu seyn, im Falle Spanien die, vermöge des Familientraktats,

a) Nous avons fait resplendir sur la France le soleil de la liberté, et Vous, ses antiques sectateurs, vous vous êtes levé pour l'adorer.

festgesetzte Hülfe gegen England, von Frankreich verlangen sollte. Die Ausrüstung dieser kleinen Flotte wollte der Jakobinerklub zu Paris keineswegs zugeben. Noch weniger war dieser Klub damit zufrieden, daß Hr. Albert de Rioms das Kommando über die Flotte erhalten hatte. Sie schrieben daher an den Jakobinerklub zu Brest, und trugen demselben auf, daß er einen Aufruhr unter den Matrosen erregen möchte, damit Hr. de Rioms gezwungen würde das Kommando niederzulegen.

Am 31 August fand man, in dem Arsenal zu Brest, vier Galeerensklaven, welche, vermittelst falscher Schlüssel, das große Magazin geöffnet hatten, und im Begriffe waren Feuer anzulegen. Wäre dieser schreckliche Plan gelungen; und wäre das Arsenal zu Brest verbrannt; so würde die französische Marine einen unersetzlichen Verlust erlitten haben.

Bald nachher wurden die neuen Gesetze der Nationalversammlung, welche die Matrosen betrafen, in den Hafen zu Brest zur Bekanntmachung gesandt. Am 6 September las Hr. Albert de Rioms dem Schiffsvolke dieselben vor. Auf allen Schiffen wurden diese Gesetze ruhig angenommen; außer auf dem Schiffe Amerika, dessen Matrosen schlechterdings sich weigerten, sich den bekanntgemachten Gesetzen zu unterwerfen. Hr. de Rioms erhielt Nachricht davon, und wollte nach diesem Schiffe hinfahren, als er, auf einem andern Schiffe, auf dem Majestueux, die Matrosen in ein lautes Geschrei ausbrechen, und von den Gesetzen der Nationalversammlung mit Verachtung sprechen hörte. Die Matrosen dieses Schiffes sprangen in die Schaluppe, und nur mit vieler Mühe

konnten die Offizire des Schiffes sie bewegen wieder an Bord zu kommen. Hr. de Rioms befahl den Seesoldaten ins Gewehr zu treten, um die Matrosen zu zwingen. Aber er fand bald, an der Art, wie sie ihm begegneten, daß aller Gehorsam aufgehört habe, und daß es unnütz seyn würde Strenge anzuwenden. Er beschloß die Güte zu versuchen. Er fragte die Matrosen: was sie verlangten? „Eine Abänderung des „neuen Gesetzes" war ihre Antwort. Hr. de Rioms sagte: die Nationalversammlung allein könne diese Gesetze abändern, oder zurücknehmen, und er würde derselben Bericht abstatten. Auf dem Schiffe Amerika war nun alles ruhig. Hr. de Rioms fuhr, in der Schaluppe, nach dem Schiffe Eolus, dessen Matrosen sich indessen auch empört hatten. Er versuchte es, auch dieses Schiff zu besänftigen. Aber, während er sprach, sprangen, aus einem der benachbarten Schiffe, die Matrosen in die Schaluppe, gaben den Matrosen der übrigen Schiffe ein Signal; und sogleich verließen auch diese ihre Schiffe, sprangen in die Schaluppen, und fuhren nach dem Lande zu. Das einzige Schiff Patriot konnte seine Schaluppe noch zurückhalten.

Indessen würde es leicht gewesen seyn, diesen Unordnungen Einhalt zu thun, wenn nicht der Bürgerrath zu Brest, sowohl als der Jakobinerklub daselbst, diese weggelaufenen Matrosen aufgenommen, und das Verfahren derselben gebilligt hätten. Am folgenden Tage kamen die Matrosen wiederum nach ihren Schiffen zurück. Man gab ihnen in allem nach, was sie verlangten, und da schienen sie auf einige Tage ruhig zu seyn. Diese Ruhe war aber von kurzer Dauer.

Wenige Tage nachher, am 14 September, kam das Kriegsschiff, von 74 Kanonen, der Leopard, aus den Kolonien, zu Brest an. Das Schiff la Ferme, welches zu Brest vor Anker lag, erhielt Befehl vom Könige, schleunig abzusegeln; aber der Bürgerrath zu Brest befahl: daß dieses Schiff, ohne einen besondern Befehl der Nationalversammlung, nicht segeln solle. Die Nationalversammlung beschloß: daß der Bürgerrath zu Brest dem Befehle des Königs keine Hindernisse entgegen zu setzen befugt seye.

Die, mit dem Schiffe Leopard, von der aufrührischen Insel St. Domingue, zu Brest angekommenen Matrosen, verbreiteten sich unter die Matrosen der übrigen Schiffe der Flotte. Am 16 September wagte es einer dieser Matrosen, der betrunken war, den Major des Schiffes Patriot, auf seinem Schiffe zu beleidigen. Hr. de Rioms, welchem dieser Vorfall berichtet wurde, befahl, den Matrosen in Verhaft zu nehmen. Dieses geschah. Darüber wurden alle Matrosen des Schiffes Patriot aufrührisch. Denjenigen, der am meisten Lärm machte, ließ Hr. de Rioms zu sich kommen, und stellte ihm seinen Ungehorsam vor. Der Kerl antwortete: der Matrose, welchen man gefangen genommen habe, sey unschuldig. Hr. de Rioms befahl dem Kerl: sogleich an den Bord seines Schiffes zurück zu kehren. Er gieng, indem er sagte: „Der „Stärkste schreibt Gesetze vor. Ich habe mehr Gewalt als Sie, und ich versichere Ihnen, daß der gefangen genommene Matrose nicht gestraft werden „soll." Als der Kerl an Bord des Schiffes Patriot zurück kam, wiegelte er alle Matrosen auf. Der Befehlshaber dieses Schiffes, Hr. Dentrecasteaux, be-

fahl den Matrosen ruhig zu seyn; außerdem, setzte er hinzu, würde er sein Kommando niederlegen. „Desto „besser" riefen die Matrosen, mit Einer Stimme: „desto besser! Hoch lebe die Nation! An die Laterne „mit den Aristokraten!" Hr. Dentrecasteaux verließ das Schiff. Hr. de Rioms begab sich nach demselben, um die Ruhe herzustellen. Aber vergeblich. Die Matrosen gehorchten nicht, und begegneten dem Admiral mit der frechsten Unverschämtheit. Die Unordnung nahm auf einen so hohen Grad zu, daß Hr. de Rioms von dem Könige seinen Abschied forderte, und daß man sich genöthigt sah, die Flotte zu entwaffnen, und das Schiffsvolk abzudanken. — Und so hatte dann der Jakobinerklub seinen Zweck erreicht!

Ein Gegenstand von der allergrößten Wichtigkeit beschäftigte nunmehr die Versammlung, nemlich die Empörung der Kolonien, vorzüglich der Kolonie St. Domingue. Ich will es versuchen, durch Vergleichung sehr vieler, größtentheils officieller und folglich authentischer, obgleich sich zum Theil wiedersprechender Nachrichten, welche ich vor mir liegen habe, die Geschichte dieser Empörung, von ihrem ersten Ursprunge an, zu erzählen.

Die Insel St. Domingue, vormals Hispaniola, ist, wie bekannt, zwischen Spanien und Frankreich getheilt. Der französische Antheil dieser Insel besteht aus drei Abtheilungen, aus der nördlichen, der südlichen und der westlichen Abtheilung. Als die Reichsstände, von dem Könige, in Frankreich zusammenberufen wurden, wählte man, in jeder Abtheilung, Wahlherren,

welche, in den verschiedenen Kirchspielen ihrer Abtheilung, die Stimmen einsammelten, um die, nach Frankreich zu schickenden, Abgesandten der Kolonie an die Reichsstände zu wählen. Hieraus entstanden drei Versammlungen. Diese wählten, unter sich, eine allgemeine Kolonialversammlung, hielten aber, dessen ungeachtet, ihre Sitzungen fort. Die allgemeine Versammlung nahm den Beschluß der Nationalversammlung vom 8 März 1790 a) sehr gut auf. Aber diese allgemeine Versammlung fieng bald an alle Gewalt an sich zu reißen, und in allen Stücken, der französischen Nationalversammlung nachzuahmen. Sie hielt ihre Sitzungen in der Stadt St. Marc und eröffnete dieselben mit außerordentlicher Feierlichkeit. Es wurde ein Te Deum gesungen, und, statt daß die drei Versammlungen geschworen hatten, der Nation, dem Gesetze und dem Könige getreu zu verbleiben, las man über dem Hause, in welchem die allgemeine Versammlung ihre Sitzungen hielt, die Aufschrift: St. Domingue, das Gesetz und der König. Weiter unten stand: Unsere Einigkeit macht unsere Stärke. Hierauf erklärte diese allgemeine Versammlung alle ihre Mitglieder für unverletzlich; sie beschloß, daß ihr President das Recht habe, alle ministeriellen Briefe, welche aus Frankreich kommen würden, zu erbrechen; sie setzte einige Offiziere eigenmächtig ab, und andere an die Stelle derselben; sie beschied den königlichen Gouverneur der Insel, Hrn. Peynier vor sich, damit er Rechenschaft von seinen Gesinnungen ablege; zugleich machte die Versammlung

---

a) Man sehe Band 3. S. 200.

diesem Stellvertreter des Königs bekannt, daß ihn die allgemeine Versammlung eben so behandeln werde, wie die Nationalversammlung die Minister des Königs behandle. Der Gouverneur erscheint vor der Versammlung. Man liest ihm Briefe vor, welche aus Frankreich an ihn geschrieben und bei ihrer Ankunft erbrochen worden sind a). Der Gouverneur hielt eine Anrede an die Versammlung, und versucht es, die Mitglieder derselben zu ihrer Pflicht zurück zu rufen; aber vergeblich. Die Versammlung erklärt sich selbst für beständig fortdaurend; sie hebt den hohen königlichen Rath in der Stadt Cap auf, und maaßt sich alle zivile, militairische und kirchliche Gewalt auf der Insel allein an; sie bestellt Aufseher über die Einkünfte der Insel; und erklärt, daß sie die Nationalversammlung in Frankreich nicht anerkenne, und daß sie von dem Könige allein abhängen wolle. Ein Mitglied der allgemeinen Versammlung drückte sich folgendermaßen aus: „Die Kolonie befindet sich jetzo zwischen der Freiheit und der Knechtschaft. Ist sie es werth frei zu seyn, so wird sie unsere Beschlüsse annehmen, und die Vollendung dieses Werks uns überlassen. Nimmt aber die Kolonie die Beschlüsse der Nationalversammlung an, so vertauscht dieselbe ein Joch mit einem andern, und dann lohnt sichs der Mühe nicht, daß wir uns unter einander ermorden, um nichts und wieder nichts.“ Der Gouverneur, Hr. de Peynier, machte Vorstellungen: aber die Versammlung antwortet ihm in sehr stolzen Ausdrücken.

---

a) C'étoit une victoire pour l'assemblée générale de la partie françoise de St. Domingue, d'imaginer, qu'elle avoit forcé le Gouverneur-général à se rendre auprès d'elle.

Indessen erklärten die Wahlherren der nördlichen und südlichen Abtheilung der Insel, daß sie der Nationalversammlung unveränderlich ergeben bleiben, und die angemaaßte Gewalt der allgemeinen Versammlung nicht anerkennen würden. Hierauf hob die allgemeine Versammlung die Versammlungen der Abtheilungen auf, und erklärte die Beschlüsse derselben für null und nichtig. Die allgemeine Versammlung beschloß ferner: daß Niemand der Kolonie St. Domingue solle Gesetze vorschreiben können, als die Kolonie selbst; zufolge des, von den Gesetzgebern Frankreichs selbst anerkannten und festgesetzten Grundsatzes: daß bloß allein diejenigen, welche das Gesetz angeht, das Gesetz machen können. Ferner: daß die Beschlüsse der allgemeinen Kolonialversammlung keiner andern Genehmigung vonnöthen haben sollen, als der Genehmigung des Königs, weil das Recht der Genehmigung ein Recht ist, welches Niemand anders als dem Könige zukommen kann. Hierauf bemühte sich die allgemeine Versammlung, die Soldaten, vorzüglich die Garnison zu Port au Prince, zu verführen und auf ihre Seite zu ziehen. Aber dem Obristen des Regiments, Hrn. de Mauduit, gelang es, die Soldaten zu überreden, daß sie ihrer Pflicht getreu blieben. Herr de Mauduit hat damals die Kolonie gerettet. Dieser tapfere Offizir diente schon im amerikanischen Kriege mit ausgezeichnetem Ruhme, und einst sagte Washington, als er von ihm sprach: „Was ich an diesem „jungen und tapfern französischen Offizir am meisten „bewundere, ist seine außerordentliche Bescheidenheit."

Als dieser Plan, die Soldaten zu verführen, mißlungen war, versuchte die Versammlung, die Besatzung des im Hafen zu Port au Prince vor Anker liegenden

Kriegsschiffes von 74 Kanonen, Leopard, zu verführen und aufzuwiegeln. Hr. de la Galissonniere war der Befehlshaber dieses Schiffes. Die allgemeine Versammlung zu St. Marc hatte Klubs, in allen Städten der Insel, welche mit ihr korrespondirten. Sie schrieb an den Klub zu Port au Prince, und gab demselben den Auftrag, sich des Schiffes Leopard zu bemächtigen. Hr. de Peynier erhielt Nachricht davon, und befahl dem Schiffe, den Anker zu lichten, und nach der Stadt Cap zu segeln. Die Besatzung des Schiffes weigerte sich zu gehorchen; sagte: sie stehe unter dem Befehle des Klubs zu Port au Prince und der allgemeinen Versammlung; und nöthigte alle Schiffsoffizire, das Schiff zu verlassen, und sich nach dem Lande zu begeben.

So viele und so freche Handlungen der allgemeinen Versammlung (deren offenbarer Zweck es war, sich aller Gewalt zu bemächtigen, und dem Gouverneur der Insel nur noch den Schatten von Macht übrig zu lassen) erweckten in den Gemüthern solcher Einwohner der Insel, welche die Folgen derselben einzusehen im Stande waren, die traurigste Bekümmerniß, und endlich den Entschluß, sich der allgemeinen Versammlung zu widersetzen, und derselben die Gewalt, welcher sie sich angemaaßt hatte, wiederum aus den Händen zu reißen. Am 25. Julius versammelten sich die Einwohner mehrerer Kirchspiele der Insel. In diesen Versammlungen wurde die allgemeine Versammlung angeklagt, daß sie nach der Unabhängigkeit strebe, und daß sie eine Trennung von dem Mutterlande vorzubereiten suche. Zugleich ward der Gouverneur ersucht, daß er sich mit den guten und rechtschaffenen Einwohnern der Insel vereini-

gen, und dem eigenmächtigen Verfahren der allgemeinen Versammlung Einhalt thun möge.

Der Gouverneur hielt dafür, daß er es nun nicht länger dürfe anstehen lassen, alle die ihm anvertraute Gewalt und alles sein Ansehen zu gebrauchen, um die Ruhe in der Kolonie herzustellen. Er ließ daher, am 29 Julius, folgende Proklamation ergehen.

Im Namen der Nation, des Gesetzes und des Königs.

„Ludwig Anton Thomassin, Graf von „Peynier, Schef Deskadre der Flotte, Kommandeur des St. Ludwigsordens, Gouverneur, Generallieutenant der französischen antillischen Inseln, und General-Inspektor der Truppen, der „Artillerie, der Miliz, und der Festungswerker gedachter Inseln."

„Seitdem die Kolonialversammlung, welche ihre „Sitzungen zu St. Marc hält, sich versammelt hat, „hat sie nicht aufgehört, nach der Unabhängigkeit zu „streben. Ihre ersten Angriffe des Ansehens, welches „mir von dem Könige übertragen ist; ihre Beschlüsse gegen mich, und gegen die unter meinen Befehlen stehenden Offizire; sowohl als gegen den Verwalter der Finanzen, und gegen den hohen Staatsrath; lassen an „ihrem Vorhaben keinen Zweifel mehr übrig. Ich habe aufrichtig, und ohne genau zu berechnen, wieviel „ich persönlich dabei verlor, Alles gethan, um sie zufrieden zustellen, was die Gesetze mir zu thun erlaubten: in der Hoffnung, daß, von der Nationalversammlung und von dem Könige, bald der allgemeinen Ver-

„sammlung und mir unsere gegenseitigen Pflichten an-
„gewiesen werden würden. Dieses geschah, durch die
„Beschlüsse des 8. und 28. März. Ich habe alles ge-
„nau erfüllt, was diese Beschlüsse mir vorschreiben;
„aber die Versammlung zu St. Marc hat denselben of-
„fenbar entgegen gehandelt. Sie hat es sogar gewagt,
„die Unabhängigkeit vorzuschlagen, und ist immer
„mehr und mehr diesem Zwecke näher gekommen. Sie
„hat Abgesandte in allen Kirchspielen herum gesandt;
„sie hat Staatsbürger gegen Staatsbürger aufgewie-
„gelt; sie hat Kabalen gemacht; sie hat Aufruhr erregt;
„sie hat sich Gewaltthätigkeiten erlaubt: und durch sol-
„che, und ähnliche Mittel, hat sie sich Ansehen erwor-
„ben, und sich eine grosse Parthei verschafft. Dreist ge-
„macht, durch den guten Erfolg ihrer Bemühungen, hat
„sie die Maske abgenommen. Sie hat sich der Finan-
„zen bemächtigen wollen, um die Einkünfte unter ihre
„Mitglieder zu vertheilen, und sich derselben zu Beste-
„chungen zu bedienen; sie hat ihre Häfen allen fremden
„Mächten geöffnet; sie hat den Versuch gemacht, die
„Truppen aufzuwiegeln; sie hat sogar Geld unter die
„Soldaten austheilen lassen; sie hat den Soldaten eine
„Erhöhung ihres Soldes versprochen; sie hat endlich
„die Verrätherei soweit getrieben, daß sie die Besatzung
„des Schiffes Leopard bis zu einem solchen Grade auf-
„rührisch gemacht hat, daß, in der vorigen Nacht, als
„der Befehlshaber des Schiffes, auf meinen Befehl,
„die Anker lichten wollte, um nach der Stadt Cap
„zu segeln, die ganze, durch Geld und Kabalen besto-
„chene Besatzung dieses Schiffes, sich weigerte, den Be-
„fehlen des Oberhauptes zu gehorchen: ja die Versamm-
„lung hat, in ihrem Wahnsinne sogar sich des Aus-

„drucks bedient: der Leopard, vormals ein königli-
„ches Schiff. Solche wiederholte Untreue beweist, daß
„die Zeit der Mäßigung und der Nachgiebigkeit nun-
„mehr vorüber ist. Ich würde selbst strafbar werden,
„wenn ich noch länger zusähe, und es ist jetzo meine Pflicht,
„Alles anzuwenden, und mich der strengsten Maaß-
„regeln zu bedienen, um der französischen Nation ihre
„wichtigste Kolonie zu erhalten. Demzufolge, und in Be-
„tracht der offenbaren Gefahr, in welche die, zu St. Marc
„sitzende Kolonialversammlung, Frankreich und die Ko-
lonie setzt, erkläre ich hiemit diese genannte Versammlung
„nebst allen ihren Anhängern, für Verräther des Vater-
„landes, und für Verbrecher gegen die Nation und ge-
„gen den König. Ich erkläre: daß ich, von dem ge-
„genwärtigen Augenblicke an, alle Macht, die mir an-
„vertraut ist, anwenden werde, um diese Versamm-
„lung auseinandergehen zu machen, um dieselbe zu zer-
„streuen, und um, sowohl sie selbst, als ihre Mitwisser,
„an der Ausübung ihrer schrecklichen Plane zu verhin-
„dern. Ich ersuche alle Bürger des Staats, welche der
„Nation, dem Gesetze und dem Könige getreu geblieben
„sind: sich mit mir zu vereinigen, und mir zu helfen
„das Vaterland zu retten. Frankreicher werden keinen
„Augenblick anstehen, sich unter einander zu verbinden,
„um die Komplotte jener verkehrten Menschen zu zerstö-
„ren. Ich werde es thun können; gewiß ich werde diese
„Komplotte, mit Hülfe der tapfern Soldaten, welche
„sich der Vertheidigung der Nation, des Gesetzes und
„des Königs gewidmet haben, zerstören. Ich befehle
„allen Offizieren des Königs, mit aller Macht, welche
„ihnen anvertraut ist, meine Bemühungen für das öf-
„fentliche Wohl zu unterstützen. Ich werde die gegen-

„wärtige Proklamation der Nationalversammlung und
„dem Könige zusenden, und ich werde denselben Nach-
„richt von dem Erfolg geben, welcher, in einer so ge-
„rechten Sache, nicht anders als gut seyn kann. Ge-
„geben zu Port au Prince, am 29 Julius 1790."

„Der Graf Peynier."

An demselben Tage, an welchem diese Proklamation bekannt gemacht wurde, versammelte der Gouverneur, zu Port au Prince, die Offizire in seinem Hause, und beschloß: sogleich ein Detaschement Soldaten nach dem versammelten Klub zu senden, den Klub aufheben zu lassen, und die Anführer gefangen zu nehmen, um dieselben als Geiseln gegen die Aufrührer zu behalten. Der Gouverneur gab den Auftrag zu der Ausführung dieses Befehls, dem Hrn. de Mauduit. Es sollte in der Nacht geschehen, weil sich der Klub in der Nacht zu versammeln pflegte. Der Befehl wurde geheim gehalten und die Mitglieder des Klubs erfuhren nichts davon. Aber ihre Frechheit war so groß, daß sie, noch an demselben Abend, einen Soldaten auf seinem Posten entwaffneten, und einen Versuch machten, sich der Magazine zu bemächtigen.

Bei anbrechender Nacht marschirte Hr. de Mauduit mit 108 Mann Soldaten, und mit zwei Kanonen, um den Klub anzugreifen. Als er vor dem Hause ankommt, in welchem der Klub versammelt war, findet er zu seinem nicht geringen Erstaunen, das Haus mit 400 bewaffneten Männern besetzt. Er befiehlt seinen Soldaten, Halt zu machen, und nähert sich ganz allein diesen Männern. Er ruft ihnen zu, und macht ihnen bekannt, in welcher Absicht, und auf wessen Befehl er hier erschei-

ne, und befiehlt ihnen, im Namen der Nation, des Gesetzes und des Königs, sogleich auseinander zu gehen. Statt aller Antwort rufen die Rebellen: „Nein! Nein! „Nein!“ und schießen auf ihn. Aber die Schüsse treffen ihn nicht. Einige seiner Soldaten rücken vor. Er wiederholt seine Aufforderung. Die Rebellen schießen abermals, und es fallen neben ihm, zwei Soldaten, und einige andere hinter ihm. Nun befiehlt er zu schießen. Einige vor den Rebellen werden getödtet, und die Uebrigen rufen: „Pardon! Pardon! Pardon!“ Er befiehlt mit dem Schießen aufzuhören, hält, mit großer Mühe, seine Soldaten von fernerem Blutvergießen ab, läßt die Rebellen entfliehen, umringt das Haus, bemächtigt sich der, von den Flüchlingen zurückgelassenen Waffen, und macht 35 Mitglieder des Klubs zu Gefangenen.

Am folgenden Tage nahmen die Rädelsführer des Aufruhrs die Flucht, und die Stadt war vollkommen ruhig.

Sobald die Versammlung zu St. Marc von diesem Vorfalle Nachricht erhielt, erklärte dieselbe den Hrn. de Mauduit für einen Verräther des Vaterlandes, und machte bekannt: Er habe zuerst geschossen, und mehr als 30 Patrioten getödtet. Zugleich gab die Versammlung allen Einwohnern der Kolonie den Befehl, sich dem Hrn. de Mauduit, und den Truppen welche er anführte, mit gewaffneter Hand zu widersetzen. Sie erklärte ferner Hrn. de Mauduit und Hrn. de Peynier für infam, und für treulose Verräther des Vaterlandes, welche von nun an proskribirt seyn sollen, und von Jedermann, ohne Ahndung, umgebracht werden könnten.

Außerdem ließ noch die allgemeine Versammlung, am 31 Julius, folgende Proklamation ergehen:

„Im Namen der Nation, des Gesetzes, des Kö„nigs, und des französischen Antheils der Insel St. Do„mingue, welche in Gefahr ist. Die Einwohner aller „Kirchspiele werden dringend ersucht, sich augenblicklich „zu vereinigen, um die Mordthaten zu rächen, welche „zu Port an Prince geschehen sind. Die greuliche „Verschwörung ist endlich ausgebrochen. Die abscheu„lichen Peynier, Mauduit, Coustard, de la Jaille, „und Andere, haben sich im Blute gebadet. Liebe Mit„bürger ins Gewehr."

„Einigkeit, Schnelligkeit und Muth."

„Die Versammlungsplätze sind:

„Saint Marc, für die nördliche Abtheilung."

„Cul de Sac, für die westliche Abtheilung."

„Leogane, für die südliche Abtheilung."

„Thomas Millet, President."

Ferner erklärte die Versammlung Hrn. de Peynier seiner Stelle verlustig, und ernannte einen andern Gouverneur. Auch erlaubte sie den Mulatten, und den freigegebenen Negern, sich zu bewaffnen, unter der Fahne des Vaterlandes zu dienen, und mit der patriotischen Armee gegen die königlichen Trupen zu fechten.

Um einem bürgerlichen Kriege zuvor zu kommen, versammelten sich die Wahlherren des nördlichen Antheils, welche dem Könige und der Nation treu geblieben waren, in der Stadt Cap. Daselbst schrieben sie an den Hrn. Grafen von Peynier, am 31 Julius, folgenden Brief:

„Herr General-Gouverneur!

„Die sträflichen Unternehmungen der Gesellschaft, „welche zu Saint Marc ihre Sitzungen hält, lassen nicht „länger an der Treulosigkeit derselben zweifeln. Die

„nördliche Abtheilung, welche entschlossen ist, das Joch
„nicht zu tragen, das man ihr auflegen will, und welche
„höchst unwillig über den Aufenthalt ist, den so un-
„sinnige Anmaaßungen der Konstitution entgegen se-
„tzen, die sie zu erhalten, schon seit so langer Zeit, ver-
„geblich verlangt, hat sich endlich entschlossen diesem
„Unfuge ein Ziel zu setzen, und zu diesem Zwecke alle
„nur möglichen Mittel anzuwenden. Sie werden also
„ersucht, Hr. General-Gouverneur; Sie werden auf-
„gefordert; Sie werden dringend gebeten; bei ihrem
„Eide, welchen sie der Nation, dem Gesetze und dem
„Könige geschworen haben; bei der öffentlichen Ruhe,
„welche in Gefahr ist; und im Namen aller recht-
„schaffenen und getreuen Frankreicher dieser Kolonie;
„ohne Verzug der Kolonialversammlung bekannt zu
„machen: daß, in Betracht ihrer förmlichen Widerse-
„tzung gegen die Beschlüsse der Nation, welche allein
„ihren Verhandlungen zur Grundlage dienen sollten,
„dieselbe, von dem gegenwärtigen Augenblicke an,
„keinen Bestand und kein öffentliches Ansehen mehr
„habe, und daß sie gänzlich aufgehoben seyn und blei-
„ben solle. Und, im Falle dieselbe nicht gehorchen
„sollte, so fordert die nördliche Versammlung Sie
„auf: gegen die Kolonialversammlung alle militai-
„rischen und patriotischen Truppen, die Sie unter
„Ihren Befehlen haben, zu gebrauchen, und diese
„Truppen mit denjenigen Truppen, welche die nörd-
„liche Abtheilung aufbietet, um Sie zu unterstützen,
„zu verbinden. Diesen ernsthaften Zurüstungen lassen
„Sie einen schnellen, deutlichen und feierlichen Befehl
„an die Kolonialversammlung vorangehen: ohne Auf-
„schub auseinander zu gehen und sich zu trennen;

„wo nicht, so solle sie für aufrührisch, für des Ver„brechens der beleidigten Nation schuldig erklärt, und „auch so behandelt werden."

Dieser dringenden Aufforderung zufolge versammelte der Gouverneur seine Truppen zu Port au Prince. Hr. de Mauduit wurde ernannt um diese Truppen anzuführen.

Indessen verließ das Schiff Leopard, nachdem dasselbe seine Offizire ans Land gesetzt und den Herrn de Santo Domingo zum Befehlshaber ernannt hatte, den Hafen zu Port au Prince. Man glaubte es segele nach Frankreich: aber es legte zu St. Marc auf der Rhede an; und zwar so, daß es, mit seinen Kanonen, alle Truppen über den Haufen schießen konnte, welche sich, von Port au Prince, zu Wasser oder zu Lande, der Stadt Saint Marc würden nähern wollen. Dieses geschah am 5 August. Nichts desto weniger marschirte Hr. de Vincent mit seinen Truppen, durch einen Umweg, nach Saint Marc. Er ließ die allgemeine Versammlung auffordern, sich sogleich zu zerstreuen und aus einander zu gehen, oder er würde sie mit Gewalt dazu zwingen. Nach langer Berathschlagung, entschlossen sich die Mitglieder dieser Versammlung, sich an Bord des Schiffes Leopard zu begeben, und nach Frankreich zu segeln. Sie gaben dem Schiffe den Namen: der Retter der Frankreicher, und schrieben, noch vor ihrer Abreise, einen Zirkularbrief an alle Einwohner der Kolonie. Die Abreise geschah am 8 August.

Während dieser Zeit hatte die oben angeführte Proklamation der Kolonialversammlung einen allgemeinen Aufstand in der Kolonie verursacht. Zu Leogane bemächtigten sich die Einwohner der königlichen Pulver-

magazine, und setzten geladene Kanonen auf die Heerstraße. Zu Cayes war der Aufstand noch größer. Die Einwohner beschlossen, ihren Brüdern zu Port au Prince zu Hülfe zu eilen. In der Stadt Cayes befand sich ein Klub, welcher mit der Kolonialversammlung in Verbindung und in Korrespondenz war. Dieser Klub regierte die Stadt, und fieng alle Briefe auf. Unter den aufgefangenen Briefen befand sich einer an Hrn. de Cauders, einen rechtschaffenen alten Offizier, welcher, von der Stadt entfernt, auf dem Lande lebte. Zufolge dieses Briefes wurde er für verdächtig gehalten, mit dem Gouverneur in Verbindung zu stehen. Zweihundert Mann begeben sich zu ihm, mit zwei Kanonen. Sie plündern sein Haus, zerstören alle seine Mobilien, ergreifen ihn, und schleppen ihn, wie einen Verbrecher, nach Cayes. Der Pöbel ruft: „an die „Laterne! an die Laterne!“ Einige andere, welche gemäßigter waren, hielten die Wuth des Pöbels zurück, und verlangten, daß er nach dem Gefängnisse geführt, und nach den Gesetzen verurtheilt werde. Aber bald liegt er da, von vielen Schüssen zugleich getroffen. Sein Kopf wird abgehackt, und, auf einer Stange, durch alle Straßen getragen. Am folgenden Tage schrieb der Klub folgenden Zirkularbrief an die Einwohner der Kolonie:

„Cayes am 5. August 1790.“

„Liebe Mitbürger!“

„Wir machen Euch bekannt, daß wir, gestern Abend „um acht und ein Viertheil Uhr, auf dem Paradeplatze, „dem Herrn Cauders die Belohnungen für die guten „Gesinnungen gegeben haben, welche er gegen uns zeig-

„te. Seine Korrespondenz, welche wir erbeutet haben, „ist ein deutlicher Beweis, wie sehr er uns zugethan „war. Wir wünschen, theure Mitbürger, daß einige „gutherzige Seelen, uns drei bis vier Köpfe wegschaf„fen möchten, denen wir all unser Unglück zu verdan„ken haben. Spart keine Kosten: denn wir haben hier „hundert tausend Livres zu Eurer Disposition."

Das Schiff Leopard kam, mit den Mitgliedern der Kolonialversammlung am Bord, und von dem Hrn. de Santo Domingo kommandirt, am 14 September zu Brest an. Wenige Tage nachher kamen auch Abgesandte von der nördlichen und westlichen Abtheilung der Kolonie an. Beide wurden von der Nationalversammlung verhört, und die Versammlung beschloß: daß der König ersucht werden solle, zwei Linienschiffe nach St. Domingue zu senden, um die Ruhe daselbst herzustellen.

Der wichtigste Gegenstand, welcher um diese Zeit die Nationalversammlung beschäftigte, war, die Untersuchung der Greuelthaten des fünften und sechsten Oktobers. Das Zeugenverhör, welches vor dem Kriminalgerichte des Chatelet war gehalten worden, erschien, auf Befehl der Nationalversammlung, in zwei Bänden gedruckt. Man findet darin die eidlichen Aussagen von 393 Augenzeugen. Unter diesen sind aber 200 Zeugnisse unbedeutend, unbestimmt, oder nichtig. Ungefähr 50 sind von Zeugen, welche aus Furchtsamkeit, aus Klugheit, oder aus andern Gründen, dasjenige, was sie wußten, nicht haben sagen wollen; und drei bis vier sind offenbar falsch. Man findet aber dessen ungeachtet, wenigstens hundert wahre, ausführliche und

lehrreiche Zeugnisse, von den glaubwürdigsten und rechtschaffensten Männern abgelegt, in diesem merkwürdigen und in seiner Art einzigen Buche. Unter den Zeugen finden sich Menschen von jedem Range, von beiden Geschlechtern, und von allen Partheien. Fischweiber und Hofdamen, Generale und Trommelschläger, Schuhputzer und Ordensritter, Aristokraten und Demokraten: alle erscheinen hier und huldigen der Wahrheit. Die wahren Patrioten und die rechtschaffensten Mitglieder der Versammlung haben alle ihr Zeugniß abgelegt, und man findet hier die Aussagen eines Mounier, Bergasse, Malouet, Henri de Longueve, Redon, Deschamps, Taillardat, Faydel, Dufraisse, und Anderer. Aber welch eine Lektüre! Wo ist der Mann, der dieses Buch lese und nicht schaudere! der bei dem Anblicke einer so ungeheuren Barbarei und Sittenlosigkeit nicht zurückbebe! der nicht eine Thräne über das Schicksal der Menschheit auf das Buch fallen lasse, und alsdann, mit Unmuth, dasselbe wegwerfe!

Die Pariser lasen dieses Buch, in welchem sie so treffend nach der Natur geschildert sind, mit großem Unwillen. Sie versuchten es darüber zu spotten: aber dieses wollte ihnen nicht gelingen; der Gegenstand ist zu ernsthaft dazu.

Wenn man dieses Buch liest, so darf man nicht vergessen, daß dasselbe kein Kriminalprozeß, sondern ein bloßes Zeugenverhör ist, welches vor dem Prozesse hergehen muß. Wenn man hier nicht genug Data findet, um die Angeklagten schuldig zu finden, so muß man sich erinnern, daß dieses Verhör bloß allein angestellt wurde, um die Frage zu entscheiden: ob Data genug vorhanden seyen, gegen irgend jemand einen Kriminalpro=

zeß anzufangen? Der Prozeß hätte nun erst seinen Anfang nehmen müssen, derselbe ist aber, von den Angeklagten, aus einer leicht verzeihlichen Vorsicht, weislich unterdrückt worden.

Hr. Chabroud hatte es übernommen, der Nationalversammlung über diese Greuel und Schandthaten zu referiren. Und sein Bericht ist ein Beweis dessen, was ein Mann ohne Rechtschaffenheit und ohne Gewissen zu wagen im Stande ist, wenn er überzeugt zu seyn glaubt, daß er ungeahndet handeln könne. Verdrehungen und Unwahrheiten kosten ihm nichts, und am Ende dreht er die Sache so, daß er nicht nur Alles was geschehen ist entschuldigt, sondern sogar Alles schön und lobenswürdig findet. Man muß weit verdorbener seyn, um solche Greuel kaltblütig zu entschuldigen, als um dieselben, von der Leidenschaft fortgerissen, selbst begehen zu können!

Hr. Chabroud endigt seinen Bericht mit einer Nutzanwendung; Er hat aber seiner Fabel eine Moral angehängt. Und diese Moral lautet folgendermaßen: „Was aber das Unglück des sechsten Oktobers betrifft „(denn weiter war es nichts, als schreckliches Unglück, „was an jenem traurigen Tage vorfiel), so wollen wir „dasselbe der aufgeklärten Geschichte, zum Unterricht für „die künftigen Geschlechter, übergeben. Das getreue „Gemälde, welches dieselbe davon aufbewahren wird, „mag den Königen, den Höflingen und den Nationen, „zu einem lehrreichen Beispiele dienen!“

In seinem Berichte hatte Hr. Chabroud den Gardes du Korps Schuld gegeben, daß sie die erste Ursache alles dessen wären, was zu Versailles vorgefallen sey. Er hatte sich nicht gescheut, das ungegründete Gerücht zu

wiederholen, daß sie, bei ihrem Gastmahle, die Nationalkokarde unter die Füße getreten hätten, ungeachtet, unter den 393 verhörten Zeugen, auch nicht ein einziger diese Thatsache anführt. Da er einmal dafür bezahlt war, die Wahrheit nicht zu sagen, so kam es auf einige Unwahrheiten mehr oder weniger nicht an. Aber kaum hatte er zu sprechen aufgehört, als Hr. de Bonnay aufstand, um die Gardes du Korps gegen so ungegründete Beschuldigungen zu vertheidigen; Hr. de Bonnay, dem sogar seine Feinde das Zeugniß geben, daß seine Rechtschaffenheit und seine Wahrheitsliebe nicht nur unbefleckt, sondern sogar über allen Verdacht erhaben sey. Er sagte:

„Wenn die Verleumdung die Tugend angreift, so „erhält sie immer nur einen unvollkommenen Ruhm, einen vorübergehenden Sieg. Umsonst haben die Bösewichter, welche ihren Vortheil dabei fanden, das Volk „irre zu führen und dasselbe zu betriegen; sie, denen so „viel daran gelegen war, sich zu dem unverletzlichen „Pallaste unserer Könige einen leichten Zugang zu bahnen, es unternommen die Gardes du Korps zu lästern. „Die Stimme des Publikums selbst hat dieselben gerächt. In jenem vorgeblichen Bacchanal, welches der „unglückliche Vorwand so vieler Verbrechen geworden „ist, hat jeder Vernünftige weiter nichts gesehen, als „eine brüderliche Mahlzeit, zufolge eines unter dem „Militair angenommenen Gebrauchs gegeben, und aus „einer eben so unschuldigen als reinen Absicht. Jetzt hat „man zum erstenmale, auf diesem Rednerstuhle, und „in einem Berichte, welcher mir, ich muß es gestehen, „eine musterhafte Vertheidigung aller großer Verbrecher zu seyn scheint, es gewagt, zu behaupten:

„daß, an den schrecklichen Tagen des 5 und 6 Oktobers
„die Gardes du Korps der angreifende Theil gewesen
„seyen. Man hat noch mehr gewagt; man hat den au=
„ßerordentlichen Muth gehabt — soll ich sagen sich dar=
„über zu wundern? — soll ich sagen sich darüber zu
„freuen, daß nicht mehr als zwei Köpfe abgehackt
„worden sind. Man hat sich unterstanden, den Garden,
„welche mit wahrer stoischer Gelassenheit, sich, ohne
„Widerstand, haben morden lassen, und den vorgebli=
„chen, von ihnen verübten Gewaltthätigkeiten, die
„Schandthaten zuzuschreiben, mit denen am Morgen
„des 6 Oktobers, der Pallast unserer Könige befleckt,
„und unsere Geschichte auf immer besudelt worden ist.
„Eitele Bemühung! Vergebliche Bosheit! Sie alle,
„meine Herren, sind ja Zeugen jener Thatsachen gewe=
„sen. Sie alle haben ja die Akten des Prozesses und
„das gerichtliche Zeugenverhör gelesen. Die Wahrheit
„liegt am Tage. Frankreich weiß, ganz Europa weiß,
„daß die Gardes du Korps, jederzeit der Ehre getreu,
„jederzeit getreu der Nation, dem Gesetze und dem Kö=
„nige; daß die Gardes du Korps, welche so oft für das
„Vaterland gefochten haben, und welche dasselbe viel=
„leicht mehr als einmal in Gefahr gerettet haben, nie=
„mals größer sich zeigten, als damals, da sie, aus
„überschwenglicher Liebe und Gehorsam gegen den Kö=
„nig, ihren Muth haben fesseln lassen. Erhabener Hel=
„denmuth, ohne Beispiel, und ohne Gleichen! Ja,
„meine Herren, niemals haben die Garden sich mehr
„Dank und mehr Ehrfurcht erworben, als an jenem Ta=
„ge, an welchem sie, schäumend vor Wuth und vor
„Verzweiflung, sich auf den Stufen des Throns haben
„niedermetzeln lassen; auf den Stufen des Throns,

„welche zu vertheidigen ihnen der König verboten hatte.
„Sie sind gefallen, die unschuldigen Schlachtopfer; un-
„ter dem Schwerdte ihrer Mörder sind sie gefallen. Und
„nun wagt man es, ihre Asche zu beschimpfen! Aber,
„meine Herren, indem sie sich aufopferten, haben sie
„die Königinn gerettet; sie haben vielleicht den Kö-
„nig gerettet: darum sind sie freudig gestorben! Ich,
„meine Herren, der ich ein Mitglied jenes ehrwürdigen
„Korps bin, welchem anzugehören ich mir von jeher zum
„Ruhm gerechnet habe, und welches mir niemals theu-
„rer war, als seitdem es unglücklich ist; jenes Korps,
„welches jederzeit aus Ehre und aus Anhänglichkeit an
„den Monarchen handelte: ich würde befürchten, von
„demselben gemißbilligt zu werden, wenn ich mich er-
„niedrigen wollte, so grobe Verleumdungen zurückzusto-
„ßen, welche zu tief herkommen, um dasselbe erreichen
„zu können. Ungeachtet ihrer feigherzigen Verleumder,
„werden die Gardes du Korps des Königs, meine tap-
„fern Waffenbrüder, jederzeit bleiben was sie gewesen
„sind; jederzeit werden sie bleiben, so wie Bayard, oh-
„ne Furcht und ohne Flecken."

Ueber diese Rede äußerst aufgebracht, stieg Mira-
„beau auf den Rednerstuhl, und verlangte: Hr. de Bon-
nay solle seine Anklage gegen die großen Verbrecher
vorbringen.

Hr. de Bonnay gab zur Antwort: es sey seine Ab-
sicht nicht, einen solchen Prozeß einzuleiten, und er habe,
durch jenen, von Mirabeau gerügten Ausdruck, bloß al-
lein seinen Unwillen über den Bericht des Hrn. Cha-
broud zu erkennen geben wollen; einen Unwillen, den
jeder Rechtschaffene mit ihm theile.

Hierauf hielt der Abbe Maury eine Rede, welche ein Meisterstück von derjenigen hinreißenden Beredtsamkeit ist, mit welcher derselbe allen Zuhörern unbedingten Beifall ablockte, so oft er von einer Sache redete die er verstand; und welche hingegen in spitzfindige Sophisterei ausartete, wenn er sich anmaaßte von Dingen zu sprechen, von denen er nur unvollkommene Kenntniß besaß. Er sagte und bewies: daß die Versammlung kein Recht haben könne, den Prozeß an und für sich auszumachen; daß dieselbe, wenn sie nicht den abscheulichsten Despotismus ausüben; wenn sie nicht die, von allen polizirten Völkern angenommenen Grundsätze aus den Augen setzen; wenn sie nicht alle Gewalt in sich vereinigen wolle; keinesweges, vermöge eines Beschlusses des gesetzgebenden Korps, die Stellvertreter der Nation den Anklagen der Kriminalgerichte zu entziehen, und sich, auf diese Weise, selbst eine Ausnahme, ein Vorrecht, in Kriminalsachen anzumaaßen, befugt seyn könne. Er zeigte, daß der Prozeß noch nicht angefangen, sondern erst eingeleitet sey, weil die Zeugen bloß verhört, und nicht unter einander verglichen, oder mit einander konfrontirt worden seyen. Er wisse wohl, fuhr er fort, daß man vorgebe: dieser Prozeß sey ein Prozeß gegen die Revolution, und er selbst habe gehört, daß die Zuschauer auf den Gallerien, bei diesem Ausdrucke, ihren vollen Beifall bezeugt hätten. „Aber“ rief er aus „Ich, der ich keinen „Anspruch auf die Ehre mache, den Gedungenen, „welche hieher kommen um Ruhm auszutheilen, ein „Händeklatschen abzulocken: ich verlange endlich ein„mal zu erfahren, was man denn unter dem Ausdrucke „Revolution versteht. Ich verlange zu wissen: ob

„es zu der Revolution gehört, daß der Pallast unserer
„Könige durch kannibalische Mordscenen befleckt; daß
„die geheiligte Person des Monarchen ermordet; daß
„seine erhabene Gemahlinn zerfleischt; und daß eine
„Legion blutdürstiger Tyger gegen diese Fürstinn be-
„waffnet werde. Ich verlange zu wissen: ob, unter
„dem Vorwande der Revolution, die größten Verbre-
„chen ungestraft ausgeübt; und ob, unter diesem
„Vorwande, ein verächtliches Gesindel von Räubern
„und Mördern, berechtigt seyn könne, die schwärzesten
„Greuelthaten, zwischen der Nationalversammlung
„und dem Throne zu begehen? Ich frage: ob alle
„diejenigen als Feinde der Revolution anzusehen seyen,
„welche, durch die zu Versailles geschehenen Greuel-
„thaten, in dem Innersten ihrer Seele empört worden
„sind? Wenn dem so ist; so gehöre ich mit unter diese
„Anzahl. Aber, meine Herren, hier ist nicht die Rede
„von einer Revolution, sondern von einem Aufruhr;
„von einem Aufruhr gegen die Konstitution selbst; von
„einem Königsmorde. Ihr würdet die Kette Eurer
„Beschlüsse entehren, wenn Ihr den ersten Ring der-
„selben, auf eine schändliche Weise, an den Dolch der
„Meuchelmörder bevestigen wolltet. — Ich spreche
„bloß im Allgemeinen, weil ich Eure gegenwärtige Be-
„rathschlagung nicht als ein Urtheil über den Prozeß
„selbst, sondern bloß allein als die Entscheidung einer
„Frage aus dem Jure publico ansehe. Euer Referent
„hat die Sache berichtet, als wenn er dieselbe Euch
„zum Urtheilen vorzutragen hätte: da doch Euer Recht
„und Eure Pflicht sich darauf einschränken, es dahin
„zu bringen, daß über dieselbe geurtheilt werde. Der
„Herr Referent sagt uns: Er finde in den Schand-

„thäten des 6. Oktobers, keine Verschwörung, sondern
„weiter nichts, als ein grausames Spiel des Schicksals;
„eine Macht des Zufalls, gegen welchen alle mensch-
„liche Klugheit Nichts vermag. Ich habe die Akten
„aufmerksam durchgelesen, und ich gestehe, daß es,
„in meinen Augen, bewiesen ist, so wie in den Augen
„aller Unbefangenen, daß die Greuelthaten zu Ver-
„sailles das Resultat einer wahren Verschwörung ge-
„wesen sind. Ich will nur einen einzigen Umstand an-
„führen, welcher die Wahrheit meiner Behauptung
„auf die allerunwidersprechlichste Weise darthut.
„Durch die einstimmige Aussage einer Menge von
„Zeugen ist bewiesen, daß unter jenem Haufen von
„Räubern, deren bloße Erinnerung einen Schauder
„des Schreckens erweckt, eine sehr große Menge in
„Weiber verkleideter Männer sich befanden. Wenn
„aber das Volk bloß kommt, um von seinem Könige
„Brodt zu verlangen; wenn dasselbe nicht im Aufruhr
„begriffen ist: dann verkleidet es sich nicht, um sich
„unkenntlich zu machen. Jede Verkleidung setzt einen
„Plan voraus; sie setzt das Bedürfniß voraus, sich zu
„verbergen: folglich haben wir hier alle Anzeigen einer
„Verschwörung, deren Zweck es war, ungestraft die
„größten Verbrechen ausüben zu können. Ich könnte
„es bei dieser einzigen Bemerkung bewenden lassen, um
„jeden Unbefangenen zu überzeugen. Aber, wo ist
„derjenige, der sich, in vollem Ernste, überreden
„lassen würde, daß die Abreise Aller zu derselben
„Stunde; die Vereinigung von zehen tausend Men-
„schen, welche alle nach Einem Orte hinziehen; welche
„einerlei Reden führen; welche dieselben Waffen tragen;
„welche, auf ihrer Reise, an dem Abende vor jenem

„beklagenswürdigen Tage, ankündigen: sie hätten
„keine Eile nach Versailles zu kommen, weil das Ren-
„dezvous erst am andern Morgen um sechs Uhr be-
„stimmt sey; welche, bei ihrer Ankunft, dieselben
„Drohungen hören lassen; welche sich unter die, an
„demselben Tage verführten, Soldaten mischen; welche
„geduldig eine ganze Nacht auf das Zeichen zum Angriffe
„warten; welche, zu der vorher bestimmten Stunde,
„auf Einer Stelle sich versammeln, und mit Gewalt in
„den Pallast des Königs eindringen; welche Verwün-
„schungen gegen die königliche Majestät ausstoßen;
„welche die getreue Wache des Königs ermorden;
„welche bis in das Schlafzimmer der Königinn eindrin-
„gen; welche dieses Zimmer durch Blutvergießen ent-
„heiligen, und unzufrieden weggehen, weil sie, wie
„sie sagen, den Streich nicht vollführt haben: wo ist
„derjenige, den man überreden könnte, eine solche
„Uebereinstimmung sey nicht die Folge einer Verschwö-
„rung? Nein! der Zufall häuft nicht so abscheuliche,
„nicht so methodische Verbrechen! Man muß die Augen
„vor dem hellen Lichte der Sonne verschließen, wenn
„man nicht, in diesen gehäuften, vorbereiteten, vorher
„angekündigten, unter einander verbundenen Schand-
„thaten, alle Merkmale der niederträchtigsten Verschwö-
„rung sehen will! Und wir, die wir damals Augen-
„zeugen dieser greulichen Auftritte waren, haben wir,
„hat Einer von uns daran gezweifelt, daß ein Plan,
„daß Anführer, daß Werkzeuge unter diesem Haufen
„vorhanden seyen, und daß derselbe, ohne es zu wissen,
„fremdem Einflusse gehorche? Offenbar war eine Ver-
„schwörung gegen den König vorhanden. Man wollte
„ihn schrecken, man wollte ihn entfernen, man wollte

„einen Statthalter an seine Stelle setzen: vielleicht
„wollte man ihn sogar ermorden; und da dieses nicht
„gelang, führte man das Oberhaupt des Reiches ge-
„fangen nach der Hauptstadt. Die Verschwörung gegen
„die Königinn ist noch deutlicher bewiesen. In ihrem
„Schlafzimmer ist Blut geflossen; an der Thüre dessel-
„ben sind ihre Gardes du Korps niedergemetzelt worden.
„Die erhabene Tochter so vieler Kaiser, die würdige
„Tochter der Maria Theresia; diese Fürstinn, welche
„ganz Europa bewundert, und welche ihrem Unglücke
„einen so großen R[illegible] zu verdanken hat, konnte den
„Dolchen ihrer Mörder nur dadurch entgehen, daß sie,
„um sechs Uhr des Morgens, im bloßen Hemde, floh,
„an der Seite des Königs den Todesstreich zu er-
„warten."

Die beiden Angeklagten, Mirabeau und Orleans, verantworteten sich. Da ich die Geschichte des 5. und 6. Oktobers ausführlich erzählt, und die Anklagen gegen diese beiden Männer vorgebracht habe: so erfordert die Pflicht eines unpartheiischen Geschichtschreibers, auch die Verantwortung der Angeklagten, nicht im Auszuge, sondern vollständig herzusetzen. Mirabeaus Rede hat außerdem noch sehr viel merkwürdiges. Er spricht hier in seiner eigenen Angelegenheit, welches er vorher in der Nationalversammlung niemals gethan hatte. Es findet sich aber für den Menschenkenner keine bessere Gelegenheit, einen Mann kennen zu lernen, als wenn man ihn von sich selbst sprechen hört. Mirabeau sagte:

„Obgleich, in diesem durchaus ungereimten Prozesse, nichts vorhanden ist, das mich anklagte: so befinde

ich mich dennoch in einiger Verlegenheit. Nicht etwa deßwegen, daß es mir Mühe kosten sollte, den gerechten Unwillen zurückzuhalten, welcher seit einem Jahre meine Brust beklemmt, und welchen man endlich auszubrechen zwingt. Nein! In dieser Sache gränzen Haß und Verachtung an einander. Die Verachtung dämpft den Haß, und erstickt denselben. Und wo giebt es wohl ein Gemüth, welches so verworfen wäre, daß die Gelegenheit vergeben zu können ihm nicht den reinsten Genuß verschaffen sollte? Auch ist es nicht die Verlegenheit, von den Stürmen einer gerechten Revolution sprechen zu müssen, und doch nicht in Erinnerung bringen zu dürfen, daß, wenn der Thron Unrecht zu entschuldigen hat, die Langmuth der Nation Verschwörungen zu vergessen habe. Nein! nein, meine Herren, die eigentliche Verlegenheit, in welche dieser Gegenstand mich versetzt, besteht ganz und gar in dem Prozesse selbst. Der ganze Prozeß ist ein höchstschändlicher Prozeß. Selbst die Jahrbücher des Lasters enthalten wenige Beispiele einer so schaamlosen, und zugleich so ungeschickten Bosheit. Mit der Zeit wird man Alles erfahren. Aber dieses verabscheuungswürdige Geheimniß kann jetzt noch nicht entdeckt werden, wenn nicht große Unordnungen daraus entstehen sollen. Diejenigen, welche den Prozeß des Chatelet verursachten, haben die schreckliche Spekulation gemacht, daß, im Falle sie ihren Plan nicht zur Ausführung sollten bringen können, der Patriotismus desjenigen, den sie aufopfern wollten, ihnen Ungestraftheit verbürge. Sie haben vorausgesehen, daß die Vaterlandsliebe des Beleidigten ihn entweder zu Grunde richten, oder den Beleidiger retten

werde. a) Man klagt mich an: daß ich zwischen den Reihen des Regiments Flandern, mit einem bloßen Degen in der Hand, hin und her gegangen sey; das heißt: man klagt mich an, etwas höchst Lächerliches gethan zu haben. Die aussagenden Zeugen haben diese Geschichte um so viel besser aufstutzen können, weil ich, da ich unter den Patriziern geboren, und dennoch von dem vormals sogenannten Tiersetat an die Versammlung abgesandt worden bin, es mir von jeher zur heiligen Pflicht gemacht habe, diejenige Kleidung zu tragen, welche mich an eine so ehrenvolle Wahl erinnern konnte. Nun verdient aber allerdings das Gemälde eines Mitgliedes der Versammlung, welches, im schwarzen Rocke, mit dem runden Hute, und im schwarzen Mantel, um fünf Uhr des Abends, mit dem bloßen Degen in der Hand, zwischen den Reihen eines Regiments hin und her geht, unter den übrigen Karrikaturen eines solchen Prozesses seine Stelle. Inzwischen bemerke ich, daß man leicht lächerlich scheinen, aber dennoch unschuldig seyn kann. Ich bemerke, daß einen bloßen Degen in der Hand zu tragen, weder ein Verbrechen der beleidigten Majestät, noch ein Verbrechen der beleidigten Nation seyn würde. Folglich finde ich, wenn ich Alles überlege, wenn ich Alles untersuche, daß die Aussage des Hrn. Valfond b) eigentlich nur für den Hrn. de

---

a) Man bemerke, wie hämisch hier Mirabeau auf die königliche Familie anspielt, und wie unverschämt er sich selbst lobt. Aber solche grobe Prahlereien, und so unverschämte Anspielungen, machten in Frankreich den größten Eindruck. Mirabeau kannte auf das Allergenaueste den Karakter des Volkes zu welchem er sprach.

b) Man sehe Band 2. S. 350.

Gamache unangenehm seyn kann, denn er ist in den gefährlichen Verdacht gekommen, äußerst häßlich zu seyn, weil er mir ähnlich sieht. a) Ich habe in dieser Versammlung einen Freund, den ich sehr liebe, und dessen Zeugniß ich jetzo anrufe; ich meine Hrn. de la Mark. Am fünften Oktober habe ich den ganzen Nachmittag bei ihm, und mit ihm zugebracht. Wir waren ganz allein, wir hatten keine andere Gesellschaft als Landkarten, auf denen er mir gewisse Verbindungen der belgischen Provinzen zeigte, welche ihm sehr am Herzen lagen. Eine Thatsache von anderer Art verdient noch mehr Eure Aufmerksamkeit, nehmlich: wir waren in unseren geographischen Untersuchungen so sehr vertieft, daß wir höchstens zwei bis drei Minuten lang von den fürchterlichen Amazonen sprachen, welche damals zu Versailles ankamen. Während unserer kurzen Unterredung über diesen Gegenstand sagte ich zu ihm: „Wahrscheinlich werden verkehrte Rathgeber den König „zu überreden suchen, daß er diese Nacht verreise. „Nimmt alsdann Monsieur nicht die Generallieutenantstelle über sich, so ist die Thronfolge für die jetzige „Linie verloren. Verreist der König: so gehe ich so„gleich zu Monsieur, und verlange Audienz." Man wirft mir vor, daß ich zu Hrn. Mounier gesagt haben soll: „Ey! wer behauptet denn, daß wir keinen König „haben wollen? Wir wollen einen König; aber gleich„viel ob Ludwig den Sechszehnten, oder Ludwig den

„Sie-

a) Welch ein Mensch, der es wagen darf zu spotten, wenn er sich über die Mordthaten, wegen welcher er angeklagt ist, vertheidigen soll!

„Siebenzehnten!" Denken Sie sich, meine Herren, einen übertriebenen Royalisten, so wie Hrn. Mounier, welcher mit einem gemäßigten Royalisten spricht, und welcher es gar nicht für möglich hält, daß der Monarch einer Nation, die eine monarchische Regierungsform beinahe anbetend verehrt, irgend einer Gefahr sollte ausgesetzt seyn. Würden Sie es, in diesem Falle, außerordentlich finden, wenn der Freund des Throns und der Freiheit, zu einer Zeit, da er sieht daß finstere Wolken sich am Horizonte zeigen; zu einer Zeit, da er, besser als der Schwärmer, beobachtet, wohin die öffentliche Meinung sich lenke; was sonderbar zusammentreffende Umstände vermögen; was ein Aufstand für Gefahren mit sich bringen könne: daß er, zu einer solchen Zeit, seinen allzusicheren Mitbürger aus seiner gefahrvollen Sicherheit aufzuwecken versuche; daß er zu demselben sage: „Ey! wer leugnet dann, daß der „Frankreicher an der Monarchie hänge; wer streitet „dagegen, daß Frankreich einen König nöthig habe, „und einen König verlange. Aber Ludwig der Sieben„zehnte wird König seyn, wie Ludwig der Sechszehnte; „und wenn man es dahin bringen kann, die Nation zu „überreden, daß Ludwig der Sechszehnte Urheber oder „Mitschuldiger der Ausschweifungen sey, welche die „Geduld der Nation endlich ermüdet haben, so wird „dieselbe einen Ludwig den Siebenzehnten auf den Thron „setzen." Der eifrige Vertheidiger der Freiheit wird diese Worte mit desto größerem Nachdrucke ausgesprochen haben, je besser er den Mann gekannt hat, mit welchem er sprach; je besser er alle Nebenumstände kannte, welche seiner Rede Eingang verschaffen konnten. Könnten Sie nun, in einem solchen Manne, einen

Verschwornen, einen schlechten Bürger des Staats, oder auch nur einen Mann sehen, welcher unrichtig raisonnirt? Da ich nun einmal des Hrn. Mounier erwähnt habe; so will ich noch eine andere Thatsache erklären, welche er, in seiner Aussage, zu seinem eigenen Nachtheile verunstaltet hat. Er war Presìdent der Nationalversammlung am 5. Oktober, als man über die bloße und unbedingte, oder bedingte Genehmigung der Erklärung der Rechte des Menschen sich berathschlagte. Ich gieng zu ihm (sagt man) und suchte ihn zu überreden, daß er eine Unpäßlichkeit vorgeben, und, unter diesem unbedeutenden Vorwande, die Sitzung aufheben möge. Nun aber hören Sie den wahren Verlauf dieser Sache. Am Morgen des 5. Oktobers erfuhr ich, daß die Gährung in Paris zunehme. Ohne genauer von den Umständen unterrichtet zu seyn, fand ich diese Nachricht nicht unwahrscheinlich: denn eine Vorbedeutung, welche niemals trügt, die Natur der Dinge, kündigte mir es an. Ich näherte mich dem Herrn Mounier, und sagte zu ihm: „Mounier, die Pariser ziehen gegen uns aus." — „Meinetwegen!" — „Glauben Sie mir, oder „glauben Sie mir nicht; dieses ist mir sehr gleichgültig: „aber ich sage daß die Pariser gegen uns ziehen. Geben Sie eine Unpäßlichkeit vor; gehen Sie nach dem „Schlosse; bringen Sie ihnen die Nachricht; sagen Sie, „wenn Sie wollen, Sie hätten dieselbe von mir, dagegen habe ich nichts: aber, auf alle Fälle, unterbrechen Sie die gegenwärtige Berathschlagung; denn die „Zeit ist kostbar, und wir dürfen keine Minute verlieren." — „Also ziehen die Pariser gegen uns „(antwortete Hr. Mounier). Desto besser! Desto eher „werden wir eine Republik seyn!" Nun erinnere man

sich an die Vorurtheile, und an die schwarze Galle des Hrn. Mounier; man erinnere sich, daß er in mir den Aufwiegler von ganz Paris zu sehen glaubte: und man wird finden, daß diese Antwort, welche einen festern Karakter vermuthen läßt, als der arme Flüchtling seither gezeigt hat, ihm zur Ehre gereiche. Seit dieser Zeit habe ich ihn nicht wieder gesehen, außer in der Nationalversammlung, aus welcher er, so wie aus dem Königreiche, wenige Tage nachher desertirte. Ich habe ihn seither nicht gesprochen, und ich begreife nicht, wie er sagen kann, daß ich ihm, am Morgen des sechsten Oktobers, einen Zettel geschrieben habe, um ihn zu bitten daß er die Sitzung aufheben möge. Ich kann mich hierauf gar nicht besinnen. Gesetzt aber es wäre geschehen: so würde es eben so unbedeutend als gleichgültig seyn. Endlich komme ich auf die dritte Beschuldigung die man gegen mich vorgebracht hat; und hier kann ich den Schlüssel zum Räthsel geben. Ich habe, sagt man, dem Hrn. Orleans gerathen, er solle nicht nach England reisen. Nun! was will man denn hieraus schließen? Ich rechne es mir zur Ehre, ihm diesen Rath gegeben zu haben. Ich erfahre, durch ein öffentliches Gerücht, daß, nach einer Unterredung zwischen den Herren Orleans und la Fayette (einer Unterredung, welche sehr gebieterisch von der einen Seite, und sehr gelassen von der andern Seite war) Hr. Orleans die Gesandtschaft nach England, oder vielmehr den Befehl dahin zu reisen, angenommen habe: und sogleich stellen sich meinem Gemüthe alle Folgen eines solchen Schrittes lebhaft dar. Ohne mich lange zu besinnen nahm ich meine Parthei. Ich sagte zu dem Hrn. de Biron, mit welchem ich niemals in einer politischen

Verbindung gestanden, aber welchen ich jederzeit aufrichtig hochgeschätzt, und von welchem ich viele Freundschaftsbeweise erhalten habe: „Herr Orleans will, ohne Ursache, den Posten verlassen, welchen seine Kommittenten ihm anvertraut haben. „Geht er, so widersetze ich mich seiner Abreise, und „klage ihn an; bleibt er, entdeckt er die unsichtbare „Hand, welche ihn entfernen will; so klage ich jene „Person an, welche sich an die Stelle der Gesetze zu „setzen sucht. Nun mag er wählen zwischen beiden.“ Hr. de Biron antwortete auf diese Anrede durch romanhafte Gesinnungen; und das hatte ich erwartet. a) Hr. Orleans, welcher meine Entschliessung erfuhr, versprach meinem Rathe zu folgen. Aber gleich am folgenden Tage erhalte ich in der Versammlung einen Zettel von dem Herrn de Biron. Dieser Zettel war schwarz verbrämt, wie ein Trauerbrief, und kündigte die Abreise des Prinzen an. — Aber ich spreche, ohne mein Wissen, wie ein Angeklagter, da ich doch eigentlich Ankläger seyn sollte. Welch ein Prozeß, der ein ganzes Jahr bedurfte, um alle Zeugen abzuhören, um alle Federn, die man in Thätigkeit setzen wollte, gehörig zu spannen! Welch ein Prozeß, der, dem Scheine nach, ein Verbrechen der beleidigten Majestät zum Grunde hat, und sich jetzo in den Händen eines Tribunals befindet, daß da bloß allein über Verbrechen der beleidigten Nation zu richten gesetzt ist! Welch ein Prozeß, der, ein ganzes Jahr lang, mehr als zwanzig

---

a) M. de Biron répondit par des sentiments chevaleresques, & je m'y étois attendu. Mirabeau ist hier vorsätzlich unverständlich!

Personen bedroht, der bald aufgegeben, und bald wiederum angefangen wird; je nachdem das Interesse und die Absichten, die Furcht oder die Hoffnung derjenigen, die den Plan dazu gemacht haben, es verlangt! Ein Prozeß, welcher, seit so langer Zeit, der Intrigue zur Waffe gedient hat, und ein aufgehangenes Schwerdt über dem Haupte derjenigen war, die man entweder schrecken oder vernichten, trennen oder vereinigen wollte; welcher endlich dann erst zum Vorschein gekommen ist, als einer der Angeklagten die Diktatur nicht anerkennen wollte, die ihn in der Verbannung hielt, oder als er dieselbe verachtete! Welch ein Prozeß, der auf individuellen Verbrechen beruht, die man nicht untersucht, und deren entfernte Ursachen man aufsuchen will, ohne sich um die nähern Ursachen zu bekümmern! Welch ein Prozeß, dessen Begebenheiten sich alle ohne eine Verschwörung erklären lassen, und welchem man dennoch eine Verschwörung zum Grunde legen will; dessen Hauptzweck zu seyn scheint, wirkliche Fehler zu verbergen und eingebildete Verbrechen an die Stelle derselben zu setzen! Ein Prozeß, welchen die Eigenliebe zuerst anfieng, dessen sich der Partheigeist nachher bemächtigte, und welcher hierauf von den Ministern geleitet wurde, welcher, wechselsweise, bald unter diesem, bald unter jenem Einflusse stand, und endlich zuletzt die Gestalt einer hämischen Protestation gegen Eure Beschlüsse, gegen die freie Genehmigung des Königs, gegen seine Reise nach Paris, gegen die Weisheit Eurer Berathschlagungen, und gegen die Liebe der Nation zu ihrem Monarchen angenommen hat! Welch ein Prozeß, den die bittersten Feinde der Revolution, wenn sie die einzigen Urheber desselben gewesen wären, so wie sie die

einzigen Werkzeuge gewesen sind, nicht besser hätten einleiten können! ein Prozeß, dessen Zweck es war, den schrecklichsten Partheigeist in dieser Versammlung selbst aufzuwecken; so wie auch im ganzen Königreiche, indem die Gesinnungen der Hauptstadt in den Provinzen verleumdet wurden; in jeder einzelnen Stadt, indem eine Freiheit verabscheuungswürdig scheinen müßte, welche das Leben des Monarchen in Gefahr gesetzt hätte; in ganz Europa, indem man einen gerechten und freien König als gefangen und verfolgt darstellte; indem man diese erhabene Versammlung als eine Versammlung von Rebellen darstellte! Ja! das Geheimniß dieses höllischen Prozesses ist endlich entdeckt; es liegt da, in seinem ganzen Umfange; es liegt in dem Eigennutze derjenigen, deren Aussagen und deren Verleumdungen dieses Gewebe geflochten haben; es liegt in den Hülfsmitteln, welche die Feinde der Revolution in demselben gefunden haben; es liegt, — es liegt in der Seele der Richter, eben so deutlich und klar, wie bald die allergerechteste und die allerunversöhnlichste Rache es in die Tafeln der Geschichte eingraben wird!"

So sprach Mirabeau! So vertheidigte sich Mirabeau, wegen der Verbrechen, deren er angeklagt war! Und die Menschheit trauert, wenn sie erfährt, daß die linke Seite der Nationalversammlung, sowohl als der Pöbel auf den Gallerien, diesem Manne, der, mit einer ehernen Stirne, statt die Anklage von sich abzulehnen, selbst ein drohender Ankläger wurde, Beifall zuklatschte!

Eben so sprach auch der Herzog von Orleans. Er vertheidigte sich nicht; er lehnte die Beschuldigungen nicht von sich ab: sondern er las eine Rede vor, welche

Mirabeau für ihn aufgesetzt hatte, und in welcher er sich an den Richtern und an den Zeugen zu rächen, und dieselben zur Strafe zu bringen versprach.

Der Herzog von Biron hielt eine lange Rede, zu Gunsten des Herzogs von Orleans, in welcher er den Orleans mit Lobsprüchen überhäufte, und denselben als ein Muster von Mäßigung und Bescheidenheit darstellte.

Einige Mitglieder der rechten Seite wollten sprechen; sie wollten die Versammlung bitten, sich, in einer so wichtigen Berathschlagung, nicht zu übereilen: aber sie wurden verlacht, ausgezischt, und nicht angehört.

Barnave sagte: „Sobald wir diesen Prozeß gelesen hatten, hatten wir auch schon darüber entschieden. Es giebt hier keine andere Verschwörung als den Prozeß selbst. Ich verlange von Eurer Gerechtigkeit, ich verlange von Eurer Güte, daß Ihr den Prozeß, daß Ihr das Chatelet, daß Ihr die Zeugen mit der allertiefsten Verachtung behandelt. Hr. von Orleans braucht sich nicht zu vertheidigen. Die ganze Nation kennt und schätzt seinen Patriotismus."

Die Versammlung beschloß: daß Mirabeau und Orleans unschuldig seyen, und daß der ganze Prozeß unterdrückt werden solle.

Hr. Chabroud hatte, in seinem Berichte, die Aussagen der Zeugen und die Thatsachen, so sehr verstellt, daß einige Zeugen sich für beleidigt, ihre Ehre für angegriffen hielten, und sich öffentlich vertheidigten. Hr. Chabroud hatte es sogar gewagt, zu leugnen, daß die Mörder bis in das Zimmer der Königinn eingedrungen seyen. Dagegen schrieb der Graf de Luillier, Marechal des Logis der Gardes du Korps, welcher, am

sechsten Oktober 1789, im Inneren des Schlosses die Wache gehabt hatte, folgendes: „Ich bezeuge, daß „die Mörder in das Zimmer der Königinn eingedrungen „sind; daß ich selbst dieselben im Vorzimmer gesehen „habe; daß Hr. de Barreau, der Brigadier der „Schweizer, welcher das Kommando in den Zimmern „der Königinn hatte, mit einigen Gardes du Korps „in das Schlafzimmer der Königinn getreten ist, da „selbst die Mörder gesehen, und dieselben im Besitze „dieses Schlafzimmers gelassen hat, in welchem sie, „mit schrecklicher Wuth, und mit Verwünschungen „gegen den König, gegen die Königinn, und gegen die „Gardes du Korps, alles zerstört und vernichtet haben. „Ferner behaupte ich; strafe Hrn. Chabroud öffentlich „Lügen; und versichere, bei meiner Ehre, daß die Gar„des du Korps nicht einen einzigen Schuß im ganzen „Schlosse gethan haben. Der Mann, welcher getödtet „und unter die Fenster des Königs gelegt worden ist, „wurde von den Mördern selbst umgebracht, als diese „auf diejenigen Gardes du Korps schossen, welche den „Herren du Repaire und de Miomandre beistehen „wollten. Die Bürgermiliz bezeugt selbst die Wahrheit „dieser Thatsache.“

Während der Zeit, da sich die Versammlung mit dem Kriminalprozesse des Chatelet beschäftigte, bemühten sich die Demagogen die Aufmerksamkeit der Pariser von einem so wichtigen Gegenstande abzuziehen. Zu diesem Ende verbreiteten sie das Gerücht einer bevorstehenden Kontrerevolution, welche damit anfangen sollte, daß der König nach Rouen reisen, und daselbst sich an die Spitze einer Armee stellen sollte. Die Demagogen erreichten ihren Zweck, und die leichtgläubigen

Pariser zweifelten nicht an der Wahrheit dieses Plans, der eben so ungegründet als lächerlich war. Man behauptete, es würden zu Rouen zwei tausend eiserne Käfichte verfertigt, in welche die Herren la Fayette, Bailly, und die übrigen Patrioten eingeschlossen, und nachher, im Triumphe, durch ganz Frankreich geführt werden sollten.

Vor einiger Zeit hatte die Nationalversammlung beschlossen, daß alle Briefe, welche mit dem Siegel der Versammlung gesiegelt seyn würden, auf der Post nichts bezahlen, und postfrei laufen sollten. Von diesem Beschlusse machten die Mitglieder der Versammlung für sich und für ihre Freunde, einen solchen Mißbrauch, daß am 9. Oktober angezeigt wurde: die Einnahme der Briefpost habe, in Zeit von sieben Monaten, um 800,000 Livres abgenommen, und die Ausgabe habe, in eben dieser Zeit, um 200,000 Livres zugenommen. Also ein Unterschied von einer Million Livres in sieben Monaten! Die Versammlung fand sich hiedurch genöthigt, die unbedingte Postfreiheit ihrer Mitglieder einigermaaßen einzuschränken.

Durch einen Beschluß der Nationalversammlung waren, im ganzen Königreiche, die Parlamenter aufgehoben worden; diese mächtigen Tribunale, welche den Befehlen der unumschränkten Könige des vormaligen Frankreichs so oft, und so hartnäckig, Widerstand geleistet hatten. Einige Parlamenter gehorchten dem Befehle der Nationalversammlung und giengen ausein-

ander; andere giengen zwar auseinander, aber mit der Erklärung, daß sie der Gewalt nachgeben müßten; ein einziges Parlament, das Parlament zu Toulouse protestirte.

Am 15. Oktober begab sich der Bürgerrath von Paris nach dem Parlamentshause, um, zufolge eines Beschlusses der Nationalversammlung, die Schriften zu versiegeln. Der Bürgerrath warf, in einem Augenblicke, und ohne Widerstand, den fürchterlichen Koloß um, welchen, im Jahre 1788, Brienne, mit allen seinen Truppen, nicht hatte umwerfen können. Die Parlamentsglieder stellten sich damals, als wollten sie sich gegen zwei Regimenter vertheidigen, und Despresmenil nicht herausgeben. a) Dießmal aber hatten alle die Flucht genommen. Kein Mensch war vorhanden; das Parlamentshaus war einsam und verlassen; die Säle waren offen; die Archive, und die übrigen Kasten und mit Schriften angefüllten Schränke, waren verschlossen. In diesem Pallaste, welcher vormals von lärmenden Streitigkeiten und von Klagen unaufhörlich ertönte, herrschte jetzo eine todte Stille. Die Parlamentsglieder, die Sekretaire und die Schreiber, waren alle so sehr von Schmerz durchdrungen, daß auch nicht Einer es über sich selbst vermochte, zu bleiben, und dem Bürgerrathe die Schlüssel zu übergeben. Alles wurde mit dem Siegel der Stadt versiegelt. Dadurch, daß das Parlament seine Papiere nicht förmlich übergab, geriethen eine Menge anhängiger Prozesse in die größte Unordnung, und viele Haushaltungen, deren Glück von dem Ausgange eines Prozesses abhieng, wurden

---

a) Man sehe Band 1. S. 159.

zu Grunde gerichtet. „Diejenigen“ sagt Desmoulins, „welche in den langen Sälen dieses Pallastes hin und „her giengen, empfanden, bei der Einsamkeit, und „bei der Stille, welche nunmehro in diesem Tempel der „lärmenden Schikane herrschte, ein Schaudern, gleich „demjenigen Schaudern, welches man empfand, wenn „man in der eingenommenen Bastille hin und her gieng. „Es wurde Einem zu Muthe, als ob man mit den un„zähligen Schatten der geplünderten Wittwen und „Waisen umgeben sey, welche jetzo hieher gekommen „zu seyn schienen, um eine späte Rache auszuüben. „Hier, an diesem Orte, hatte Seguier einem Mably, „einem Raynal, einem Rousseau bewiesen, daß sie „Thoren seyen. Hier hatten sich die krummen Nägel „des Advokaten der ersten Instanz, in die Klauen des „Appellirens verlängert; hier hatte der Herr Sekretair „Doppelhand von beiden Partheien Geschenke ange„nommen; hier hatte der Herr Schreiber, um fünf „und zwanzig Louisdors, künstlich ein Wort in das „Urtheil eingeschoben, und der Herr Referendarius „hatte, noch künstlicher, das vorzüglichste Aktenstück „bei Seite geschafft. Hier fand, zwischen dem Schrei„ber, dem Advokaten, dem Sekretair und dem Richter, „eine edle Nacheiferung statt, wer die streitenden Par„theien am besten bestehlen könne. Hier gab es liebens„würdige Sollizitantinnen, welche sich für Verwandte „ausgaben, und, mit dem Eifer welchen eine nahe „Anverwandtschaft einflößt, dem Referenten in sein „Kabinet nachfolgten, um zwischen dem Kläger und „dem Richter eine eben so enge Verwandtschaft zu stif„ten. Die Haufen von Papieren, welche man hier „antraf, die Ueberbleibsel so vieler zu Grunde gerich-

„teten Kläger, erinnerten an die Haufen von Knochen, „welche man vormals in den mexikanischen Götzentem„peln fand, und welche die Ueberbleibsel so vieler ge„opferten Menschen waren.“

Im Monate September 1790 brach zu Paris ein Theaterkrieg aus, welcher sehr leicht ernsthafte Folgen hätte haben können. Die Schauspieler des französischen Theaters waren, so wie die Schauspieler aller übrigen Theater, heftige Aristokraten, und Feinde der Revolution und der neuen Regierungsform. Sie verloren durch die Revolution Alles: ihren großen Einfluß auf die ersten Personen im Staate, und ihr ausschließendes Vorrecht. Die Schauspielerinnen verloren, noch überdieß, eine andere ergiebige Quelle von großen Einkünften, welche nunmehr versiegt war, seitdem der königliche Schatz nicht mehr ungestraft geplündert werden konnte. Nun hatte das Trauerspiel von Chenier, Karl der Neunte, unter dem Volke die heftigste Wuth gegen die Diener der Religion erweckt. So oft die Vorstellung dieses Trauerspiels gegendigt war, lief der vornehme und geringe Pariser Pöbel, aus dem Schauspielhause, durch alle Straßen der Hauptstadt, und rief aus: „Weg mit den Tonsuren! An die Laterne „mit den Tonsuren!“ Die Minister verboten, aus dieser Ursache, den Schauspielern das genannte Stück ferner zu geben, und es wurde dasselbe in langer Zeit nicht mehr aufgeführt. Im August befand sich Mirabeau in dem Parterre, und verlangte überlaut von den Schauspielern: sie sollten das Stück Karl der Neunte wiederum ankündigen. Dieses geschah nicht. Nach

einigen Tagen wiederholte Mirabeau sein Verlangen, oder vielmehr seinen Befehl. Zugleich ließ er, in alle Tagschriften, einen Brief einrücken, in welchem er sich über die Schauspieler beklagte. Hiedurch sahen diese sich genöthigt, Mirabeaus Verlangen zu entsprechen, und jenes Schauspiel aufzuführen. Das aufgeführte Trauerspiel that abermals die gewünschte Wirkung; es brachte den Pöbel gegen die Geistlichen auf. An dieser Wirkung hatte ein junger Schauspieler, Namens Talma, welcher seine Rolle vorzüglich gut spielte, den größten Antheil. Diesem Schauspieler ward der lauteste Beifall zugeklatscht, während die übrigen, wegen ihres schlechten Spiels, ausgepfiffen wurden. Die Schauspieler, hiedurch aufgebracht, verbanden sich unter einander, mit Talma nicht mehr zu spielen, und denselben aus ihrer Gesellschaft auszustoßen. Talma erschien nicht mehr auf dem Theater, und täglich verlangten die Demokraten, daß er erscheinen solle. Endlich trat Hr. Fleury, der Direktor, hervor, und versprach: am folgenden Freitage dem Parterre die Ursache anzuzeigen, warum die Schauspieler den Talma nicht länger unter sich dulden wollten. Nunmehr ward für beide Partheien geworben. Die Jakobiner beschlossen: am Freitage, in so großer Anzahl als möglich, nach dem Schauspielhause zu ziehen; und die Schauspieler theilten unter ihre Freunde, die Aristokraten, sehr viele Eingangszettel umsonst aus, damit sie, auch auf ihrer Seite, eine starke Parthei haben möchten. Der Freitag kam an, Hr. Fleury erschien auf dem Theater und sagte: „Meine Gesellschaft, überzeugt, daß Herr „Talma ihrem Vortheile entgegen gehandelt hat, beschließt einstimmig, daß sie künftig mit diesem Manne

„in gar keiner Verbindung stehen wolle.“ Bei diesen Worten entstand in dem Schauspielhause ein schrecklicher Lärm. Die beiden Partheien schimpften und drohten einander. Der Augenblick nahte sich, in welchem sie bereit waren einander zu ermorden, und, statt des erdichteten Trauerspieles, ein wirkliches aufzuführen. Lärm und Tumult nahmen so sehr zu, daß die Wache sich genöthigt sah den Herrn Maire zu holen, damit dieser Ordnung und Ruhe wiederum herstellen möchte. Als Hr. Bailly ankam, war schon Alles wieder ruhig geworden, der Sturm hatte sich gelegt, und Hr. Fleury hatte erklärt: er wolle gerne Hrn. Talma wieder aufnehmen, sobald ihm dieses von höherer Hand befohlen werde. „Gut“ sprach Hr. Bailly „morgen soll es die „höhere Hand befehlen!“ Am folgenden Tage ließ der Maire die Schauspieler zu sich kommen. Aber, statt zu befehlen, sprach er mit ihnen in seinem gewöhnlichen, bittenden und weinerlichen Tone. Zureden, Vermahnungen, Vorstellungen, Bitten: Alles wandte er an; aber vergeblich. Er erinnerte Fleury an seine gestrige Rede: daß er nachgeben wolle, wenn es ihm von höherer Hand befohlen werde. Nun erfuhr Hr. Bailly, zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß Hr. Fleury, unter dem Ausdrucke höhere Hand, den König oder die Minister, aber nicht den Hrn. Bailly oder den Bürgerrath, verstanden habe. „Ehe ich „wieder mit Talma spiele“ fuhr Fleury fort „eher „will ich mein Theater zuschließen, und die Schlüssel „dem Könige überbringen.“ — „So! so!“ antwortete Hr. Bailly „ich sehe wohl, daß Sie nicht anders „als mit gekrönten Häuptern in Unterhandlung treten

„wollen!" a) Die Jakobiner, über die Unverschämtheit der Schauspieler aufgebracht, versammelten sich im Jakobinerklub, und beschlossen: die Schauspieler durch Gewalt zu zwingen, dem Befehle des Bürgerrathes zu gehorchen. Sie wiegelten das Volk auf. Der Pöbel begab sich, in großer Menge, nach dem Schauspielhause, und drohte, die Schauspieler und die Schauspielerinnen auf eine Art zu züchtigen, wie sonst nur Kinder von ihren Schulmeistern gezüchtigt werden. Nun gaben die Schauspieler nach. Sie führten das Trauerspiel Karl der Neunte auf, und begleiteten, nach geendigter Vorstellung, den Hrn. Maire nach Hause.

Vormals hatte der ganze Despotismus Ludwigs des Funfzehnten die Hartnäckigkeit der Schauspieler nicht überwinden können. Die Schauspieler beschlossen damals: Einen aus ihrer Gesellschaft, Namens Dubois, nicht länger unter sich zu dulden; eben so, wie sie jetzo den Talma nicht dulden wollten. Dubois war von allen Herren des Hofes beschützt. Aber Befehle, Drohungen, ja sogar der Zorn des Monarchen, war vergeblich: sie wollten den Dubois nicht wieder aufnehmen. Hierauf wurden die Schauspieler nach dem Gefängnisse geschickt. Von daher brachte man sie jeden Abend nach dem Schauspielhause, und, nach geendigter Vorstellung, wiederum nach dem Gefängnisse zurück. Zuletzt mußte der französische Monarch dennoch nachgeben, und die Theaterkönige siegten über den wirklichen König.

---

a) Je vois bien, que vous ne voulez traiter que de Couronne à Couronne

Der erste Versuch, den die Pariser Propaganda machte, ein glückliches Land, unter dem Vorwande verkannter Menschenrechte, durch Aufruhr zu zerstören, geschah in der Schweiz. Es wurden Emissarien und Missionnairs ausgesandt, welche einen Versuch machten, das zufriedene und glückliche Volk im Pays de Vaud aufzuwiegeln, und zum Rauben und Morden anzufeuren. Die Schweizerbauren waren aber für diese neue Lehre gar nicht empfänglich. Sie fühlten zu sehr das Glück, unter dem Schutze einer gütigen und weisen Regierung, schon seit drei Jahrhunderten, zu leben; als daß sie sich so leicht hätten sollen überreden lassen können, Laternenpfähle zu errichten, und Kopfabhauer zu besolden, wie ihre flüchtigen und leichtsinnigen Nachbaren in Frankreich gethan hatten.

Der Rath zu Bern ließ hierauf, an seine Unterthanen im Pays de Vaud, folgende vortrefliche Proklamation ergehen:

„Wir, Schultheißen, kleine und große Räthe der Stadt und Republik Bern, allen unsern Edeln, unsern lieben und getreuen Vasallen, den Bürgerräthen, den Gemeinheiten, den Bürgern, und unsern übrigen Un- im Pays de Vaud, unsern Gruß zuvor."

„Da wir erfahren, daß einige freche Männer, treuloserweise, sich bemühen, durch heimliche Anstiftungen und durch aufrührische Schriften, Zwietracht und den Geist des Aufruhrs zu verbreiten, und alle Bande, welche die Völker mit den Oberherren verbinden, von denen sie regiert werden, zu zerreißen: so finden Wir für nöthig, vermöge unserer Wachsamkeit, und noch mehr vermöge unserer getreuen Vorsorge, ihren schädlichen

lichen Planen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen zu setzen. Alle Mittel, welche in Unserer Gewalt sind, werden wir anwenden, um Euch die unschätzbaren Wohlthaten des Friedens und der öffentlichen Ruhe zu erhalten. Aber das Mittel, zu welchem Wir, vor allen andern, unsere Zuflucht nehmen, ist Euer Patriotismus. Wir glauben überzeugt zu seyn, daß Ihr allen Bemühungen widerstehen werdet, die man anwenden möchte, um die Unruhen, welche gegenwärtig in mehreren europäischen Staaten herrschen, auch unter Euch zu bringen. Um Euch davor zu bewahren, wird es hinreichend seyn, Euch an das Glück zu erinnern, dessen Ihr genießet. Ihr mögt Euch an das Vergangene erinnern, oder Ihr mögt, um Euch her, auf Euer Vaterland blicken; so werdet Ihr überall Gründe finden, der Vorsehung zu danken. Beinahe sind drei Jahrhunderte verflossen, seitdem das Pays de Vaud mit der Republik vereinigt ist, und seit so vielen Jahren hat die Plage des Krieges sich Euren Wohnungen niemals genähert. Nirgendwo ist es leichter dem Mißbrauche der Gewalt zu widerstehen, und den Schütz der Gesetze zu erhalten. Nirgendwo darf der Mächtige, wenn er mit dem Schwachen kämpft, sich weniger versprechen, daß ihn die Regierung begünstigen werde; und wenn es möglich wäre, daß es Begünstigungen geben könnte, die sich mit der Pflicht vertrügen, gerecht gegen einen Jeden zu seyn: so könnte bloß allein der Arme auf dieselben Anspruch machen. Die Regierungsform der Republik ist eine väterliche Regierungsform, welche keine Abgaben fordert, und welche, mit zärtlicher Sorgfalt, öffentlichen Wohlstand, Achtung der persönlichen Freiheit, Schutz des Eigenthums eines

Jeden, Gleichheit der Menschen vor dem Richter, und Gleichförmigkeit der Gesetze für alle Klassen von Staatsbürgern, zu den vorzüglichsten Gegenständen ihrer Bemühungen zu machen sucht. Jede Veränderung würde demzufolge unnütz seyn; gesetzt auch daß dieselbe nicht schädlich wäre. Aber schädlich müßte sie gewiß seyn! Mag man doch, in andern Ländern, die dunkeln Zeiten der Geschichte durchwühlt haben, um in denselben Rechte und Gebräuche aufzusuchen, welche auf die gegenwärtige Lage gar nicht anwendbar sind! Mag man sich unsichern Vernunftschlüssen Preis gegeben haben, um Mittel zu finden seinen Zustand zu verbessern! — Aber, daß, in einem Lande welches so großer Vorzüge genießt, man sich der Gefahr aussetzen wollte dieselben zu verlieren, um nach einer schimärischen Vollkommenheit zu streben; daß man die Ruhe und den Wohlstand seiner Voreltern und seiner Kinder auf das Spiel setzen, und in eine Gegend, in welcher, schon seit so langer Zeit, Ruhe und Frieden herrschte, alle Unordnungen der Gesetzlosigkeit sollte bringen wollen: Dieß, liebe und getreue Unterthanen, scheint uns unmöglich zu seyn. Vergeblich geben die Feinde Eurer Ruhe vor: sie wollen Euer Schicksal verbessern. Sie werden von Liebe zu Neuerungen, von noch sträflicheren Beweggründen und Planen geleitet. — Auch lehrt uns die Geschichte, daß, in den großen und wichtigen Streitigkeiten über die Regierungsformen, die vorzüglichste Triebfeder jederzeit der Ehrgeiz einiger Männer war, welche nach Macht strebten, und daß jederzeit das Volk, welches sie durch ungegründete Versprechungen verblendeten, ihren Intriguen zum Spielwerke gedient hat, und ihrem Ehrgeize aufge-

opfert wurde. Die beste Regierungsform unter allen ist unstreitig diejenige, welche am meisten zu der allgemeinen Wohlfahrt beiträgt. Wir dürfen unbesorgt Euch an diesen Grundsatz erinnern, weil Uns derselbe von jeher zur Richtschnur gedient hat, und weil Wir, zufolge desselben, Eurer Zuneigung und Eurer Dankbarkeit versichert seyn können. Wenn Wir Euch vor den Fallstricken warnen, welche man Euch legen könnte, so geschieht dieses nicht sowohl aus dem Bewußtseyn Unserer Rechte, als vielmehr aus der Zuneigung, welche Wir von jeher gegen Euch gehabt haben, und aus der innigen Ueberzeugung von jener großen Wahrheit, welche durch die Erfahrung aller Zeitalter bestätigt wird: daß das größte Unglück, mit welchem der Himmel ein nicht unterdrücktes Volk heimsuchen kann, darin bestehe, daß er in demselben das Verlangen erwecke, seinen politischen Zustand zu verändern. Wenn eine Regierungsform zu ihren Gunsten drei Jahrhunderte einer ununterbrochenen Wohlfahrt aufstellen kann, so gehört die allerunsinnigste und die allerstrafbarste Frechheit dazu, ungewisse und unbestimmte Spekulationen derselben vorziehen, und auf diese Weise aus dem Schicksale der gegenwärtigen und der künftigen Generationen ein Spielwerk machen zu wollen. Und die Sorge einer so sträflichen Frechheit Einhalt zu thun, ist, für einen Oberherrn, welcher seine Unterthanen liebt, die heiligste aller Pflichten."

Die Stadt Vevay im Pays de Vaud antwortete auf diese Proklamation durch folgende Zuschrift:

„Großmächtige Herren."

„Da die Unruhen, welche im Walliserlande ausgebrochen sind, die Aufmerksamkeit Eurer Hoheiten auf

sich zu ziehen scheinen; so haben die Bürgerräthe der Stadt Vevay, als getreue Unterthanen des Staates, sich außerordentlich versammelt: und da sie sowohl in ihrem eigenen Namen, als in dem Namen der Bürgerschaft handeln; so bedienen sie sich dieser Gelegenheit, um, in Rücksicht der väterlichen und vermahnenden Proklamation Eurer Hoheiten, eine ehrfurchtsvolle Zuschrift Denenselben zu übersenden"

„Durchdrungen von der lebhaftesten Dankbarkeit, gegen die, eben so gerechte, als weise, großmüthige und gemäßigte Regierung Eurer Hoheiten, preisen Wir die göttliche Vorsehung, dafür, daß sie Uns unter Eurer wohlthätigen Herrschaft hat gebohren werden lassen. Wir haben nicht nöthig, Uns vor jenen auswärtigen Kriegen zu fürchten, durch welche die verschiedenen Nationen Europens so oft beunruhigt, und zuweilen ganz zu Boden gedrückt werden; Wir können wegen Unserer persönlichen Sicherheit unbesorgt seyn; Wir sind in dem völligen und gänzlichen Genusse unseres Eigenthums; Wir sind geschützt vor Unterdrückung, und vor jenen Eingriffen, unter denen so viele andere Völker seufzen. Aber Wir, der Rath und die Bürgerschaft, fühlen auch recht lebhaft, welch ein großes Glück Wir genießen. Folglich kommen Wir heute, eben so sehr durch Zuneigung angetrieben, als durch Pflicht, und erneueren Euren Hoheiten die Versicherung der allerunverletzlichsten Treue, sowohl als Unseres festen Entschlusses, die gegenwärtige Konstitution des Staates aufrecht zu erhalten, und das Vaterland, mit Gefahr unseres Lebens und unserer Güter, zu vertheidigen."

Glückliches Land! dreimal glückliches Land, welches so weise und so gütige Regenten, welches so zufriedene

und so erleuchtete Unterthanen hat! Von diesem Bilde eines freien und der Freiheit würdigen Volkes, daß da nicht, mit metaphysischer Spitzfindigkeit, von Menschenrechten schwatzt, sondern, mit dem Instinkte des gesunden Verstandes, Menschenpflichten ausübt: von diesem Bilde, welches, um des Kontrastes willen, hier eine Stelle verdient, kehre ich nunmehr zu der traurigen Geschichte eines, durch den höchsten Grad der Verfeinerung und der Sittenlosigkeit, ins Verderben gerathenen Volkes, wiederum zurück.

Nachdem die Demagogen, schon seit langer Zeit, Alles angewandt hatten, um den Ministern des Königs, Macht, Ansehen und guten Namen zu rauben; nachdem sie dieselben, bald heimlich, bald öffentlich, bald in der Nationalversammlung, bald in Wochen- und Tageschriften, der größten Verbrechen angeklagt hatten: schlug endlich Mirabeau dem diplomatischen Ausschusse vor, dieselben mit Einem Streiche zu Boden zu schlagen. Er schlug vor: die Nationalversammlung solle erklären: die Minister des Königs hätten das Zutrauen der Nation verloren, und sie solle den König bitten, daß er andere Minister wählen möchte. Auf diese Weise waren die Demagogen der Mühe überhoben, jeden Minister einzeln anzuklagen, und, was ihnen unmöglich würde gewesen seyn, die Anklage zu beweisen.

Hr. de Menou, einer der heftigsten Jakobiner, klagte, am 19 Oktober, die Minister des Königs bei der Nationalversammlung an, und verlangte die Entlassung derselben.

Hr. de Cazales trat auf den Rednerstuhl, und, ungeachtet des Lärms und des Geschreies, welches die linke Seite der Versammlung erhub, hielt er folgende vortreffliche Rede: „Nicht um die Minister zu vertheidigen steige ich auf diesen Rednerstuhl. Ich kenne sie nicht von Person, ich schätze nicht ihre Aufführung; und, wäre es mir möglich gewesen, den großen Widerwillen zu überwinden, welchen ein rechtschaffener Mann empfindet, wenn er sich genöthigt sieht Minister anzuklagen die ohne Achtung und ohne Ansehen sind, so würde ich mich, schon seit langer Zeit, zu ihrem Ankläger aufgeworfen haben. Ich hätte sie angeklagt, weil sie das königliche Ansehen, welches ihnen anvertraut ist, nicht zu erhalten gesucht haben: denn es ist ein Verbrechen der beleidigten Nation, jenes rechtmäßige Ansehen, jenes zu dem öffentlichen Wohl und zu der Freiheit so nothwendige Ansehen nicht aufrecht zu erhalten; jenes Ansehen, welches das Volk vor dem Despotismus Nationalversammlung schützt, so wie es die Nationalversammlung vor dem Despotismus des Königs beschützen muß. Ich hätte Euren flüchtig gewordenen Finanzminister angeklagt, daß er beständig hinter dem Vorhange blieb, während seine Pflicht erforderte, eine ehrenvolle aber gefährliche Rolle zu spielen. Ich hätte ihn angeklagt, daß er Euch, in diesem wichtigen Theile der öffentlichen Verwaltung, nicht geleitet hat, weil er, in dem gefährlichen Zeitpunkte, in welchem unsere Finanzen sich befanden, bloß zu geben sich fürchtete; daß er nichts auf sich zu nehmen wagte; und daß er, mitten in der Gefahr welche der öffentlichen Sache drohte, auf eine niederträchtige Weise berechnete, was sein Ehrgeiz und seine eigene Sicherheit von ihm forde-

re. Ich hätte ihn angeklagt, daß er die Revolution veranlaßt habe, und es dennoch nicht habe wagen dürfen dieselbe zu leiten; daß er keine von den Maaßregeln ergriffen habe, welche nöthig waren, um die, von einer jeden Revolution unzertrennlichen, Unglücksfälle zu vermindern, oder denselben zuvor zu kommen. Ich hätte ihn angeklagt, daß er, in einem so gefahrvollen Zeitpunkte, beständig seine Grundsätze verborgen, und in seinen Handlungen Verstellung gezeigt habe. Ich hätte den Kriegsminister angeklagt, daß er allen Offizieren, welche von ihm den Abschied forderten, denselben gegeben habe; daß er ihnen erlaubt habe, in den stürmischen Zeiten, in denen wir uns befinden, ihre Regimenter zu verlassen; daß er hiedurch die Hauptursache des, in unserer Armee ausgebrochenen, Aufruhrs geworden sey. Ich hätte die Minister, denen die Provinzen anvertraut sind, angeklagt, daß sie zugegeben haben, daß man den Befehlen des Königs nicht gehorche; daß sie nicht die ganze öffentliche Macht angewandt haben, um die Ausübung dieser Befehle zu bewirken, in der Voraussetzung, daß sie, wie es gerecht war, für die Rechtmäßigkeit dieser Befehle ihren Kopf hätten verbürgen müssen. Ich hätte sie alle zusammen angeklagt, daß sie dem Könige die allerfeigsten Rathschläge gegeben haben; ich hätte sie wegen jener strafbaren Nichtigkeit angeklagt, in welche sie sich selbst versetzt haben; wegen jener Nichtigkeit, welche in Zeitumständen, von denen der Untergang oder die Wohlfahrt des Reiches abhängt, meiner Meinung nach, das größte aller Verbrechen ist. Außer der feigherzigen Gleichgültigkeit für das öffentliche Wohl läßt alles Andere sich entschuldigen. Heftige Maaßregeln,

übertriebene Grundsätze können die Folge der Fehlbarkeit des menschlichen Geistes seyn; die Handlungen können abscheulich seyn, und die Gesinnungen dabei dennoch rein bleiben. Aber wer mag jene kaltblütigen und niederträchtigen Gemüther entschuldigen, welche die heilige Liebe zum Vaterlande niemals erwärmt hat; welche sich in ihr eigenes persönliches Selbst zusammenziehen; welche sich von der öffentlichen Sache absondern, weil die öffentliche Sache in Gefahr ist; welche eine schändliche Neutralität beobachten, wenn das größte Interesse sie in Thätigkeit setzen sollte; welche endlich, auf eine feigherzige Weise, sich verbergen, wenn die Bösewichter in Bewegung sind, wenn freche Verschworne sich des Staatsruders bemächtigen? Wie soll man sie entschuldigen, diese Männer, wenn sie die vorzüglichsten Stellen der Verwaltung ausfüllen; wenn sie, ihrer Feigherzigkeit und ihrer Unerfahrenheit sich bewußt, hartnäckig dabei beharren, Stellen zu behalten, welche gar nicht für sie gemacht sind? Warum sind sie nicht gerecht gegen sich selbst? Warum verurtheilen sie sich nicht selbst zu derjenigen Niedrigkeit, und zu der Verachtung, welche jeden Menschen treffen muß, der durch Kabalen die wichtigste Stelle der Verwaltung erlangt hat, und sich gerade zu derjenigen Zeit in das Privatleben zurückzieht, in welcher jeder gute Bürger des Staates Alles aufzuopfern schuldig ist. Während der langen Unruhen in England, unter der Regierung des unglücklichen Karls, kam Strafford, jener Minister, dessen Talente seinen Tugenden gleich waren, auf dem Schaffote um. Aber England weinte über seinem Grabe; ganz Europa ehrt sein Andenken; und sein Name bleibt ein Gegenstand

der Verehrung für alle Einwohner Großbritanniens. Dieß ist das Muster, welches Diejenigen vor Augen haben müssen, die da, in einem so gefährlichen Zeitpunkte, als derjenige ist, worin wir uns jetzo befinden, von dem Könige, zur Verwaltung der öffentlichen Sache berufen werden; zu dieser Stelle, welche jetzo wohl verdient, daß ein braver Mann darnach strebt, weil sie schwer und gefährlich geworden ist. Strafford starb! Aber ist er nicht auch todt, jener Minister, welcher vor kurzem so feigherzig die öffentliche Sache im Stiche gelassen hat? welcher dieselbe in derjenigen Gefahr verlassen hat, deren Urheber Er selbst war! Ist nicht sein Name aus dem Verzeichnisse der Lebendigen ausgestrichen? Empfindet er nicht die schreckliche Quaal, sich selbst zu überleben? Sieht er nicht, schon im Voraus, mit welcher Verachtung die künftigen Generationen von ihm sprechen werden? Was aber die sklavischen Gefährten seines Ministeriums betrifft; was diese Männer betrifft, welche der Gegenstand unserer gegenwärtigen Berathschlagung sind: so kann man, mit dem größten Rechte, folgenden Vers des Ariosts auf sie anwenden:

„Andava ancora ma era morto.“

Nun bewies Hr. de Cazales ausführlich, daß die Versammlung kein Recht habe, von dem Könige zu verlangen, daß er die Minister absetzen solle; daß aber die Versammlung das Recht habe, jeden Minister einzeln anzuklagen, falls eine gegründete Ursache zu einer Anklage vorhanden seyn sollte. Er führte das Beispiel Englands an, und bewies, aus der Engländischen Geschichte, daß, in England, niemals die Minister des Königs deßwegen seyen entlassen worden, weil sie dem Unterhause nicht mehr gefielen; sondern dann, wenn sie

das Zutrauen der Nation verloren, und im Unterhause die Minorität hatten; oder nachdem sie, wegen irgend eines Verbrechens, waren angeklagt worden. „Ich be„haupte," fuhr er fort „daß, wenn die Nationalver„sammlung das Recht erhielte, die Minister des Königs „bloß aus der Ursache zu entfernen, weil ihr dieselben „nicht gefallen, alsdann die verschiedenen Arten von „Gewalt nicht mehr getrennt, und die Konstitution um„geworfen seyn würde; daß wir alsdann, um mich ei„nes Ausdrucks des Montesquieu zu bedienen, in einer „nicht freien Republik zu leben verurtheilt seyn würden."

Die Herren Mirabeau, Alexander Lameth und Karl Lameth klagten die Minister an, und verlangten, daß dieselben abgesetzt werden sollten.

Hr. Malouet. Wir wissen alle, daß keine Subordination mehr vorhanden ist; daß Unordnungen, von jeder Art, ungestraft begangen werden; daß unrichtige, freche, und der Freiheit nachtheilige Lehren, allgemein verbreitet werden; daß jeder Bürgerrath, in seinem Bezirke, unumschränkt regiert, sich in alles mischt, und alle Bande der Disziplin schlaff macht, oder gänzlich auflöst. Alles dieses ist die Wirkung einer unthätigen, unvermögenden, gänzlich aufgelösten Regierungsform. Wenn man Euch daher vorschreibt, das Uebel an der Wurzel anzugreifen, so stimme ich dieser Meinung bei. Wenn man Euch vorschlägt, zu erklären: daß die Regierung vernichtet sey, und daß eine solche Regierung das Zutrauen der Nation nicht haben könne; so stimme ich mit ein in diese Erklärung. Aber ich bin nicht so ungerecht, daß ich die gegenwärtigen Minister, wegen der Uebel anklagen sollte, über welche wir uns beklagen. Sie können nicht handeln, weil sie keine Gewalt in den

Händen haben. Nehmt ihnen diesen Vorwand; verschafft ihnen die Mittel thätig zu seyn; und gebt der ausübenden Gewalt alle die Kraft, welche derselben gesetzmäßig zugehört: dann wird die Anarchie aufhören, welche uns jetzt zu Grunde richtet.

Hr. de Clermont Tonnerre. Wollt Ihr dem Könige befehlen; so hört die Konstitution auf, und wir sind Despoten. Wollt Ihr den König bitten; so kann der König die Bitte abschlagen, und dann habt Ihr einen falschen Schritt gethan. Man stützt sich auf den Wunsch der Nation. Aber auf welche Weise hat die Nation diesen Wunsch gezeigt? Keine einzige Abtheilung hat ihren Wunsch geäußert. Hr. Cazales hat sich gegen diejenigen erklärt, die von keiner Parthei sind. Aber ich bin auch einer von diesen schwachen und veränderlichen Männern, welche keiner Parthei beständig anhängen. Die Wahrheit ist nicht auf dieser Seite, oder auf jener Seite: sie ist bald hier, und bald dort. Ich verlange: daß wir, ohne weitere Berathschlagung, zu der Ordnung des Tages schreiten mögen.

Nach langen und heftigen Debatten, wurden endlich, auf Verlangen des Presidenten, die Stimmen gezählt, und da ward, durch 403 Stimmen gegen 340 entschieden: daß der Vorschlag die Minister zu entfernen, dem Könige nicht überbracht werden solle. Die Demagogen waren mit dieser Entscheidung sehr unzufrieden, und die Zuschauer auf den Gallerien murrten überlaut.

Am 21 Oktober beschloß die Versammlung, nach heftigen Debatten, und nach einer gekünstelten Rede Mirabeaus, in welcher er, mit verstelltem Zorne, das Volk aufforderte, alle Widerspänstigen zu ermorden;

daß künftig, auf den französischen Schiffen, statt der bisher gewöhnlichen weißen Flagge, die dreifarbigte Nationalflagge wehen solle. Kindische Veränderung, welche ohne den geringsten Nutzen, der, durch Schulden schon so sehr zu Boden gedrückten französischen Nation, eine Summe von vielen Millionen kostete! Aber Mirabeau wollte einen andern Triumph, weil ihm, am vorigen Tage, der Triumph gegen die Minister nicht gelungen war. Die Kosten, welche ein solcher Triumph der Nation verursachte, kamen bei ihm nicht in Anschlag!

Obgleich die Demagogen, in der Nationalversammlung, ihren Endzweck nicht erreicht hatten; so gelang es ihnen dennoch, das Volk gegen die Minister aufzuwiegeln. Daher hielten es die Minister, welche, bei ihren ohnedieß äußerst gefahrvollen Stellen, nicht noch eine neue Gefahr auf sich ziehen wollten, für das beßte, der herrschenden Gewalt, das heißt, dem Pariserpöbel nachzugeben, und freiwillig ihre Stellen niederzulegen. Am 21 Oktober schrieben in dieser Absicht, alle Minister (Hrn. de Montmorin ausgenommen) gemeinschaftlich folgenden Brief an den König:

„Sire!“

„Der Wunsch der Stellvertreter der Nation bewog Sie, am 18 Julius des vorigen Jahres, zwei von uns in Ihren Staatsrath wieder aufzunehmen. Die Versammlung hatte feierlich erklärt: daß dieselben, in ihre Verbannung, die Achtung und das Bedauren der Nation mit sich genommen hätten. Sie geruhten, noch überdieß, die anderen Minister, welche Sie den ersten beigesellten, aus der Versammlung selbst zu wählen; und die Versammlung dankte Eurer Maje-

tät, durch den Presidenten, welcher, im Namen der Versammlung, sagte: sie würde selbst keine andere gewählt haben. Dieses ehrenvollen Zutrauens bedurften wir, um einen guten Erfolg unserer Bemühungen erwarten zu dürfen. Und, ungeachtet der Schwierigkeiten der Zeitumstände, nahmen wir, aus Eifer und aus Ergebenheit, die Stelle an. Wir waren uns der Rechtschaffenheit unserer Gesinnungen bewußt. Vielleicht hätten wir Ursache zu hoffen, daß das öffentliche Zutrauen uns zu Ihnen nachfolgen würde; daß uns dasselbe nicht geraubt werden könnte, so lange wir das Recht behalten würden, Anspruch darauf zu machen. Und das Gesetz der Verantwortlichkeit, welchem wir uns schon unterworfen hatten ehe es noch gegeben war, schien uns über alle grundlosen Beschuldigungen wegzusetzen; Beschuldigungen welche sehr viel drückender sind als jenes Gesetz. Wir haben demzufolge die Anfälle der Verläumdung, die unbestimmten Anklagen, und Alles andere, was uns, bei dem wichtigen Geschäfte der Verwaltung, hätte zerstreuen können, verachtet. Wir haben uns dem Hasse der Feinde aller Ordnung ausgesetzt, und der Mißbilligung derjenigen, welche die Minister nur nach dem Erfolge beurtheilen, und welche weder die Schwierigkeiten berechnen, die da zu überwinden sind; noch die wiederholte Anstrengung, die da vonnöthen ist, um dieselben aus dem Wege zu räumen. Es gereicht uns zum Troste, es ist ehrenvoll für uns, Eurer Majestät Ihr eigenes Zeugniß in das Gedächtniß zurück rufen zu können. Sie wissen, und Sie haben die Güte gehabt es uns zuweilen zu sagen, wieviel Muth nöthig war, um in einer, mit immer wiederkehrenden Schwierigkeiten besäeten Laufbahn zu beharren,

und die Last unserer Stellen zu tragen. Sie wissen, daß wir unaufhörlich uns selbst haben vergessen müssen, um uns bloß allein an die Liebe Eurer Majestät für Ihr Volk, an die Wichtigkeit unserer Pflichten, und an unsere Ergebenheit für einen so wichtigen Gegenstand zu erinnern. In denselben Gesinnungen, und zufolge derselben Grundsätze, welche es uns zur heiligen Pflicht gemacht haben, Alles aufzuopfern, kommen wir jetzo, um Eure Majestät zu bitten, daß Sie zu überlegen geruhen mögen, ob es nicht Ihrem eigenen Vortheile, sowohl als der öffentlichen Sache, zuträglich sey, daß Sie andere Minister wählen. Wir sehen deutlich, zufolge dessen was in der Nationalversammlung vorgefallen ist, daß wir das Zutrauen des größten Theils derjenigen Personen, welche dieselbe ausmachen, nicht mehr besitzen: und obgleich die Versammlung, gerechter Weise, den ihr vorgeschlagenen Beschluß verworfen hat; obgleich keine bestimmte Anklage gegen uns vorgebracht worden ist; obgleich die Allgemeinheit und die Bitterkeit der vorgebrachten Beschuldigungen, weiter nichts beweist, als den Wunsch, das öffentliche Unglück uns aufzubürden; und ob es uns gleich leicht seyn würde, die Rechtschaffenheit unseres Betragens, sowohl überhaupt als in jedem einzelnen Theile derselben, darzuthun: so kann dennoch, aus dem Aufsehen, welches diese Debatten gemacht haben, und aus dem Scheine von Mißtrauen, den man gegen uns zu erregen sucht, ein Ihrem Dienste schädlicher Eindruck entstehen. Geruhen Sie daher, Sire, in Ihrer Weisheit zu untersuchen, was die Umstände von Ihnen fordern. Geruhen Sie, die Ihnen eigene Güte nicht anzuhören, und bloß das Interesse Ihrer Person und Ihrer Verwaltung in Betrachtung zu

ziehen. Unsere Liebe für unser Vaterland und für unsern König wird in unsern Herzen niemals auslöschen: und, unser Schicksal sey welches es wolle, so werden wir dennoch jederzeit verdienen, unter die guten Staatsbürger Ihres Reiches gerechnet zu werden. Wir beharren mit der tiefsten Hochachtung, u. s. w."

(Unterzeichnet) „Der Erzbischoff von Bordeaux."
„La Luzerne."
„Guignard de St. Priest."
„La Tour du Pin."

Der König antwortete folgendes:

„St. Cloud am 22 Oktober 1790."

„Ich bin gerührt, durch die Gesinnungen welche Sie mir bezeugen. Niemand weiß besser als ich, wie wenig der Verdacht, den man wegen Ihrer geschöpft hat, gerecht ist. Ich habe Sie jederzeit als Freunde des Volkes, der Ordnung, der Gerechtigkeit und der Gesetze, gekannt. Ich werde Ihren Brief in Ueberlegung nehmen, und Ich werde jedem von Ihnen meinen Entschluß bekannt machen. Indessen erwarte ich, von Ihrem Eifer für das öffentliche Wohl, und von Ihrer Ergebenheit für mich, daß Sie bis dahin Ihre Stellen nicht verlassen werden."

„Ludwig."

Ungeachtet dieser Antwort Seiner Majestät legte Hr. de la Luzerne seine Stelle nieder und begab sich auf das Land. Der König ernannte, statt seiner, den Hrn. de Fleurieu zum Minister des Seewesens. Herr de Fleurieu war vormals Schiffskapitain, und hatte, nun schon seit siebzehn Jahren, eine Stelle in der fran-

zösischen Marine bekleidet. Die drei aufeinander folgenden Minister, unter denen er gedient hatte, gaben ihm das Lob eines geschickten, thätigen und rechtschaffenen Mannes.

Die übrigen Minister behielten ihre Stellen.

Indessen versammelten sich die Bürger der Stadt Paris, auf Anstiftung der Demagogen, in den 48 Bezirken, in welche Paris gegenwärtig eingetheilt ist. Fünf und vierzig Bezirke, unter den 48, beschlossen, von der Nationalversammmlung die Absetzung der Minister zu verlangen, oder vielmehr zu fordern, ungeachtet die Versammlung schon beschlossen hatte, daß ihr das Recht, den König zu nöthigen seine Minister zu entfernen, nicht zugehöre. Die Bittschrift der Pariser Bezirke an die Nationalversammlung, war in einem höchst unschicklichen Tone abgefaßt, und die Minister des Königs wurden in derselben auf die gröbste Weise gemißhandelt. Dennoch nahm die Versammlung diese Bittschrift an. Hr. Champion, der Erzbischof von Bordeaux, als Siegelbewahrer, wurde angeklagt, daß er die Beschlüsse der Nationalversammlung nicht schnell genug aussertige. Dagegen vertheidigte er sich sehr gründlich, indem er bewies, daß die königliche Druckerei nicht vermögend sey, die ungeheure Menge der, von der Versammlung gefaßten Beschlüsse, schnell genug zu drucken, und daß Er allein mehr als neun hundert Gesetze der Versammlung dem Könige zur Genehmigung vorgelegt habe a). Der Verfasser der Bittschrift war der berüchtigte

a) Je serois en état de donner des éclaircissements aussi décisifs sur environ neuf cent décrets, que j'ai présentés à la sanction du Roi.

te Demokrate Danton, und die Abgesandten, welche diese Bittschrift der Versammlung übergaben, wurden von dem Maire, Hrn. Bailly angeführt, und er sagte: daß diese Bittschrift völlig seine Gesinnungen ausdrücke. Wenn es erlaubt wäre, bei einer so wichtigen Gelegenheit zu lachen; so würde diese Pariser Bittschrift Stoff genug dazu darbieten. Denn da hieß es: „Hr. Guignard de St. Priest kennt keinen andern Patriotismus, „als denjenigen, welchen er zu Konstantinopel, in dem „Divan, gelernt hat, und er ist gerichtlich angeklagt „worden, daß er gedroht habe, mit seinem berüchtigten „türkischen Säbel, die Köpfe der Frankreicher abzu„hauen."

Unter solchen Umständen war nichts mehr vermögend die Minister zurück zu halten. Alle, (Hrn. de Montmorin ausgenommen, welcher that was die Demagogen von ihm verlangten) legten ihre Stellen nieder. Statt des Hrn. de la Tour du Pin ernannte der König, zum Kriegsminister, den Hrn. du Portail, welcher am 16 November seine Stelle antrat. Dieser neue Minister schrieb an die Nationalversammlung in folgenden Ausdrücken: „Ich war unentschlossen, ob ich eine so „schwierige Stelle annehmen solle. Aber das Verlan„gen, Theil an einer Revolution zu nehmen, welche „Frankreich glücklich machen, und der ganzen Welt zum „Beispiele dienen wird, hat meinen Entschluß bestimmt. „Uebrigens denke ich, daß die großen Schwierigkeiten „Eurer Weisheit überlassen werden müssen. Mir kommt „es bloß allein zu, Eure erhabene Theorie in Ausübung „zu bringen. Dieß ist der einzige Ruhm nach welchem „ich strebe." Hr. du Portail ist, durch seine, im ame-

„rikanischen Kriege gezeigte Tapferkeit, rühmlichst bekannt geworden.

Die Stelle des Hrn. de St. Priest blieb unbesetzt. Statt des Hrn. Champion de Cice wählte der König zu seinem Siegelbewahrer (oder, wie er jetzo heißt, zu dem Minister der Gerechtigkeit) Hrn. du Port du Tertre, einen Pariser Advokaten, welcher höchstens 35 bis 36 Jahre alt war, und seit der Revolution eine Stelle bei dem Pariser Bürgerrathe bekleidete. Er hatte den Ruf eines gemäßigten, verständigen, rechtschaffenen und festen Mannes.

Auch der Finanzminister Lambert erhielt seinen Abschied, und der König wählte, statt seiner, den Hrn. Valdec de Lessart.

Hr. de Montmorin erhielt den Auftrag vom Könige, dem Herrn du Port du Tertre seine Erwählung zu der Stelle eines Siegelbewahrers anzuzeigen. Hr. de Montmorin konnte, nur mit Mühe, die geringe Wohnung des neuen Ministers, in der Straße Dangevilliers aussinden. Hr. du Port wohnte im vierten Stockwerke. Der Minister, welcher, so nahe unter dem Dache, Besuche zu machen nicht gewohnt war, klopfte, aus Irrthum, im dritten Stockwerke an, und verlangte Herrn du Port du Tertre zu sprechen. „Noch eine Treppe höher herauf" erhielt er zur Antwort. Er steigt die Treppe hinauf und klopft an. Hr. du Port macht selbst die Thüre auf. „Ei!" sagte Hr. de Montmorin „ich habe mich ge„irrt, ich glaubte Sie wohnten um eine Treppe tie„fer." — „So!" erwiederte Hr. du Port „da waren „Sie unrecht; denn unter mir wohnt mein Schneider." Der Schneider hatte eine bessere Wohnung, als der

neue Herr Minister. Hr. de Montmorin nahm den Minister in seinen Wagen, und führte denselben in seine künftige Wohnung, in den prächtigen Pallast eines jedesmaligen Kanzlers, auf dem Platze Vendome.

Am 28 Oktober stattete Hr. Merlin der Nationalversammlung einen Bericht über die, den deutschen Fürsten zugehörigen Güter, im Elsaß ab; eine Deduktion, einzig in ihrer Art, wie der folgende Auszug beweisen wird:

„Die vormaligen königlichen Lehen im Elsaß sind weiter nichts als Privateigenthum, oder, wenn man lieber will, ein Eigenthum, welches dem allgemeinen Willen unterworfen ist. Folglich kann der allgemeine Wille das Eigenthumsrecht aufheben. Nun entsteht die Frage: ob man schuldig sey, die bisherigen Eigenthümer zu entschädigen, oder nicht? Ist Frankreich seinen Besitz des Elsasses dem Münsterschen Traktate schuldig, so ist gar kein Zweifel, daß es verbunden ist die Besitzer wegen der Rechte zu entschädigen, welche durch jenen Traktat garantirt worden sind. Was bleibt uns also übrig zu untersuchen? Eine ganz einfache Frage; nemlich: ob das Volk im Elsaß das Glück Frankreicher zu seyn einigen diplomatischen Pergamentrollen zu verdanken habe, oder nicht? Es gab eine Zeit, wo die Könige sich mit großer Geschicklichkeit des Titels Hirten der Völker zu bedienen wußten, und mit demjenigen, was sie ihre Heerde nannten, nach Gefallen schalteten. Damals war freilich ein Traktat für den Monarchen bindend; und kein Vorwand hätte Ludwig den XIV. oder Lud-

wig den XV. berechtigen können, wegen Unterdrükkung der königlichen Lehen im Elsaß, die Eigenthümer nicht zu entschädigen. Aber jetzund, da es allgemein anerkannt ist, daß die Könige weiter nichts sind, als die Bevollmächtigten der Nationen — was kann jetzund dem Volke im Elsaß, was kann dem französischen Volke an Traktaten und Verträgen gelegen seyn? — Nein! Niemand ist berechtigt eine Entschädigung zu fordern! — So spricht das Recht. — Aber wenn die strenge Vernunft auf diese Weise urtheilt; so urtheilt vielleicht jene sanfte und wohlthätige Billigkeit anders, welche, vor allen Dingen, den Verhältnissen einer jeden Nation mit ihren Nachbaren zur Richtschnur dienen muß."

Am 15 November legte Hr. le Brun der Versammlung eine Uebersicht der, für das Jahr 1791 erforderlichen Ausgaben vor. Nach einer Schilderung der traurigen Lage, in welcher das Königreich sich befand, übergab er folgende Berechnung der nöthigen Ausgaben, worin aber alle Lokalausgaben der Abtheilungen und der Bürgergerichte nicht mit begriffen sind.

1. Zivilliste des Königs	—	25,000,000 Livres.
2. Für die Prinzen, statt der eingezogenen Appanagen	—	6,000,000.
3. Ausgaben für den öffentlichen Gottesdienst, und was dazu gehört	— — —	140,000,000.
4. Militair	— — —	89,000,000.
	Latus	260,000,000 Livres.

Von der vorigen Seite	260,000,000 Livres.
5. Seewesen — —	50,000,000.
6. Auswärtiges Departement	6,300,000.
7. Minister und Staatsräthe —	460,000.
8. Allgemeine Verwaltung des königlichen Schatzes —	1,450,000.
9. Nebenrechnung dieses Schatzes	300,000.
10. Brücken und Landstraßen	206,000.
11. Oeffentliche Gebäude u. s. w.	4,000,000.
12. Das Hospital der Invaliden und der Blinden — —	846,000.
13. Belohnungen und Preisaustheilungen — —	4,000,000.
14. Universitäten, Akademien und gelehrte Anstalten — —	1,000,000
15. Um die Gesetze der Nationalsammlung zu drucken —	150,000
16. Kirchen und andere Gebäude zum Gottesdienste — —	400,000.
17. Königliche Bibliothek —	110,000.
18. Botanischer Garten zu Paris	100,000.
19. Oeffentliche Archive — —	20,000.
20. Akademie der Bergwerkswissenschaft — — —	7,000.
21. Nationalversammlung. Besoldungen der Mitglieder u. s. w.	12,000,000. a)
Latus	341,349,000 Livres.

a) Hr. le Brun hatte, in seinem Berichte, die Kosten für die Nationalversammlung (welche monathlich eine Million Livres betragen) nur zu sechs Millionen angesetzt, weil er, wie er sagte, voraussetze, daß die Versamm-

Von der andern Seite	341,349,000 Livres.
22. Gnadengehalte — —	16,000,000
23. Renten auf das Rathhaus	152,600,000.
24. Andere ewige Renten	4,000,000.
25. Andere Leibrenten —	3,000,000.
26. Leibrenten auf die geistlichen Güter — — —	3,000,000.
27. Zinsen der Schulden auf die Geistlichkeit — —	333,000.
28. Zinsen des Anlehens vom September 1789 — —	2,600,000
29. Zinsen von Anlehen und verfallene Papiere — —	10,000,000.
30. Zinsen der Anlehen der Pays d'Etats — — —	6,000,000.
31. Andere Zinsen — —	129,646.
32. Zinsen der anticipirten Zahlungen — — —	8,000,000.
33. Annuitäten — —	6,020,000.
34. Zinsen (Interêts des charges de finances) — —	2,400,000.
35. Anlehen zu Genua und zu Amsterdam — —	3,840,000.
36. Entschädigungen — —	1,000,000.
37. Aufwechsel, um Geld für Assignate einzuhandeln —	4,000,000.
38. Neuerrichtete Armenanstalten	5,000,000.
39. Kriminal-Justiz — —	3,000,000.
Summe	572,271,646 Livres.

lung in diesem Jahre nicht beständig, sondern nur sechs Monate lang ihre Sitzungen halten werde.

Zufolge eines, am ersten Dezember, von Hrn. Salmon der Versammlung vorgelegten Berichts, betragen die Nebenunkosten der Nationalversammlung wie folgt:

Für 288 Schreiber und andere Bediente jährlich	— —	479,770 Livres.
Für Wachslichter jährlich	—	72,368.
Feurung jährlich	— —	24,000.
Papier jährlich	— —	70,536.
	Summe	646,674 Livres.

Am 16 November berathschlagte sich die Nationalversammlung abermals über die Eroberung der Grafschaft Avignon.

Hr. Pethion de Villeneuve sprach zuerst, und nach den allerheftigsten demokratischen Grundsätzen. Seine Rede endigte er mit folgenden Worten: „Wenn „Ihr auf die heiligen und unvergeblichen Rechte der „Völker Rücksicht nehmet, so gehört Avignon zu Frank„reich, weil die Einwohner zu Avignon Frankreicher „seyn wollen, und weil dieses zu seyn, bloß allein „von Ihnen abhängt. Eure Würde und Euer Ruhm „erfordern, daß Ihr laut, jene, seit so vielen Jahr„hunderten mißhandelte Oberherrschaft der Völker, an„erkennet; daß Ihr anerkennet: die Könige gehören „ihren Völkern, und nicht die Völker den Königen „zu. Diese heiligen Wahrheiten habt Ihr feierlich „anerkannt, und Ihr dürft nunmehr nicht derselben „zuerst entgegen handeln!“

Die Gallerien klatschten dem Hrn. Pethion lauten Beifall zu.

Hr. Malouet. (Ein lärmendes Geschrei schallt ihm entgegegen, und sucht ihn am Sprechen zu verhindern. Dessen ungeachtet sagt er folgendes). Alles, was, seit dem Monat Junius, über die Unruhen zu Avignon gesagt und geschrieben worden ist, um die Unabhängigkeit dieser Stadt zu behaupten, und das Betragen des Bürgerraths daselbst zu entschuldigen, beruht auf dem Grundsatze: daß die Oberherrschaft in dem Volke ruhe. Bei solchen abstrakten Sätzen will ich mich aber für jetzt nicht aufhalten, da wir Thatsachen vor uns haben. Wenn ich dieser ganzen Begebenheit, bis auf ihren ersten Grund nachspüre, so finde ich Folgendes: Vorher, ehe man Euch vorschlug Avignon mit Frankreich zu vereinigen, machte diese Stadt einen Theil der Staaten des Papstes aus; die Einwohner waren ihrem Fürsten getreu, und hatten erklärt, daß sie in dieser Treue ferner beharren wollten. Ein Vorschlag, welcher in dieser Versammlung geschah, hat die Gemüther der Einwohner von Avignon in Gährung gebracht; sie hat einem Theile derselben die Köpfe verrückt, und die übrigen in Schrecken gesetzt. Es sind unter ihnen zwei Partheien entstanden; ein schrecklicher Aufruhr ist ausgebrochen; diejenigen, welche den Vorschlag nicht annehmen wollten, sind ermordet, oder in die Flucht gejagt worden; die Stadt bleibt einsam und verlassen, weil der größte Theil ihrer Einwohner sich flüchtig gemacht hat. Ist es dann nicht lächerlich, ist es nicht grausam, einen solchen Zustand Freiheit zu nennen; den Wunsch derjenigen, welche die Gesellschaft aufgelöst haben, für

den Wunsch der Gesellschaft auszugeben; die Rechte der Völker auf die Verletzung der Menschenrechte zu gründen; und philosophische Grundsätze auf Mordthaten bauen zu wollen! Jedermann weiß, daß der erste Plan der Eroberung Avignons von Hrn. Bouche herkam. Als er in der Versammlung den ersten Vorschlag dazu that, stimmte ihm Niemand bei. Der Vorschlag war vergessen, Ihr dachtet nicht mehr an Avignon. Aber da hat man so viele Mordthaten, und einen so schrecklichen Aufruhr, daselbst veranlaßt, daß Ihr endlich genöthigt wurdet, Eure Blicke dahin zu werfen. — Aber mit welchem Rechte wollt Ihr Euch der Grafschaft Avignon bemächtigen? Erinnert Ihr Euch noch, was man, vor einiger Zeit, von der Theilung Polens sagte? — Was! Ihr habt feierlich erklärt, daß Ihr Niemand angreifen wollt: und den einzigen Fürsten in Europa, welcher weder Armeen noch Kriegsschiffe hat, welcher Euch niemals beleidigt hat; diesen Fürsten wollt Ihr berauben, weil sein Land Euch bequem liegt! Mit demselben Rechte könntet Ihr Euch auch des spanischen Theils der Insel St. Domingue bemächtigen. Euer Völkerrecht ist alsdann kein anderes Recht als das Recht des Stärkern, und auf die mit Euch geschlossenen Bündnisse kann Niemand sich verlassen. Ihr rühmt Euch, Ungerechtigkeit und Despotismus verbannt zu haben. Aber dieß sind alsdann weiter Nichts als schöne Worte; denn Eure Handlungen lehren vielmehr die Despoten, wie sie zu Werke gehen müssen."

Abbe Jacquemart. Was müßten wohl die Fürsten von einer Regierungsform denken, welche alle andern umzustürzen droht! deren Zweck es zu seyn

scheint, ihre Nachbarn zu berauben, und sich verhaßt in ganz Europa zu machen! Wenn Neuschatel sich Euch heute eben so anbieten wollte, wie jetzund Avignon, würdet Ihr die Anerbietung auch annehmen? Und wenn der Kaiser zu Euch spräche: Ich habe Euch Lothringen überlassen; aber die Völker haben das unvergebliche Recht sich zu übergeben wem sie wollen: nun werfen sich die Lothringer mir in die Arme; folglich gehört Lothringen mein, mit dem völligsten Rechte. — Sagt, was würdet Ihr dann antworten!

Hr. Roberspierre sprach eben so wie Hr. Pethion, und übertrieb die demokratischen Spitzfindigkeiten, wo möglich, noch mehr.

Hr. de Clermont Tonnerre. Ist es möglich, daß das Urtheil der benachbarten Nationen Euch gleichgültig seyn kann! Werden sie nicht sagen, unsere Nachbarn: „Da sieht mans! dieses unruhige, dieses leichtsinnige „Volk bleibt sich immer gleich. Als es noch von „Despoten beherrscht wurde, da stritt es unter ihrer „Fahne, um uns auch zu unterjochen. Nun ist es frei. „Aber kaum hat noch diese Freiheit angefangen, „und schon beunruhigt es seine Nachbarn, und bemächtigt sich gierig eines Ländchens, welches keinen „Widerstand zu thun im Stande ist, bloß weil dieses „Ländchen ihm gefällt.“ Ich, meine Herren, ich bitte Sie, sich dereinst zu erinnern, daß ich heute die Gerechtigkeit angerufen, und die Nachwelt zu Richtern über Sie gesetzt habe.

Die Versammlung verschob die fernere Berathschlagung über diesen Gegenstand, bis auf eine unbestimmte Zeit, und beschloß: indessen französische Truppen nach Avignon zu senden.

Am 26. November schlug Hr. Voidel der Versammlung vor: daß sie allen Geistlichen befehlen solle, den Bürgereid zu leisten, und daß diejenigen, welche sich dessen weigern würden, ihrer Stellen entsetzt, und als Störer der öffentlichen Ruhe angesehen und behandelt werden sollten. Nachdem verschiedene Mitglieder von beiden Seiten gesprochen, und Mirabeau für den Beschluß, und der Abbe Maury gegen denselben, vortrefliche Reden gehalten hatten, nahm die Nationalversammlung den Vorschlag des Hrn. Voidel an. Der König weigerte sich lange Zeit, diesen Beschluß der Versammlung zu genehmigen. Es wurde ein Eilbote nach Rom an den Papst gesandt, um die Meinung des heiligen Vaters darüber zu vernehmen, und die Geistlichen, wenigstens die größte Anzahl derselben, schienen fest entschlossen zu seyn, den Bürgereid nicht schwören zu wollen. Endlich aber gab der König, am 26. Dezember, auch diesem Beschlusse, welcher die heftigste Gährung über ganz Frankreich verursacht hatte, seine Genehmigung. Diejenigen Priester, welche nicht schwören wollten, verloren ihre Stellen, und das Volk wählte andere an ihrer Statt.

Folgende Nachricht habe ich von einem wahrheitliebenden und wohlunterrichteten Manne erhalten. Ich gebe dieselbe, so wie ich sie erhielt, ohne mir zu getrauen die Verantwortung dieser Erzählung über mich zu nehmen, oder die Wahrheit der Geschichte verbürgen zu wollen. Der Originalbrief ist in meinen Händen, und kann, auf Verlangen, Jedem, der darnach zu fragen ein Recht hat, oder Beruf in sich findet

den Angeklagten zu vertheidigen, vorgezeigt werden. Die Sache selbst ist übrigens zu Paris, sowohl als zu Turin, den Hauptumständen nach, allgemein bekannt geworden.

Auf einem Landgute des Herzogs von Orleans hielt sich ein Geistlicher auf, welcher mit dem Herzoge, schon seit langer Zeit, sehr vertraut lebte, und sich von demselben zu Diensten aller Art gebrauchen ließ. Der Herzog hatte ihm daher den Namen Abbe Dubois gegeben, gleichsam um anzuzeigen, daß er in diesem Manne Alles das finde, was vormals der Herzog Regent von Orleans in dem Abbe Dubois gefunden hatte. Dieser Abbe Dubois wurde von Jemand, mit einer großen Summe Geldes, nach Turin gesandt, um daselbst den Grafen von Artois und seine Kinder zu vergiften. Ihm wurde zum Reisegefährten ein anderer Bösewicht, Namens Limon (ein Intendant des Herzogs) mitgegeben, welcher den heimlichen Auftrag hatte, den Abbe Dubois zu vergiften, sobald das Verbrechen begangen seyn würde. Beide kommen mit einander zu Turin an. Dubois gewinnt den Koch des Grafen von Artois, durch vieles Geld, beträgt sich aber so höchst unvorsichtig, daß Limon für nothwendig hält, ihn, noch vor der ausgeführten That, zu vergiften, damit das Geheimniß nicht verrathen werde. Dubois fühlt sich tödtlich krank, aber er vermuthet nicht, daß er vergiftet sey. Er läßt einen Geistlichen kommen und beichtet demselben, was für einen Auftrag er in Turin gehabt habe. Vor seinem Tode wiederholt er, auf Verlangen, seine Aussage nochmals, in Gegenwart eines Notars. Limon wird in Verhaft genommen, verhört, und zu Turin in das Gefängniß gesetzt.

Was aus ihm in der Folge geworden ist, hat man nicht erfahren.

Auch erzählte man sich, um diese Zeit, zu Paris, folgende Anekdote, deren Wahrheit ich nicht verbürgen kann. Der Fürst Lichtenstein, welcher nach Paris gesandt wurde, um dem französischen Hofe die Erwählung des Königs von Hungarn zum Kaiserthrone bekannt zu machen, soll, im Namen des Kaisers, dem Herzoge von Orleans folgendes zu erklären den Auftrag gehabt haben: „Seine Majestät der Kaiser haben mir „aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß Sie für das Leben „der Königinn mit Ihrem eigenen Leben stehen müssen. „Der Kaiser wird sich, wegen Allem, was der Königinn zustoßen möchte, an Sie halten, ohne zu untersuchen ob Sie schuldig sind oder nicht. Und Sie „können wohl nicht daran zweifeln, daß Sie der Kaiser „zu finden wissen wird, wo Sie auch seyn mögen.“ Der Herzog soll, wie man sagt, über diese Erklärung sehr erschrocken seyn.

Die Revolution kostete dem Staate eine ungeheure Summe, und raubte demselben eine große Menge nützlicher und arbeitsamer Menschen. Man hat berechnet, daß, nach der neuen Einrichtung, in Frankreich, 227,526 Staatsbürger mit Ausübung der Gerechtigkeit beschäftigt sind, und daß die Besoldungen dieser Männer jährlich 42,088,352 Livres betragen. Die Anzahl der Bürgerräthe in dem ganzen Reiche ist 732,990. Diese werden von den Städten besoldet. Die Anzahl der Bürgersoldaten beträgt gegen 2,000,000, und diese müssen abwechselnd täglich Wache thun. Die Pariser

Bürgermiliz hat, in vier Monaten (im Mai, Junius, Julius und August 1790) dem Staate 2,076,033 Livres gekostet. Die Pariser Polizei kostete, in eben dieser Zeit, 431,939 Livres, und die Almosen an Nothleidende betrugen 1,753,962 Livres. Ausserdem hatte der Pariser Bürgerrath, seit der Revolution, für Volksfeste, Illuminationen, u. s. w. ausgegeben, eine Summe von 80,000,000 Livres.

Gegen das Ende des Jahrs 1790 hörte die Ruhe, welche seit einiger Zeit über Frankreich geherrscht hatte, abermals auf, der Enthusiasmus für die Freiheit war schon vorüber, und die schrecklichste Anarchie herrschte in allen Theilen des Reiches. Die ersten Symptomen der Volkswuth zeigten sich zu Paris. a)

Hr. de Blot Chauvigny, Kapitain des Regiments Mestre de Camp, hatte, schon vor langer Zeit, mit dem berühmten Demagogen Karl Lameth einen Streit gehabt. Am 12. November forderte er den Hrn. Lameth zum Zweikampfe heraus. Hr. Lameth ließ dem Hrn. Chauvigny durch Hrn. de Menou sagen: so lange er ein Mitglied der Nationalversammlung sey, dürfe er sich nicht schlagen, weil er sein Leben dem Staate schuldig zu seyn glaube. Hr. de Chauvigny gab dem Abgesandten zur Antwort: „Sagen Sie dem „Hrn. Lameth, er sey ein . . . . . .“ Diese Rede wurde dem Hrn. Lameth hinterbracht als er eben in der

---

a) Diese Erzählung ist aus einer, von den Augenzeugen unterzeichneten Schrift genommen, und demzufolge bis auf die kleinsten Umstände authentisch.

Nationalversammlung saß. Hr. Lameth gieng sogleich zu dem Hrn. de Toulouse Lautrec, einem würdigen alten Offizir, welcher ebenfalls ein Mitglied der Versammlung war. Neben diesem setzte er sich, und sagte: „Sie kennen die Umstände meiner Streitigkeit mit Hrn. „Chauvigny. Ist es wahr, was man mir gesagt hat, „daß Sie mein Betragen mißbilligten?“ — „Mein „Grundsatz ist“ antwortete Hr. de Lautrec „mich „allemal zu schlagen, wenn ich herausgefordert werde, „und nichts auf morgen zu verschieben, was heute noch „ausgemacht werden kann.“ — „Dieser Grundsatz „ist auch der meinige. Aber ich habe es bis nach geendigter Versammlung verschoben, weil mehrere meiner „Freunde, und, unter Anderen, die Herren Delbecq, „de Croix, Barnave und de Menou, es mir gerathen haben.“ — „Sie haben nicht nöthig Andere „zu nennen; denn Ihre Tapferkeit, und die Tapferkeit „Ihrer Herren Brüder ist mir bekannt.“ — „Ich „habe“ erwiederte Hr. Lameth „die Endigung dieser „Ehrensache nicht deßwegen aufgeschoben, weil ich mich „nicht schlagen will, sondern weil ich mich zweimal „schlagen will.“ — „Zweimal? Ich dächte eine „Schlägerey wäre genug, und es scheint mir überflüßig „eine zweite suchen zu wollen.“ — „Ich bin aber „entschlossen mich mit dem Herzoge de Castries zu „schlagen, und ich bitte Sie mein Sekundant zu seyn.“ „— „Aus welcher Ursache wollen Sie sich mit dem Hrn. „de Castries schlagen, und was hat Er mit derjenigen „Streitigkeit zu thun, von welcher wir so eben sprachen?“ „— „Ich bin ganz zuverläßig versichert worden, daß „Hr. de Castries mir den Hrn. Chauvigny auf den Hals „geschickt hat. Darum will ich mich mit dem Ersteren

„schlagen, und wenn Hr. Chauvigny mich auf den Vor-
„mittag herausfordert, so will ich ihn auf den Nach-
„mittag verweisen, um vorher noch den Hrn. de Ca-
„stries abholen zu können.“

Hr. de Lameth sprach so laut, daß einige Nachbaren diese Worte hörten. Einer derselben, Hr. de Montfort sagte: „Was geht den Hrn. de Castries Ihre
„Streitigkeit mit dem Hrn. de Chauvigny an, und was
„für Ursache können Sie haben, sich über Ihn zu be-
„klagen?“ — „Ich weiß, daß Hr. de Castries den
„Hrn. de Chauvigny anreizt mich aufzubringen.“ —
„Haben Sie Beweise?“ — „Eigentlich nicht, aber
„dennoch bin ich überzeugt davon.“ — „Erlauben
„Sie mir, Ihnen zu sagen, daß man nicht, auf einen
„bloßen Verdacht hin, Jemand herausfordern muß.“
„— „Man hat mich ohne Ursache herausgefordert, und
„folglich kann ich wohl auch Jemand ohne Ursache
„herausfordern.“

Hr. de Castries (ebenfalls ein Mitglied der Versammlung) wurde von dem was vorgieng unterrichtet. Er kam herbei, setzte sich neben dem Hrn. de Toulouse Lautrec, und erkundigte sich: was Hr. de Lameth zu ihm gesagt habe? Hr. de Lautrec weigerte sich zu antworten. Aber Hr. Lameth, welcher nicht weit davon saß, rief Hrn. Lautrec zu: „Sagen Sie ihm was ich
„gesagt habe, oder ich will es selbst wiederholen.“
Hr. de Castries stand sogleich auf, sprach mit Hrn. Lameth, und wurde von ihm heraus zum Zweikampfe gefordert.

Beide Gegner verlassen die Versammlung, um sich Waffen und Sekundanten zu verschaffen. Hr. Lameth kommt, zu der bestimmten Zeit, nach dem Hotel des

Hrn.



Hrn. de Castries. Er bringt seine Sekundanten, die Herren de Beauharnois und Walkiers, mit sich. Hr. de Castries nimmt die Herren de St. Simon und Dambly, als Zeugen von seiner Seite mit. Hr. de Lameth verlangte, daß sie sich auf dem Märzfelde schlagen sollten. Dagegen sagen die andern: „Sie „sind ein berühmter Mann. Deßwegen erfordert die „Klugheit, daß Sie sich mit Ihrem Gegner etwas „weiter von der Stadt entfernen. Denn dieses ist eine „Privatstreitigkeit, und wir wollen nicht, daß sich die „Nation in dieselbe mischen solle.“ Hr. Lameth erwiedert: „Meine Herren, Sie kennen das Volk nicht. „Wenn es geleitet wird, so ist es nicht zu fürchten. „Sobald ich ihm sage, es entehre mich, wenn es sich „in unseren Streit mische, so bin ich überzeugt daß es „ruhig bleiben wird.“ Die Sekundanten des Hrn. de Castries gaben nach, und litten, daß eine Menge von Zuschauern bei dem Zweikampfe gegenwärtig war. Die beiden Gegner schlugen sich in dem Märzfelde.

Hr. de Castries hatte Pistolen mitgebracht; aber Hr. de Lameth verlangte, sich mit dem Degen zu schlagen. Die Sekundanten stellten vor: Hr. de Castries sey der beleidigte Theil, ihm komme es also zu, die Waffen zu wählen. Hr. de Lameth beharrte darauf, daß er sich auf Pistolen nicht schlagen wolle. Hr. de Castries gab großmüthig nach, und borgte, von einem Unbekannten, einen Degen, weil er selbst keinen mitgebracht hatte. Beide schlugen sich tapfer, und Hr. de Castries verwundete den Hrn. de Lameth in den Arm.

Kaum wurde die Nachricht von dieser Verwundung des Hrn. de Lameth nach dem Palais Royal gebracht, als daselbst, und in ganz Paris, die heftigste Gährung



entstand. Im Jakobinerklub wurde vorgeschlagen: den Hrn. de Castries, und die übrigen Aristokraten zu ermorden. Nichts desto weniger gieng, noch an demselben Abende, Hr. de Castries selbst zu Hrn. de Lameth hin, und erkundigte sich nach seinem Befinden. Dem Pöbel hatte man gesagt: Hr. de Castries habe sich eines vergifteten Degens bedient, und Hr. de Lameth werde an der Wunde sterben.

Am folgenden Tage, am 13. November, war die Gährung auf den höchsten Grad gestiegen, und der Pöbel verlangte laut den Kopf des Hrn. de Castries. Es hätte nur einiger Worte des Hrn. de Lameth, oder seines Bruders, des Hrn. Alexander de Lameth, bedurft, um das Volk zu besänftigen: aber so großmüthig handelten diese beiden Herren nicht. Die Herren Barnave, de Menou und Mirabeau thaten vielmehr Alles, was in ihren Kräften stand, um den Pöbel noch mehr in Aufruhr zu bringen. Die Mitglieder des Jakobinerklubs setzten Alles in Bewegung, und sie selbst führten den im Palais Royal versammelten Pöbel, gegen das Haus des Marschalls de Castries (Vaters des Herzogs von Castries) in der Straße Varenne. Ehe sie sich, an der Spitze des Pöbels, in Bewegung setzten, schlugen sie, im Palais Royal, an allen Ecken, eine Schrift an, welche folgendermaßen lautete: Der Bürgermiliz wird verboten, irgend Jemand in Schutz zu nehmen, der nicht als ein wahrer Patriot bekannt ist.

Das Haus des Hrn. Marschalls de Castries wurde von dem Gesindel geplündert. Thüren; Fenster; Spiegel von großem Werthe; Wanduhren (worunter sich eine befand welche tausend Louisdors gekostet hatte);

Gemälde; Kupferstiche; kostbares Hausgeräthe: Alles wurde in Stücken zerschlagen. Kein Bürgersoldat ließ sich sehen, um die Unordnung zu verhindern. Der Verlust, den der Herzog erlitten hat, ist unglaublich groß. Nachdem Alles schon geschehen war, erschien Hr. la Fayette an der Spitze der Bürgermiliz. Aber er wurde verspottet und beschimpft, und sah sich genöthigt abzuziehen. Auch Hr. Bailly kam. Er bat, er flehte, er weinte: aber umsonst. Die Bürgermiliz wurde von dem Pöbel genöthigt die Bajonette von ihren geladenen Flinten abzuschrauben; und sie gehorchte. Die Bürgermiliz schraubte, auf Befehl eines zusammengelaufenen Gesindels, die Bajonette von den Flinten, und sah dem Plündern zu, statt, mit Einer Salve, den Pöbel zu zerstreuen. Ein Detaschement Kavallerie jagte endlich die Plünderer auseinander. Hr. de Castries war glücklicherweise nicht zu Hause.

Der ganze Haufe begab sich nachher nach den Thuillerien, und suchte in das königliche Schloß einzudringen. Der König stand an einem Fenster und las. Er sah den Pöbel ankommen, und sagte, ganz kaltblütig: „Was wollen diese Leute hier?“ Man bat den Monarchen sich wegzubegeben, und die Schweizer verweigerten standhaft diesen Räubern den Eingang in das königliche Schloß.

Hr. de Lameth wurde von seiner leichten Wunde bald wiederum hergestellt, und Hr. de Castries hielt es der Klugheit gemäß Paris zu verlassen, und sich nach der Schweiz zu begeben.

Während der Plünderung des Hotels des Hrn. de Castries trat Hr. Despremenil in die Versammlung, und kündigte an, daß ein rasender Pöbel mit der Zer-

störung dieses Hotels beschäftigt sey. Die Gallerien klatschten lauten und lärmenden Beifall. Alle rechtschaffenen Mitglieder der Versammlung zitterten, als sie hieraus, die auf den höchsten Grad gestiegene Frechheit und Wuth des Volkes erkannten. Mit dem größten Unwillen verlangten sie, von dem Presidenten, daß er den Zuhörern stille zu schweigen befehlen sollte. Dieses geschah.

Am folgenden Tage erschienen vor den Schranken der Nationalversammlung die Abgesandten eines Bezirks der Stadt Paris. Der Redner verlangte: die Nationalversammlung solle ein Gesetz gegen die Zweikämpfe geben, und bekannt machen, daß derjenige, welcher ein Mitglied der Versammlung herauszufordern wagen würde, des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig sey. „Dieses Gesetz“ fuhr er fort „muß zuerst den „boshaften Mann treffen, der es hat wagen dürfen, „den Hrn. de Lameth zum Zweikampfe herauszufordern, „ohne auf die Stelle welche dieser bekleidet, und ohne „auf seine Tugenden Rücksicht zu nehmen. Eilen Sie, „meine Herren, und ernennen Sie die Richter, die „diesen frechen Mann bestrafen sollen, an welchem „gestern die Hauptstadt eine gerechte Rache ausge„übt hat.“

Diese schändliche Rede wurde, von der linken Seite der Versammlung und von den Gallerien, mit lautem Beifalle aufgenommen. Voller Unwillen stand Hr. Roy auf, und rief aus: „Nur Bösewichter können einer „solchen Rede Beifall zuklatschen!“ Hr. Dambly strafte den Redner Lügen, und sagte zu demselben: „Ihr sagt eine Unwahrheit. Es ist nicht wahr, daß „Hr. de Castries den Streit mit dem Hrn. Lameth an-

„gefangen hat. Es sind hier Viele, welche das Ge„gentheil bezeugen können.“

Es entstand in der Versammlung ein schrecklicher Lärm und Tumult. Man verlangte, daß Hr. Roy in das Gefängniß gebracht werden solle. Er vertheidigte sich, und einige andere Mitglieder standen ihm bei. Mirabeau stieg auf den Rednerstuhl, und sagte, mit verstelltem Zorne: „Wirklich hat die Versammlung „schon zu lange die Freiheit zu sprechen beschützt. Unsere „Geduld ist zu Ende. Ihr seyd viel zu sanftmüthig, „und Eure Sanftmuth schadet Euch selbst. Die öffent„liche Sache ist in Gefahr, wenn Ihr nicht endlich einer „Handvoll frecher Verschworner, die sich unter Euch „befinden, den Mund stopft. Das Volk fängt endlich „an einzusehen, wie man mit seinen Stellvertretern „umgeht. Schon hat es das Haus eines Proskribirten, „eines bekannten Feindes der Konstitution, zerstört. „Wahrlich! es ist endlich einmal Zeit, daß sich das „Volk selbst Gerechtigkeit verschaffe. Schreckliche Un„ordnungen, gerechte Rache, und traurige Hinrich„tungen, werden endlich einmal beweisen, daß das „Volk ein Recht habe, zu verlangen, daß man seinem „Willen gehorche. Der Kommendant der Bürgermiliz „bat gestern Morgen das Volk, daß es Achtung für „das Gesetz haben möge. Wißt Ihr wohl, was ihm „das Volk zur Antwort gab? Warum haben die Ge„setzgeber selbst keine Achtung für das Gesetz! Und „nun, was wollt Ihr hierauf antworten? Wißt Ihr, „daß das Volk, in seiner Wuth gegen den Feind seines „Freundes, und mitten in der Zerstörung der Mobilien „jenes proskribirten Hauses, nichts gestohlen hat? „Wißt Ihr, daß es das Bildniß des Königs vor der

„Zerstörung bewahrt hat? Wißt Ihr, daß es der „Madame de Castries, wegen ihres hohen Alters, „die zärtlichste Besorgniß, die allergröste Achtung „gezeigt hat! Da seht einmal! So ist das Volk, „welches man zu verleumden wagt!“

Frechheit ohne Beispiel, der Versammlung so etwas zu sagen! Madame de Castries befand sich, schon seit anderthalb Jahren, in der Schweiz; und das Bildniß des Königs war in dem zerstörten Hotel gar nicht vorhanden gewesen! a)

Hr. Malouet verlangte: daß Hr. de Castries für den erlittenen Verlust entschädigt werden sollte. Aber er wurde, mit grossem Geschrei, unterbrochen, und von dem Rednerstuhle weggejagt.

Hr. Roy wurde von der Versammlung verurtheilt, daß er drei Tage im Gefängnisse zubringen solle.

Als der Hause des Pöbels von der Plünderung des Hotels de Castries zurückkam, fuhr eben der Herzog de Chartres (der älteste Sohn des Herzogs von Orleans) bei dem Palais Bourbon vorbei, welcher Pallast dem Prinzen Condé zugehört. Er sah die Räuber ankommen, und befahl stille zu halten. Bald nachher befand er sich mitten unter dem Haufen. Er machte die Thür seines Wagens auf, er beugte seinen Körper heraus, und rief, zu verschiedenen malen: „Ich begreife gar nicht, meine Brüder, warum die tapfern „Bürger diesen Pallast nicht auch schon geplündert „haben.“

---

a) Madame la Maréchale de Castries étoit en Suisse depuis dix-huit mois. Le portrait du Roi n'étoit dans aucun des appartemens dévastés. *Forfaits du 6 Octobre* T. 2. p. 174. *Journal général de France*, 1790. p. 1375.

Am 21. Oktober gaben die Offizire des Regiments Royal Liegois, welches zu Befort in Garnison lag, den Offiziren des Husarenregiments Lauzun, welches eben daselbst lag, ein Gastmahl. Nach dem Essen zogen die Offizire, von Wein erhitzt, mit Musik und mit gezogenen Degen, durch die Straßen. Dabei sangen sie, und riefen aus: „Hoch lebe der König! Hoch „lebe die Freude! Zum Teufel mit der Nation!“ Viele Soldaten gesellten sich zu ihnen, und der Lärm und Tumult wurden sehr groß. Hr. de Bouille, welcher sich zu Metz befand, erhielt sogleich Nachricht davon, und eilte herbei. Er stellte die Ruhe wieder her, und ließ drei Offizire in Arrest nehmen.

In der Abtheilung der unteren Charente waren die Bauren im Aufruhr begriffen. Sie weigerten sich die Abgaben zu bezahlen, und richteten Galgen auf. Der Maire der Stadt Vareze klagte den Rädelsführer dieser Unruhen bei dem Bezirke St. Jean Dangely an. Es wurde Befehl gegeben denselben in Verhaft zu nehmen. Ein Detaschement Truppen rückte aus, um den Befehl in Ausübung zu bringen. Die Bauren rotteten sich zusammen und wollten den Kerl nicht ausliefern. Die Truppen gaben Feuer unter die Aufrührer, und Einige derselben wurden getödtet, andere verwundet. Der Anführer ward gefangen genommen und nach dem Gefängnisse gebracht. Am Abende desselbigen Tages rotteten sich die Bauren abermals, an der Zahl gegen zwei tausend zusammen, bemächtigten sich des Maire, und forderten den Gefangenen zurück. Man that ihnen Vorstellungen. Aber diese waren vergeblich, und der Rath sah sich genöthigt den Gefangenen loszulassen. Diese Nachgiebigkeit hatte die schlimm-

sten Folgen. Die Bauren wurden nun noch dreister und frecher. Sie krönten ihren Anführer, mit Lorbeern, und statt daß sie, wie sie versprochen hatten, den Maire, Hrn. Latierce, hätten loslassen sollen, ermordeten sie ihn, nachdem sie ihn vorher lange, und auf die schrecklichste Weise, gemartert hatten.

Am 5. Dezember war ein gefährlicher Auflauf zu Perpignan, an der spanischen Gränze. Acht Kompagnien der Bürgermiliz hielten, an diesem Tage, unter sich ein Bundesfest, welches mit einer Farandola (einem spanischen Tanze) sich endigte. Dieser Tanz wurde von ihnen durch alle Straßen der Stadt getanzt, und es versammelte sich eine große Menge Volks, um zuzusehen. Alle mit einander riefen, zu wiederholten malen, aus: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die „Nation! An die Laterne mit den Aristokraten!" Eine solche Unordnung, verbunden mit einem so lärmenden Geschrei, welches bis spät in die Nacht fortdauerte, konnte in einer Gränzfestung nicht geduldet werden. Der Bürgerrath gab sich daher Mühe, das zusammengelaufene Volk zu zerstreuen. Aber alle Bitten und Vorstellungen waren vergeblich. Die Köpfe erhitzten sich immer mehr und mehr. Die Mitglieder des Jakobinerklubs mischten sich unter das Volk, und schlugen vor: die Mitglieder eines andern Klubs, welche, unter dem Namen der Freunde des Friedens, in einem Hause versammelt waren, anzugreifen. Der ganze Haufe zieht nach diesem Hause, um zehen Uhr in der Nacht. Die Mitglieder des Klubs werden gemißhandelt. Aber sie wehren sich. Es geschehen, von beiden Seiten, Flintenschüsse und Pistolenschüsse. Der Streit ward heftig, und die Bürgermiliz, welche bewaffnet

war, schien entschlossen zu seyn, alle Mitglieder des Friedensklubs zu ermorden. Umsonst kommt der Bürgerrath und bittet um Ruhe und Frieden. Die Bürgermiliz holt ein kleines Feldstück herbei. Dieses wird geladen, und damit die Thüre des Hauses, in welchem die Freunde des Friedens versammelt waren, eingeschossen. Der Pöbel dringt hinein. Alles, was sich, an Hausgeräthe, in dem Hause findet, wird zerbrochen, zerschlagen, zerstört, und aus den Fenstern geworfen. Ungefähr achtzig Mitglieder des Klubs, welche man versammelt antrifft, werden geschlagen, geprügelt, aus dem Hause gerissen, und in das Gefängniß geschleppt. Am folgenden Tage wurden diese, ungefähr achtzig an der Zahl, im Triumphe durch die Straßen der Stadt geführt. Die meisten unter ihnen hatten die Köpfe mit Schnupftüchern verbunden, um die am vorigen Tage erhaltenen Wunden zu bedecken; ihre Kleider waren mit ihrem Blute besudelt. Der Pöbel lachte, jubelte, und freute sich über diesem traurigen Anblicke.

Die Stadt Versailles that, bei der Nationalversammlung, am 4. Dezember die dringendsten Vorstellungen, und bat um schleunige Hülfe, weil sich, zu Versailles und in der Nachbarschaft, über 40,000 Arme ohne Brodt befänden. Die Versammlung bewilligte, zu der Unterstützung dieser Nothleidenden, eine Beisteuer von 50,000 Livres aus dem Nationalschatze.

Die Abgesandten der Abtheilung Pas des Calais erschienen, am 6 Dezember, vor den Schranken der Nationalversammlung. Der Redner sagte: „Das „Volk hat sich, in unserer Abtheilung, allen Euren „Beschlüssen unterworfen. Es hat geschworen, daß es

„den letzten Blutstropfen vergießen wolle, um die Aus-
„übung derselben aufrecht zu erhalten. Aber einer dieser
„Beschlüsse, der Beschluß wegen der freien Zirkulation
„des Getreides, wird nicht in Ausübung gebracht.
„Gegenwärtig ist diese freie Zirkulation, von dem einen
„Ende unserer Abtheilung bis zum andern aufgehoben
„Eben dieses findet auch, ungeachtet Eurer Beschlüsse,
„in der Abtheilung du Nord statt. Das Kriegsgesetz
„ist bekannt gemacht worden, aber ohne allen Erfolg.
„Wir kommen von Euch Hülfe zu verlangen, und auf
„dieser schleunigen Hülfe beruht die Erhaltung der
„Konstitution in unserer Abtheilung. Der Preis des
„Korns ist zwar noch nicht viel gestiegen; aber er steigt
„täglich, und mit demselben steigt die Furcht. Die
„Anzahl der Armen hat auf einen so schrecklichen Grad
„zugenommen, daß dieselbe, in einigen Städten, den
„dritten Theil der ganzen Bevölkerung aus-
„macht."

In der Provinz Quercy hatten die Unruhen auf einen so hohen Grad zugenommen, daß der Magistrat der Stadt Gourdon sich genöthigt sah, hundert Mann des Regiments Languedoc, unter Anführung des Hrn. de Saint Sauveur, kommen zu lassen. Diese Truppen sollten die Ruhe herstellen, die aufgerichteten Galgen nebst den Maystangen umwerfen, und die aufrührischen Bauren wiederum zur Ordnung und zum Gehorsam gegen die Gesetze zurückrufen. a) Die hundert Soldaten rückten an, und richteten, in allen benachbarten Dörfern, den an sie geschehenen Auftrag ohne Widerstand aus. Als sie aber, am 3. Dezember, nach dem

a) Man sehe über diese Unruhen Band 3. S. 181.

Dorfe St. Germain kamen, sahen sie eine grosse Menge Volks auf sich zukommen. Hr. de St. Sauveur ließ Halte machen, und sandte einen Boten an den Bürgerrath, mit dem Verlangen, daß derselbe den Auflauf zerstören möchte. Die Bürgerräthe kamen ihm entgegen, und sagten: seine Ankunft, an der Spitze gewaffneter Truppen, sey an dem Auflauf Schuld. Er antwortete: daß er auf Verlangen des Bürgerrathes zu Gourdon ankomme, und daß er Befehl habe, an allen Orten, wo man sich ihm nicht freiwillig unterwerfen würde, die rothe Fahne wehen zu lassen. Die Bürgerräthe dieses Dorfes bestanden darauf, daß er umkehren, und nicht weiter fortrücken solle. Er gehorchte. Diese Nachgiebigkeit machte die Bauren so dreist, daß sie die Truppen mit Steinwürfen und mit Flintenschlüssen verfolgten. Der Offizir machte Halt, und stellte seine Truppen in Schlachtordnung, aber er verbot ihnen zu schießen. Die Aufrührer geriethen in Furcht, als sie Widerstand fanden, und liefen weg. Sobald die Truppen weiter zogen, liefen auch die Aufrührer wiederum hinter ihnen her, und warfen ihnen Steine nach. Ehe Hr. de St. Sauveur nach Gourdon kam, sah er sich genöthigt dasselbe Manöver zu verschiedenen malen zu wiederholen. Bei seiner Ankunft fand er die Stadt in der größten Unordnung. Die Bürgermiliz stand im Gewehr, und das Kriegesgesetz war verlesen worden. Er stellte seine Truppen, auf dem Marktplatze, in Schlachtordnung, und erwartete nun die Befehle des Bürgerrathes. Er erhielt keine. Bald sah er von weitem die Aufrührer anrücken. Es waren ihrer gegen fünf tausend Mann, unter Anführung eines Bürgers, Namens Linar. Alle diese Bauren waren

theils mit Flinten, theils mit Sensen und Sicheln bewaffnet. Der Anführer der aufrührischen Bauren, Linar, kommandirte in der Stadt ganz unumschränkt. Er that Versprechungen, er drohte, er warf diejenigen, welche sein Ansehen nicht anerkennen wollten, in das Gefängniß. Einige Häuser und Schlösser befahl er zu plündern, andere ließ er verbrennen oder niederreißen. Dieser kam nun, an der Spitze seiner Räuberbande, auf die hundert Mann Truppen los. Der Offizir, welcher gar keine Befehle von dem Bürgerrathe erhielt, und mit seiner geringen Mannschaft einem so großen Haufen nicht zu widerstehen vermögend war, begab sich mit seinen Soldaten in die Kirche. Die Aufrührer rückten an, und riefen den Soldaten Schimpfwörter zu. Der Anführer Linar verlangte von dem Hrn. de Saint Sauveur: daß er sich ergeben solle. Er, und alle seine Soldaten, antworteten auf diesen schändlichen Vorschlag durch ein lautes Geschrei des Unwillens, und alle erklärten: daß sie bereit seyen, bis auf den letzten Blutstropfen sich zu vertheidigen, wenn sie angegriffen werden sollten. Während der Nacht suchten einige Abgesandte der Räuber die Soldaten zu verführen, und sie zu überreden, daß sie ihre Offizire ausliefern möchten, damit man dieselben ermorden, und ihre Köpfe auf Stangen in der Stadt herumtragen könne. Aber die Soldaten schworen ihren Offiziren, zu wiederholten malen, den Eid, daß sie mit ihnen eher zu sterben, als in ein solches Verbrechen einzuwilligen bereit seyen. Hr. de Saint Sauveur blieb mit seinen Leuten in der Kirche, bis an den folgenden Morgen um eilf Uhr. Von dem Bürgerrathe hörte und sah er nichts. Alle Mitglieder desselben hatten sich versteckt, oder die Flucht

genommen. Endlich erhielt er, durch einen Boten, einen, von zwei Mitgliedern des Bürgerrathes unterschriebenen Befehl, die Stadt wieder zu verlassen. Er zog ab, nachdem er noch vorher erfahren hatte, daß die Räuber Alles, was von den Offizieren und Soldaten in dem ihnen angewiesenen Quartiere zurückgelassen worden war, geplündert hätten. Nach dem Abzuge der Truppen trieben nun die aufrührischen Bauren Ausgelassenheit und Ausschweifungen auf den höchsten Grad. Die Häuser der beiden Bürgerräthe zu Gourdon, der Herren de Fontange und Hebray, wurden geplündert und verbrannt, und diese Herren selbst entgiengen nur mit Mühe dem ihnen gedrohten Tode. Alle Bauren der benachbarten Dörfer, welche bisher ruhig geblieben waren, vereinigten sich nunmehr mit den Aufrührern. Sie weigerten sich alle, die den Edelleuten zugehörigen Steuren und Abgaben, selbst diejenigen Abgaben welche von der Versammlung nicht abgeschaft waren, ferner zu bezahlen. Sie verbrannten das dem Grafen de Beaumont zugehörige Schloß du Repaire; das Schloß des Herren de Durfourt Leobard zu Salviat; und, außer diesen, noch viele andere Schlösser. Am 7. Dezember zogen die Aufrührer, angeführt von der Bürgermiliz, nach dem Scholsse Bazet, welches dem Feldmarschalle Grafen de Clarac zugehörte. Sie plünderten und verbrannten das Schloß, und ermordeten den Marquis Desqueyrac. Der Graf de Clarac hatte sich in einen Keller versteckt, und blieb daselbst zwei Tage lang, unter den brennenden und rauchenden Trümmern seines über ihn zusammengestürzten Schlosses. Am 9. Dezember zog man ihn aus diesem Keller halbtodt hervor, und schleppte ihn nach Toulouse in das Ge-

fängniß, unter dem Vorwande, daß er, um sich zu wehren, eine Pistole losgeschossen habe.

In dem Bezirke von Vesoul, in der Franche Comte giengen ähnliche Auftritte vor. Die Bauren des Dorfes Auxon, in der Abtheilung der oberen Saone, verwüsteten die Wälder in ihrer Nachbarschaft. Dieses wurde ihnen untersagt. Um sich zu rächen, zogen sie, in großer Anzahl, nach dem Schlosse Auxon, in welchem Niemand wohnte, als Madame de Raigecourt, eine achtzigjährige adeliche Dame, mit der Mademoiselle de Montlezun, ihrer zwölfjährigen Nichte. Mademoiselle Bureau de Püzy (Schwester eines Mitgliedes der Nationalversammlung) erhielt Nachricht von der Gefahr, welche jenen beiden Damen drohte. Sogleich eilt sie, mit einer doppelläufigen Flinte bewaffnet, und von ihrem, ebenfalls bewaffneten, Gärtner begleitet, von Püzy, welches eine halbe Stunde von Auxon entfernt ist, den beiden Belagerten zu Hülfe. Als sie vor dem Schlosse ankam, waren die aufrührischen Bauren im Gefechte mit einem Detaschement von zehen Dragonern, welche man von Vesoul gegen sie abgesandt hatte. Mademoiselle de Püzy kam in das Schloß, durch eine verborgene Hinterthür. Sie befahl fünf Bedienten, daß sie sich bewaffnen sollten, und erschien, von denselben begleitet, auf der Terrasse des Schlosses. Sie redete den Aufrührern zu, welche eifrig beschäftigt waren das Schloßthor einzusprengen. Sie that ihnen Vorstellungen; aber vergeblich. Einer von den Bauren, welcher eifrig beschäftigt ist, mit einem Beile das Schloßthor einzuhauen, wirft sein Beil weg, zieht eine geladene Pistole aus der Tasche, und will losdrücken: aber in demselben Augenblicke schießt sie ihre

Flinte auf ihn ab, und streckt ihn leblos dahin. Nun laden die Bauren ihre Flinten. Die Heldinn befiehlt ihrer kleinen Armee Feuer zu geben. Fünf Männer und zwei Weiber werden todtgeschossen, und der ganze Haufe läuft davon. Mademoiselle de Püzy ruft ihnen nach: „Wenn Ihr Euch untersteht, das Schloß anzustecken, oder den Bewohnerinnen desselben einiges „Leid zuzufügen; so will ich selbst, mit eigner Hand, „Euer ganzes Dorf in Brand stecken." Nun sandte sie ihren getreuen Gärtner nach Vesoul, und ließ sich Hülfe ausbitten. Hundert und funfzig Mann kamen an, und bewachten das Schloß. Am folgenden Morgen begab sie sich, mit ihrer Flinte, und begleitet von ihrem Gärtner, wiederum nach Püzy zurück.

Nachdem die sogenannten Patrioten zu Avignon, welche mit Gewalt alle rechtschaffenen Einwohner der Stadt entweder ermordet oder verjagt hatten, in der Grafschaft Avignon keine Gegenstände mehr fanden, an denen sie ihre Mordlust befriedigen konnten, so zogen sie, haufenweise, in die, an Avignon stoßende, Grafschaft Venaissin, welche ebenfalls dem Bischofe zu Rom zugehört. Sie verführten bald auch die französischen Truppen, welche der König, zufolge eines Beschlusses der Nationalversammlung, gegen alles Völkerrecht, nach Avignon hatte senden müssen. Statt daß diese Truppen die Ruhe hätten herstellen sollen, halfen sie plündern, rauben und morden. Ein Haufe bewaffneter Räuber, begleitet von einigen französischen Soldaten, that, am 10. Dezember, einen Einfall in das Gebiet der Stadt Cavaillon. Sie forderten die Einwohner auf: sich der Herrschaft des Bischofs von Rom zu entziehen, und sich mit Frankreich zu vereinigen.

Die Einwohner antworteten: es sey ihre Absicht, Seiner Heiligkeit getreu zu bleiben, und sie protestirten gegen alle gewaltsamen Maaßregeln, sowohl als gegen das Einrücken fremder Truppen in ihr Gebiet. Indeß wurden zu Lille, und an einigen andern Orten der Grafschaft, die französischen Lilien mit Gewalt über die Thore gesetzt. Aber dessen ungeachtet rückte die Armee der Avignoner Räuber, welche die Nationalversammlung in Schutz genommen hatte, mit vier Kanonen gegen die Stadt Cavaillon an. Die Einwohner der Stadt wehrten sich; sie thaten einen Ausfall, und trieben, unter Anführung des Herrn Bonhard, die Belagerer zurück. Aber die Stadt hatte keine Artillerie. Die Räuber rückten, mit ihren Kanonen, abermals an; die Stadtthore wurden eingeschossen; die Stadt ward eingenommen; und die weiße französische Fahne wurde auf die Stadtmauer gepflanzt. Die Räuber plünderten die Häuser der reichen und wohlhabenden Einwohner, und rissen einige derselben nieder. Der Anführer der Räuberbande Patrix befahl, daß alle diejenigen, welche man mit den Waffen in der Hand angetroffen hatte, gefangen nach Avignon geführt werden sollten. Die Räuber begiengen in der Stadt die schrecklichsten Ausschweifungen, und ermordeten viele Weiber und Kinder, mit unmenschlicher Grausamkeit. Von Cavaillon zogen die Räuber nach der Stadt Carpentras. Sobald man in der Stadt von ihrer Annäherung Nachricht erhielt, wurden alle Einwohner von Furcht und Schrecken ergriffen. Alle Bande der Regierung wurden aufgelöst, die Einwohner empörten sich gegen den Magistrat, der Pöbel ermordete einige Offizire, und das französische Wappen ward über das Stadtthor gesetzt.

Die

Die Räuber rückten an, die Stadt ergab sich ihnen und that keinen Widerstand. Aber die Bösewichter waren hiemit nicht zufrieden. Sie hatten sich einmal vorgenommen, die Stadt Carpentras von Grund aus zu zerstören, und dieses schreckliche Vergnügen wollten sie sich nicht nehmen lassen. Sie zogen, vier tausend an der Zahl, mit zehen Kanonen und einem Bomben- mörser, unter Anführung des Mörders Patrix und seiner Gehülfen Duprat und Mainvielle, vor die Stadt Carpentras. Am 20. Januar 1791 fiengen sie an, diese unglückliche Stadt zu beschießen. Bei ihrer Armee befand sich eine große Anzahl leerer Wagen, welche sie mitgebracht hatten, um auf denselben die geplünderten Habseeligkeiten der Einwohner mit sich fortzuführen. Ein starker Regen, welcher den ganzen Tag anhielt und ihre Flinten und Kanonen unbrauchbar machte, hinderte sie an der Ausführung ihres schänd- lichen Vorsatzes, und sie zogen sich zurück, mit dem Geschrei: „Krieg und Plünderung!“ Die Ein- wohner der Stadt Carpentras und der benachbarten Städte verließen ihre Wohnungen; flüchteten sich; und nahmen was sie wegtragen konnten mit sich. Hierauf zogen die Räuber nach der reichen Abtei Bonpas, luden Alles, was sie in dem Kloster von irgend einigem Werthe fanden, auf die mitgebrachten Wagen, und kehrten dann nach Avignon zurück, unter den Schutz des Jakobinerklubs und der Nationalversammlung. Bald nachher ließ der Bürgerrath zu Avignon, dessen Mitglieder Duprat und Mainvielle waren, und mit dessen Bewilligung alles Vorgefallene geschehen war, eine Proklamation ergehen, in welcher diese Schand- thaten gelobt, als deutliche Beweise eines aufgeklärten

Patriotismus angepriesen, und, unter dem Vorwande einer gerechten Rache des Volkes gegen unaufgeklärte Aristokraten, gebilligt wurden. In dem Jakobinerklub zu Paris wurden auf die Räuberbande zu Avignon öffentliche Lobreden gehalten, und die Herren Bouche, Pethion, Roberspierre, Brissot, Carra, Mercier, Desmoulins und Andere, behaupteten: man sollte dem Bürgerrathe zu Avignon danken, daß er den Einwohnern der Grafschaft Venaissain die Wohlthat einer Revolution verschafft habe.

Die Gräfinn de la Mire wohnte auf ihrem Schlosse zu Davenecourt bei Amiens. Der Bürgerrath begab sich zu ihr, und fragte an: ob sie die ihr zugehörigen Rechte auf gewisse, in der Nähe befindlichen Waldungen, aufgeben wolle, oder nicht? Sie antwortete: sie sey gesonnen, sich allen Beschlüssen der Nationalversammlung zu unterwerfen; da nun diese Beschlüsse sie jenes Rechts nicht beraubten, so werde sie dasselbe auch nicht aufgeben. Die Bürgerräthe fragten noch einmal: ob dieses ihr fester und letzter Entschluß sey? Sie erwiederte: daß sie gar nicht begreife wie man sie über so Etwas fragen könne. „Wohlan!" war die Antwort „es wird Ihnen nicht gut gehen." Die Bürgerräthe begaben sich weg und ließen die Sturmglocke läuten. Sogleich versammelten sich die Bauren und drangen in das Schloß. Ein Bedienter will der Gräfinn die Nachricht bringen, daß sie sich in großer Gefahr befinde. Aber, ehe derselbe noch zu ihr gelangen kann, wird ihm, durch einen Flintenschuß, der Arm entzwei geschlagen. Er fällt, richtet sich aber wieder auf, kommt in das Zimmer der Gräfinn, bringt die Nachricht, und stürzt zu Boden. In demselben Au-

genblicke bringen die Bauren herein, prügeln die Gräfinn nebst ihrem Sohne und ihrer Tochter, welche sich bei ihr befinden. Ihre Kammerfrau will sich, aus dem Fenster, auf einer Leiter retten, welche ein Bedienter unten angelegt hatte. Die Bauren werfen die Leiter mit ihr um. Von zehen Uhr des Vormittags bis drei Uhr Nachmittags sah sich die Gräfinn genöthigt, die Beschimpfungen und Mißhandlungen dieser Bösewichter zu ertragen. Sie mußte Alles unterschreiben was man ihr vorlegte. Einer von den Kerlen wollte sie, mit einem Säbelhiebe, umbringen: sie hielt den Arm vor, und dieser wurde durchgehauen. Endlich fand sie Mittel zu entfliehen, während die Bauren das Schloß plünderten. Der Bediente starb an den Folgen des erhaltenen Schusses.

Zu Uzes, im vormaligen Languedoc, war, zwischen den Katholiken und den Protestanten ein förmlicher Bürgerkrieg ausgebrochen, und zwei ziemlich beträchtliche Armeen lagen gegen einander im Felde.

Das Schloß, der schöne Garten, und der berühmte Park des Prinzen Conde, zu Chantilly, in der Nähe von Paris, wurde von Räubern verwüstet. Alles Gewild ward getödtet, nach Paris gebracht und verkauft, ohne daß sich der Bürgerrath zu Chantilly im geringsten darum bekümmert, oder einen Versuch gemacht hätte, das Eigenthum des abwesenden Prinzen zu beschützen, und den Unordnungen Einhalt zu thun. Einige Offizire patroullirten in dem Parke, um die Räuber zu entdecken, aber es wurde im Finstern auf sie geschossen, und Hr. de Bonneval, ein Offizir des Regiments Berry, ward tödtlich verwundet.

Zu Aix, in der vormaligen Provenze, fiel ein schrecklicher Auftritt vor, von welchem folgende Umstände der strengsten Wahrheit gemäß sind. Am 11. Dezember kamen fünf angesehene Bürger von Aix nach dem Rathhause, und legten dem Bürgerrathe den Plan eines neuen Klubs vor, welchen sie, unter dem Namen: Vertheidiger der Religion, der Personen und des Eigenthums, zu errichten gedächten. Zugleich kündigten sie an, daß sie nächstens eine öffentliche Sitzung halten würden. Die Hauptpunkte, zu denen die Mitglieder des Klubs sich verbanden, waren: daß sie Personen und Eigenthum, gegen alles Unrecht vertheidigen und beschützen, und sich, zu diesem Entzwecke, bei jedem Vorfalle mit dem Bürgerrathe vereinigen wollten. Uebrigens sollte, in diesem Klub, von Staatsangelegenheiten gar nicht gesprochen, und der neuen Konstitution, weder im Guten noch im Bösen, erwähnt werden. Die Jakobiner (deren Grundsatz es ist, im ganzen Königreiche keinen andern Klub, von welcher Art er auch sey, zu dulden, wenn derselbe nicht mit dem Jakobinerklub zu Paris in Verbindung tritt) erhielten bald Nachricht von diesem Vorhaben. Sie gaben vor und streuten heimlich aus: der neu zu errichtende Klub sey der Anfang einer Gegenrevolution, und alle Mitglieder desselben würden die weiße Kokarde tragen. Der Bürgerrath ließ, mitten in der Nacht, die Läden aller Kokardenhändler untersuchen, um gewiß zu erfahren, ob in denselben weiße Kokarden vorhanden seyen oder nicht. Man fand nicht eine einzige, und überzeugte sich auf diese Weise, daß das von den Jakobinern ausgebreitete Gerücht eine bloße Verleumdung gewesen war. Mehr als 600 Bürger aus allen Ständen hatten

ihre Namen unterzeichnet, um an dem neuen Klub Theil zu nehmen. Außer dem Jakobinerklub befand sich zu Aix noch ein anderer Klub, welcher mit dem Jakobinerklub in gutem Vernehmen stand, und von demselben geleitet wurde. Dieser hieß der antipolitische Klub. Der Stifter und Vorsitzer desselben war ein gewisser Abbe Rive, und die Mitglieder des Klubs waren lauter Bauren, welche dieser Abbe nach Gefallen leitete und aufwiegelte. Am 12. Dezember vereinigte sich, zum erstenmale, der Jakobinerklub mit dem antipolitischen Klub, und die beiderseitigen Mitglieder hielten mit einander eine Mahlzeit. Nachdem sie sich, durch Weintrinken und durch patriotische Gespräche, erhitzt hatten, zogen sie in Prozession durch die Stadt, und versammelten sich vor einem Kaffeehause, welches der gewöhnliche Aufenthalt der sogenannten Aristokraten war. Sie warfen die Fenster ein, und schlugen Stühle und Tische entzwei. Hr. de Guiramand, ein Greis von siebenzig Jahren, trat aus dem Kaffeehause heraus, und suchte den Pöbel zu besänftigen. Er wurde mit einem Steinregen empfangen. Hierauf nahm er zwei geladene Pistolen, welche er immer bei sich führte, aus seiner Tasche, und schoß unter den Haufen. Er traf Niemand; aber seine Unvorsichtigkeit vermehrte den Lärm. Es war acht Uhr des Abends. Die Offizire des Regiments Lionnais, welches zu Aix in Garnison lag, ließen Lärm trommeln, und versammelten ihre Soldaten, um bereit zu seyn Hülfe zu leisten, sobald der Bürgerrath es verlangen würde. Aber der Bürgerrath zu Aix war mit den beiden patriotischen Klubs einverstanden. Er ließ nicht die Sturmglocke läuten; er ließ nicht das Kriegsgesetz ablesen; er ließ nicht die

rothe Fahne wehen; er verlangte nicht, daß die Bürgermiliz, welche mehr als vier tausend Mann stark war, gegen diesen Haufen von Aufrührern ausrücken sollte: sondern der Bürgerrath ließ dem, in Schlachtordnung stehenden, Regimente Lionnais sagen: daß es sogleich die Stadt verlassen möchte. Das Regiment gehorchte, und verließ die Stadt. Nun sandte der Bürgerrath nach Marseille, und bat sich Hülfe aus. Sogleich begaben sich von Marseille 450 Soldaten von dem Schweizerregimente Ernst, nebst 600 Bürgersoldaten, auf den Marsch. Damit aber auch diese nicht zu frühe ankommen möchten, sandte der Bürgerrath ihnen einen Boten entgegen, und ließ ihnen sagen, daß sie Halt machen und nicht weiter vorrücken möchten, weil in der Stadt Alles ruhig sey. Am 13. Dezember, des Morgens um sechs Uhr, kam ein Haufe des wüthenden Pöbels, aufgewiegelt und angeführt von Mitgliedern des Jakobinerklubs, nach dem Landhause des Herrn Mignard, des Schwiegervaters des Hrn. Dandre, Mitgliedes der Nationalversammlung. Hr. Mignard, sowohl als sein Freund Hr. Pascalis, ein rechtschaffener Mann und ein berühmter Advokat, lag noch im Bette. Der Pöbel brach in das Haus. Man nöthigte sie aufzustehen, man erlaubte ihnen kaum sich anzuziehen, und man schleppte sie nach Aix in das Gefängniß. Bald nachher holte man noch aus ihren Häusern einen Herrn Morelet de la Roquette, und einige andere rechtschaffene Männer, von denen die Jakobiner vorgaben, daß sie Feinde des Vaterlandes seyen. Alle diese proskribirten Personen wurden nach dem Gefängnisse gebracht. Nunmehr sandte der Bürgerrath abermals einen Boten an die Truppen, welche von Marseille her auf dem Wege begriffen waren, mit

dem Befehle, daß sie vorrücken sollten. Sie kamen an, sie wurden in die Kasernen einquartirt, und den Schweizern wurde die Wache über die Gefangenen anvertraut. Als die Schweizer in den Kasernen ankamen, fanden sie, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, daß der Bürgerrath alle, in denselben vorhanden gewesene, und dem Regimente Lionnais zugehörige Kriegsmunition, hatte wegnehmen lassen. Die Offizire der Schweizer verlangten, inständig und zu wiederholten malen, daß man ihnen einen Theil derselben ausliefern möchte. Aber alle diese Bitten und Vorstellungen waren vergeblich. Der Tag verfloß ohne weitere Unordnung. Aber Schrecken und Furcht hatte sich der Gemüther der rechtschaffenen Einwohner bemächtigt. Sie hielten die Thüren ihrer Häuser und ihrer Kramläden den ganzen Tag über verschlossen. Von allen benachbarten Dörfern kamen eine Menge Bauren nach der Stadt, ohne daß man einsehen konnte, aus welcher Ursache dieses geschah. Von Marseille her langten sehr viele Bettler und Landstreicher an. Der Bürgerrath nahm nicht die geringste Maaßregel, um die Ruhe und die Sicherheit der Stadt zu erhalten. Am folgenden Morgen, am 14. Dezember, war der ganze, einheimische und fremde Pöbel; auf einmal in Bewegung. Der rasende Haufe drängte sich zu dem Gefängnisse, und verlangte, mit wüthendem Geschrei, die Köpfe der Gefangenen. Hr. von Diesbach, welcher die Schweizer kommandirte, forderte Verhaltungsbefehle von dem Bürgerrathe. Er erhielt keine. Er mußte sehen, wie der Pöbel sich auf das Gefängniß zudrängte, wie das Leben der Gefangenen in Gefahr war, während seine tapfern Schweizer durch einige Schüsse das ganze zusammengelaufene Gesindel hätten zerstreuen

können. Alles dieses mußte er sehen, und konnte doch nicht den Befehl erhalten, auch nur Einen Schuß thun zu dürfen. Er war hiermit nicht zufrieden; er hielt es seiner Ehre für nachtheilig, Mordthaten im Angesichte seiner Soldaten vorgehen zu lassen, ohne dieselben zu verhindern. Er verlangte daher von dem Bürgerrathe einen schriftlichen Verhaltungsbefehl. Und er erhielt einen schriftlichen Befehl: sich mit seinen Soldaten ganz leidend zu verhalten, dem Pöbel nicht zu wehren, und sich in Nichts zu mischen. Bald nachher kamen einige Mitglieder des Bürgerrathes, in ihren Zeremonienkleidern, nach dem Gefängnisse. Der rasende Pöbel machte ihnen Platz, und verlangte, daß sie dem Gefangenwärter (welcher erklärt hatte, er würde seine Gefangenen mit Gefahr seines eigenen Lebens vertheidigen) einen schriftlichen Befehl geben möchten, die Gefangenen auszuliefern. Sie unterschrieben den Befehl. Die Gefangenen wurden ausgeliefert, von dem Pöbel, mit kannibalischer Wuth, nach der Allee geschleppt, und jeder an einen Baum aufgehängt. Von der Bürgermiliz und von den Truppen durfte nicht ein einziger Mann ausrücken, um eine so schreckliche Mordthat zu verhindern. Hr. Pascalis verlangte einen Beichtvater, um noch vor seinem Tode die Absolution zu erhalten, aber die Mörder antworteten: seit der neuen Konstitution sey keine Absolution mehr nöthig. Nach einigen Minuten warfen die Bösewichter die Ermordeten von den Bäumen herab, hackten ihnen die Köpfe ab, steckten dieselben auf Stangen, und trugen sie in der Stadt herum. Bei allem diesem blieb der Bürgerrath ganz ruhig. Der alte Greis, Hr. de Guiramand, welcher, zwei Tage vorher, in dem Kaffeehause, durch einen Flintenschuß in den Schen-

kel, war verwundet worden, hatte sich nach seinem Landhause geflüchtet. Der Pöbel begab sich dahin. Man riß ihn aus seinem Bette, man warf ihn gebunden auf einen Karren und man führte ihn nach Aix. Daselbst zeigte man ihm die zerfleischten Leichname der Hingerichteten. Dann ward er an einen Baum aufgehängt, und ihm nachher der Kopf abgehackt. Mehr als sechs Stunden verflossen zwischen den ersten Ermordungen und zwischen dieser zweiten. Dennoch ließ der Bürgerrath auch diese geschehen, und die Schweizer, welche vor Wuth über die schändliche Rolle die sie spielen mußten, sich kaum zu halten vermochten, erhielten keinen Befehl und durften auch nicht die kleinste Bewegung machen, um das Leben eines schätzbaren Bürgers des Staats zu retten. Die drei Ermordeten waren erklärte Feinde Mirabeaus; und Hr. Pascalis hatte Mirabeaus Frau gegen ihren Mann vertheidigt, als sie sich genöthigt gesehen hatte, wegen der Mißhandlungen die sie von ihm erdulden mußte, auf eine Ehescheidung zu dringen, und ihren Mann zu verklagen. Aus diesem Grunde vermuthete man, daß Mirabeau der heimliche Anstifter dieser Mordthaten gewesen sey. Der Schrecken und die Furcht, welche sich, nach diesen Greuelthaten, über alle Einwohner der Stadt Aix verbreiteten, war unbeschreiblich groß. Viele derselben flüchteten sich und verließen die Stadt. Diejenigen, die da zurückblieben, verschlossen ihre Thüren und verrammelten dieselben inwendig. Niemand wagte es aus seinem Hause zu gehen: nicht einmal die Bedienten, um von dem Brunnen Wasser zu holen. Die Fensterläden wurden den ganzen Tag über nicht geöffnet. Bewaffnete Männer, abgesandt von dem Jakobinerklub, durchsuchten alle Häuser, welche sie für verdächtig hielten. Mehr als zwanzig

sogenannte Aristokraten wurden aus ihren Wohnungen gerissen und nach dem Gefängnisse geschleppt; und von den Anverwandten des ermordeten Pascalis ließ man nicht einen einzigen entwischen. War der innere Zustand der Stadt schrecklich, so war es der äußere noch mehr. Alle benachbarten Städte und Dörfer befanden sich in einem völligen Aufstande; die Landstraßen waren mit Bauern bedeckt, die sich der Flüchtlinge bemächtigten, welche der ihnen drohenden Gefahr zu entgehen suchten. Auf den Landhäusern nahmen die Bauern ihre Herrn gefangen, und drohten, sie zu ermorden. Die Bürgermiliz, von bewaffneten Bauern begleitet, durchsuchte und plünderte die Schlösser der Edelleute. Sogar die Begräbnißgruft der vormaligen Grafen von Provenze war untersucht worden, weil man in derselben versteckte Flinten und Schießpulver anzutreffen vermuthet hatte. Endlich, am 20 Dezember, ließ der Bürgerrath zu Aix eine Verordnung ergehen, und verbot die Haussuchungen und die Mißhandlungen der Staatsbürger. Ein großer Theil der Einwohner verließ, auch jetzt noch, die Stadt, und man fand ganze Straßen, welche gänzlich verlassen waren. Nur die Jakobiner und ihre Freunde blieben zurück. Auf den Befehl dieses Klubs, wurde (zu einer Zeit da die ganze Stadt, wegen der geschehenen Mordthaten, in die tiefste Trauer versenkt war) das Theater täglich geöffnet, und eine Vorstellung, zu Gunsten der armen Mitglieder des Klubs, gegeben. Damit diese Vorstellung recht einträglich werde, sandten die Jakobiner Billette für die ersten Plätze in allen Häusern herum, und wer nicht für einen Feind der Konstitution erklärt, und ermordet zu werden erwarten wollte, der sah sich genöthigt diese Billette anzunehmen und zu bezahlen.

Mirabeau stattete der Nationalversammlung, von demjenigen was zu Aix vorgefallen war, Bericht ab. Hr. Dandre sagte hierauf: „Meine Herren! In dem „gegenwärtigen Augenblicke wird mein Herz von Gram „zerrissen. Verzeihen Sie mir gütigst, wenn ich auch „vor Ihnen meinen Schmerz ausdrücke. Hr. Pasca„lis war mein Freund, mein zweiter Vater; und nun „ist Er dahin! Ihm bin ich die geringen Talente schul„dig, welche ich in dieser erhabenen Versammlung gezeigt „habe. Ihnen verdanke ich jenen Geist der Freiheit „und der Standhaftigkeit, mit welchem ich alle mei„ne Meinungen vorgetragen habe. Ihm verdanke ich „es, daß ich die Ehre habe unter Ihnen zu sitzen. Sei„ne wohlthätige Sorgfalt hatte meinen Kopf und mein „Herz gebildet. Ihm bin ich den Besitz einer Frau schul„dig, welche das Glück meines Lebens ausmacht. Er „war edel und rechtschaffen. Er sagte seine Meinung „ohne Umschweife gerade heraus. Hiedurch machte er „sich viele Feinde, und diese haben ihn endlich aus der „Welt geschafft."

Abbe Maury. Dieses ist also die Art, wie das Volk das Recht der Oberherrschaft ausübt, von welchem man es fälschlich überredet, daß ihm dasselbe zugehöre! Auf diese Weise führt man das Volk vom Irrthume zum Verbrechen! Endlich ist die Zeit vorhanden, strenge zu strafen. Glaubt mir, die Ordnung wird nicht hergestellt werden, wenn Ihr nicht ein großes Exempel statuirt.

Mirabeau. Die zu Aix begangenen Verbrechen sind unstreitig sehr groß. Es ist unstreitig eine schreckliche Greuelthat Menschenblut zu vergießen. Aber, wenn man den Vorfall ganz kennt, so läßt sich derselbe doch einigermaßen entschuldigen. Das Volk ist verführt

worden, und man sollte sich, auf diesem Rednerstuhle, nicht eine so grosse Heftigkeit gegen dasselbe erlauben.

Karl Lameth. Man führt das Volk irre, damit es unrecht handle, und damit man es nachher, auf eine der Freiheit und der Konstitution nachtheilige Weise, bestrafen könne. Wenn man das Volk auf das Aeußerste treibt, so begeht es Verbrechen. Das Volk hat aber nicht Unrecht, denn die gute Sache hat ja gesiegt.

Die Versammlung beschloß: daß, zu Erhaltung der Ruhe, Linientruppen von dem Könige nach Aix gesandt werden sollen. Von Untersuchung der Verbrechen, und von Bestrafung der Verbrecher, war keine Rede.

Auch in den Kolonien waren die Unruhen sehr groß, vorzüglich auf der Insel **Martinique**. Diese Unruhen waren von anderer Art, sie hatten einen andern Ursprung als die Unruhen auf der Insel St. Domingue. Auf dieser letztern Insel befanden sich, wie wir oben gesehen haben, zwei einander entgegen gesetzte Partheien, von denen die eine sich den Beschlüssen der Nationalversammlung unterwarf, und dieselben in Ausübung zu bringen suchte, die andere hingegen sich unabhängig zu machen und von Frankreich sich zu trennen verlangte. Auf der Insel **Martinique** hingegen unterwarfen sich beide, mit einander im Streite begriffene Partheien den Beschlüssen der Nationalversammlung, und der Streit selbst war bloß allein der Ausbruch eines Hasses, den sie schon lange, gegenseitig, gegen einander getragen hatten. Der Streit, welcher ausbrach, war ein Streit zwischen den Mulatten und den Kreolen. Das Interesse der Stadt St. **Pierre** ist dem Interesse des übrigen Theils der Insel von jeher entgegen gesetzt gewesen. Denn diese Stadt versorgt die Insel mit einigen der noth-

vendigsten Bedürfnissen des Lebens, und sie steht da-
jer mit derselben in dem Verhältnisse eines Gläubi-
jers gegen seine Schuldner. Gleich mit der ersten
Nachricht von der französischen Revolution hatten die
lnruhen auf der Insel ihren Anfang genommen. Es
oaren aber dieselben, im Mai des Jahres 1790,
inigermaaßen gestillt worden, und Alles schien auf
er Insel wiederum ruhig zu seyn. Im Monate
Junius brachen neue Unruhen aus. Die Mulatten
n der Stadt St. Pierre hatten sich bewaffnet und
n Kompagnien vertheilt, um der Prozession des Frohn-
eichnamsfestes beyzuwohnen. Einige Kreolen verbreite-
en die Nachricht: die Mulatten bewaffneten sich in
einer andern Absicht, als um sich der Insel zu bemäch-
igen. Diese Nachricht brachte die übrigen Kreolen in
Wuth, und viele Mulatten wurden ermordet. Der
neueingerichtete Bürgerrath der Stadt St. Pierre be-
andelte die Mulatten als Staatsverbrecher, und ließ
inige derselben ins Gefängniß werfen. Die Kolonial-
versammlung der Insel zu Port Royal, bediente sich
dieser Gelegenheit, um sich an der Stadt St. Pierre,
vegen eines alten Grolls gegen dieselbe, zu rächen. Sie
bat daher den Kommendanten der Insel, Hrn. Damas,
daß er alle die ihm untergebenen Truppen versammeln,
gegen St. Pierre anrücken, sich der Stadt bemächti-
gen, und den neuerrichteten Bürgerrath vernichten
möchte. Hr. Damas willigte in das Verlangen ein,
und bemächtigte sich der Stadt St. Pierre, die keinen
Widerstand that. Nun war alles ruhig. Aber die Trup-
pen des Hrn. Damas wurden bald in der Stadt, von
den Einwohnern, zu demokratischen Gesinnungen ver-
führt. Sie gehorchten ihm nicht mehr, sondern thaten
das die Einwohner von ihnen verlangten. Nunmehr

entstanden auf der Insel zwei Partheien: die Parthei der Stadt St. Pierre, und die Parthei der Kolonialversammlung. Die erstere Parthey nahm in kurzer Zeit so sehr überhand, daß sich die Mitglieder der Kolonialversammlung genöthigt sahen Port Royal zu verlassen. Die Soldaten, und sogar die Offizire, waren für die Parthei von St. Pierre. Jetzt bewaffnete die Kolonialversammlung, mit Einwilligung des Hrn. Damas, eine Menge Negersklaven, und rückte mit denselben gegen St. Pierre an. Nach einigen kleinen Scharmützeln wurde, am 25 September, eine große Schlacht geliefert, in welcher die Parthei der Kolonialversammlung siegte, so daß dieselbe wiederum, im Triumphe, zu Port Royal einzog. Nunmehr sandte die Stadt St. Pierre nach der französischen Insel Guadeloupe, und ließ sich Hülfe ausbitten. Die Demokraten zu Guadeloupe sandten drei hundert Mann. — Dieses war der Zustand der Dinge auf der Insel Martinique, am Ende des Jahres 1790.

Auf der Insel St. Domingue daurten die Unruhen noch immer fort. Nach der Abreise der allgemeinen Versammlung auf dem Schiffe Leopard, entstand eine neue Versammlung, welche sich zu Leogane versammelte, und sich Kriegs- und Staatsrath der Insel nannte. Dieser Staatsrath beschloß: die vormalige allgemeine Versammlung zu unterstützen, zwischen den dreizehn Kirchspielen der südlichen Provinz und einem Theile der westlichen Provinz ein Bündniß zu schließen, eine Bundesversammlung zu wählen, sich den Befehlen dieser Versammlung zu unterwerfen, und ein Korps Truppen zu errichten, welches den Befehlen dieser Versammlung unterworfen seyn sollte. Dieser neuen

Versammlung setzte sich die Versammlung der nördlichen Provinz mit aller Macht entgegen.

In Korsika herrschte Paoli unumschränkt. Er hatte alle Gewalt an sich gerissen, und er spielte die Rolle eines Königs von Korsika, ob er gleich den Titel eines Königs nicht hatte. Alle Personen, von denen man wußte oder vermuthete, daß sie mit der vormaligen französischen Regierung in irgend einiger Verbindung gestanden hätten, wurden verfolgt, und von der Insel vertrieben. Er besetzte alle Stellen mit gebohrnen Korsikanern, und suchte auf alle Weise, die Frankreicher aus der Insel ganz zu verbannen und zu entfernen. Paoli errichtete eine Kompagnie Soldaten, welche er besoldete, und zu seiner Leibwache annahm. Niemals gieng er aus, ohne von dieser Leibwache begleitet zu seyn; nicht einmal auf den öffentlichen Spaziergang. Alle Briefe, welche in Korsika ankamen, oder von da abgingen, wurden erbrochen und gelesen. Mit Mirabeau war Paoli in der allergenauesten Verbindung, und daher entstand, am sechsten November, folgender Auftritt in der Nationalversammlung.

Es wurden Abgesandte von Korsika vor die Schranken der Versammlung gelassen. Diese hielten der Versammlung eine Lobrede im gewöhnlichen Style, und klagten nachher zwei korsikanische Mitglieder der Versammlung, die Herren Buttafoco und Perretti an; hingegen die andern beiden Mitglieder wurden von ihnen gelobt. Nach Ablesung dieser Rede entstand in der Versammlung ein großer Lärm. Es schien unbegreiflich zu seyn, wie der Presiðent zugeben konnte, daß unbekannte Männer, denen man die Ehre erlaubte, vor den Schranken der Versammlung eine Rede abzulesen, sich sollten erdreisten dürfen, Mitglieder dieser Ver-

sammlung namentlich zu beschimpfen, und dieselben an eben der Stelle für infam zu erklären, an welcher sie für unverlezlich erklärt worden waren. Die rechte Seite der Versammlung stand lärmend und unwillig auf, die linke Seite hingegen klatschte Beifall, und lobte den Redner. Lärm und Tumult nahmen zu. Endlich trat Mirabeau auf den Rednerstuhl und sagte: „Mit „Recht klagt man die korsikanischen Mitglieder in unsrer „Versammlung an. Hier, hier habe ich zwei Briefe „die von ihnen geschrieben sind, und diese Briefe will „ich in einer Uebersetzung vorlesen." Mirabeau las die Briefe vor, welche weiter nichts enthielten, als eine Mißbilligung verschiedener Grundsätze der Versammlung, und vorzüglich der Einrichtung in geistlichen Sachen.

Unmöglich ist es, zu beschreiben, mit welchen Empfindungen des Zorns, der Wuth, und des Unwillens der größte Theil der Versammlung erfuhr, daß durch das Zurückhalten und Erbrechen der, der öffentlichen Treue anvertrauten Briefe, Mirabeau sich im Besitze solcher Geheimnisse befand, welche ein Freund dem andern mittheilte, in Hoffnung daß dieselben in dem Busen seines Freundes verschlossen bleiben sollten. Man rief Mirabeau die härtesten Schimpfwörter, wegen seines schändlichen Verfahrens zu. Einige nannten ihn einen unverschämten Mörder, andere einen Bösewicht, einen Nichtswürdigen. Hr. Durget rief ihm zu: seine Regierung sey vorüber, und seinen Triumph werde er auf dem Schafote feiern. Hr. Dambly sagte: da man einmal wisse, daß er keine Herausforderung annehme, und daß er, aus Feigherzigkeit, sich in seinem ganzen Leben nicht habe schlagen wollen, so bleibe kein

an-

nderes Mittel übrig, als ihm eine Tracht Schläge ge-
en zu lassen. Mirabeau erschrak, da er diese Drohun-
en hörte, er rief seinen Pöbel zu Hülfe, und sagte im
eftigsten Zorne: nichts würde mir leichter seyn, als mich,
wegen der mir angethanen Beschimpfungen, auf eine
recht auffallende Weise zu rächen." — „Ja! ja!" rief
nan ihm zu „lassen Sie Ihre Legionen anrücken, lassen
Sie uns ermorden! Hier sind wir!" — „Haben wir
Legionen," erwiederte er „so habt Ihr nichts als schänd-
liche Schmähschriften. Wahrlich! unsere Geduld ist
zu groß!" Der President Hr. Barnave konnte den
ärm nicht stillen. Niemand hörte auf ihn. Er sah
ich also genöthigt den Hut aufzusetzen, als einen Be-
veis, daß er die Versammlung nicht länger zu regieren
ermöge. Endlich wurde es ruhig, die Korsen lasen
hre Rede, bis ans Ende, ohne fernere Unterbrechung
b, und die Versammlung erlaubte ihnen, der Sitzung
eizuwohnen.

Auf eine solche Weise wurden die, so schön lauten-
en, und so feierlich anerkannten Rechte des Menschen
nd des Bürgers, in dem wiedergebornen Frankreich,
nd in allen zu diesem Reiche gehörigen Ländern, in
lusübung gebracht.

Am 21 Dezember sagte Hr. Barrere in der Natio-
alversammlung: „Ihr habt feierlich beschlossen, daß
ie Wittwen solcher Männer, die dem Vaterlande Dien-
e geleistet haben, von dem Staate belohnt werden sol-
n. Nun habe ich, zufolge dieses Beschlusses, die Eh-
e Euch eine Bitte vorzulegen. Die Wittwe eines be-
ühmten Mannes fordert jetzo, von den Stellvertretern

der Nation, Hülfe gegen die Armuth welche ihr droht. Diese Wittwe ist die Wittwe des Johann Jakob Rousseau. Sie ist zwar im Genusse einiger kleinen Gnadengelder, welche sie dem Namen ihres grossen Gemahls verdankt. Aber dieses sind unzuverlässige Wohlthaten. Solche Quellen können täglich versiegen, sie dann in Nothdurft und Kummer versetzen. Durch diese Besorgniß angetrieben, bittet sie sich, meine Herren, Euren Beistand aus. Ihre Furcht ist unglücklicherweise nur zu sehr gegründet, da sie schon eines von diesen Gnadengehalten verloren hat — Schon höre ich das Geschrei der Verleumdung! Denn diese hat den Verfasser des gesellschaftlichen Vertrags so lange gequält; sie hat sich, auf eine so niederträchtige und strafbare Weise, unterstanden seine Asche zu stören, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie sich auch an der Wittwe des grossen Mannes vergangen hat! Dieses rechtschaffene Weib ist angeklagt worden, daß sie den berühmten Namen Rousseau in den Armen eines zweiten Mannes geschändet habe. Aber hier, in dem Tempel der Gesetze, muß die so lange Zeit verläumdete Wittwe Desjenigen gerechtfertigt werden, welcher der ganzen Welt Gesetze gegeben hat! Nein! meine Herren, niemals hat sie sich an dem Andenken Rousseaus vergangen. Sie würde den Titel seiner Wittwe nicht gegen eine Krone vertauschen. Dieses sind ihre eigenen Gesinnungen; dieses sind ihre eigenen Ausdrücke, die ich so sorgfältig aufgefaßt, und die ich, nicht ohne Rührung, aus ihrem eigenen Munde gehört habe. Ich habe hier die eigenhändigen Zeugnisse des Pfarrers zu Ermenonville, und des Pfarrers zu Plessis Belleville, in deren Pfarreien sie gewohnt hat, seitdem sie eine Wittwe ist. Diese bezeugen, daß sie

sich, seit dieser Zeit, durch Reinheit der Sitten, und sogar durch Wohlthätigkeit, ausgezeichnet habe. Wenn ich noch mehr Zeugnisse vonnöthen hätte, so würde ich Rousseaus eignes Zeugniß anführen. Er sagt, in einem Briefe an Hrn. Dubois: „Sie war der Trost in „meinem Unglücke. Um ihrer willen segnete ich dassel- „be. Und nun, zur Belohnung für eine zwanzigjährige „Zuneigung und Sorgfalt, lasse ich sie, allein und ohne „Schutz, in einem Lande in welchem sie beider so sehr „bedarf! Aber ich hoffe, daß Alle Diejenigen, die „mich geliebt haben, die Gesinnungen welche sie für „mich hatten, auf sie übertragen werden. Sie ist derselben würdig: und ihr Herz ist ganz so geschaffen „wie das meinige." Athen erzog die Kinder des Aristides auf Kosten des Staats. Was soll nunmehr die französische Nation für die Witwe Johann Jakob Rousseaus thun? Ich will nicht hinzusetzen, daß sie arm und tugendhaft ist; daß die Last ihres Grams und ihrer Jahre sie drückt: denn Ihr seyd gerecht, Ihr seyd menschlich, und die Ehre der Nation liegt Euch am Herzen. Ohne Zweifel werdet Ihr dafür halten, daß die Wittwe dieses großen Mannes auf Kosten des Staats ernährt werden müsse. Aber ich darf nicht vergessen, daß sie selbst Eurer Wohlthätigkeit Schranken gesetzt hat. Sie kann nicht mehr annehmen als sechs hundert Livres."

Die Versammlung beschloß.

„1. Es soll dem Verfasser des **Emils** und des **gesellschäftlichen Vertrags** eine Ehrensäule mit folgender Aufschrift errichtet werden: **Von der freien französischen Nation dem Johann Jakob Rousseau.** Auf dem Fußgestelle soll seine Wahlschrift: Vitam impendere vero, eingegraben werden."

„2. Maria Theresia Levasseur, die Wittwe des „Johann Jakob Rousseau, soll auf Kosten des Staats „ernährt werden, und zu diesem Ende soll sie jährlich, aus „dem öffentlichen Schatze, eine Summe von zwölf hun„dert Livres erhalten.“

Man weiß was Rousseaus Feinde für schändliche Gerüchte von seiner nachgelassenen Wittwe verbreitet haben; man weiß, wie gierig diese Gerüchte, von einer grossen Menge Schriftsteller, denen Rousseaus Glanz die Augen blendete, und die ihn gerne, von der Höhe auf welcher er stand, bis zu sich herab hätten ziehen mögen, sind verbreitet worden, um Rousseaus ehrwürdigen, und jedem Menschenfreunde theuren und heiligen Schatten, auch noch im Grabe, zu betrüben. Nun ist endlich der arglistigen Verleumdung die Maske abgerissen; sie knirscht mit den Zähnen; sie kehrt in den Morast der Lügen zurück, aus welchem sie empor stieg; und Rousseaus gute, ehrliche, unschuldige Wittwe ist, von Allem, was man ihr fälschlich Schuld gegeben hatte, endlich feierlich freigesprochen worden.

Ende des vierten Bandes.

Nachricht für Nachdrucker.

Der Verleger warnt alle Nachdrucker, sich weder an dieses noch andere seiner Verlagswerke zu vergreifen, weil Maaßregeln genommen sind, die gewiß eher Schaden als Vortheil für diese Klasse des Erwerbszweiges bringen.

